



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

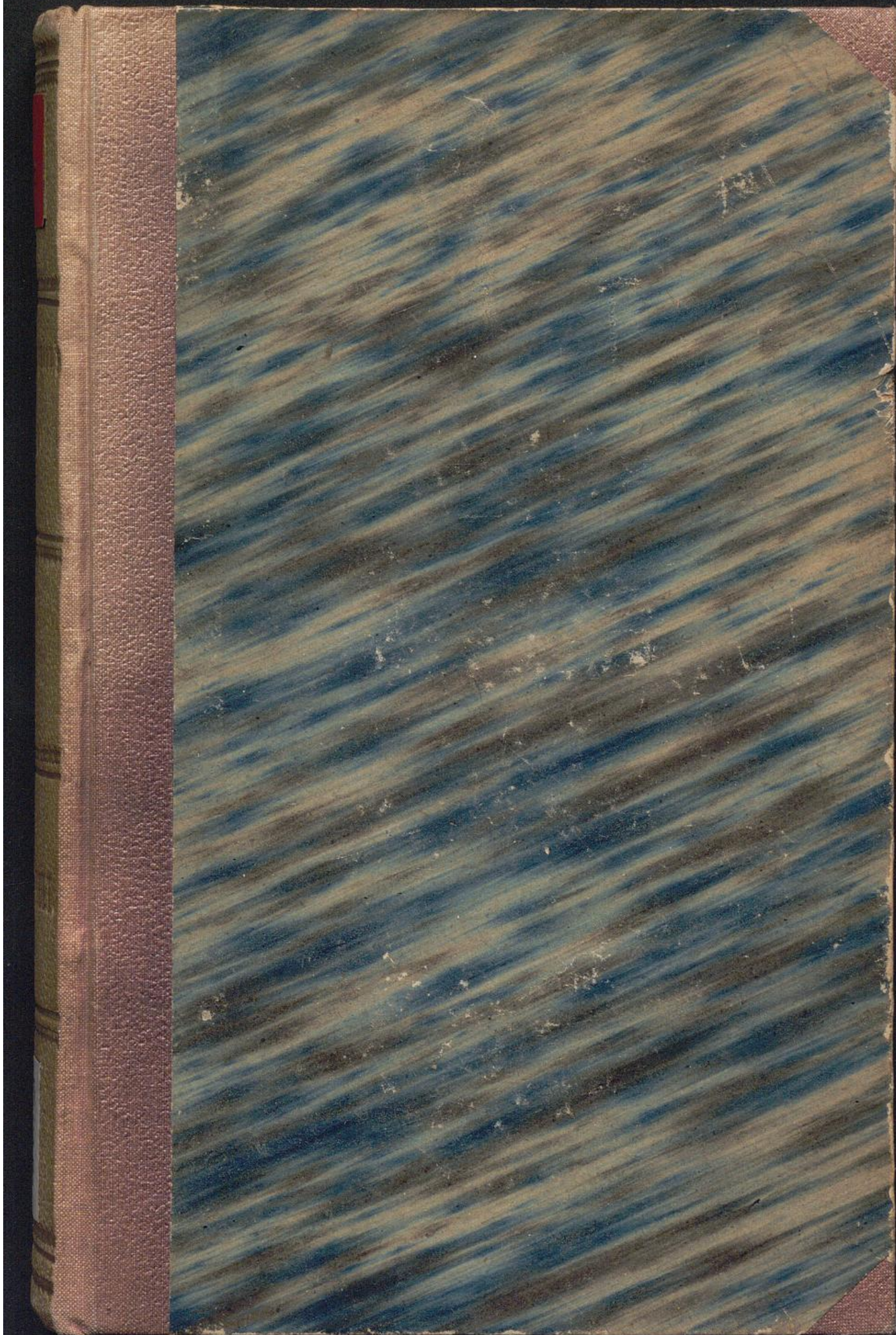
Des Herrn von Montesquieu kleinere Werke

Aus dem Französischen ganz neu übersetzt und mit Anmerkungen
versehen

Montesquieu, Charles Louis de Secondat de

Wien, 8-o

[urn:nbn:de:hbz:466:1-51272](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-51272)



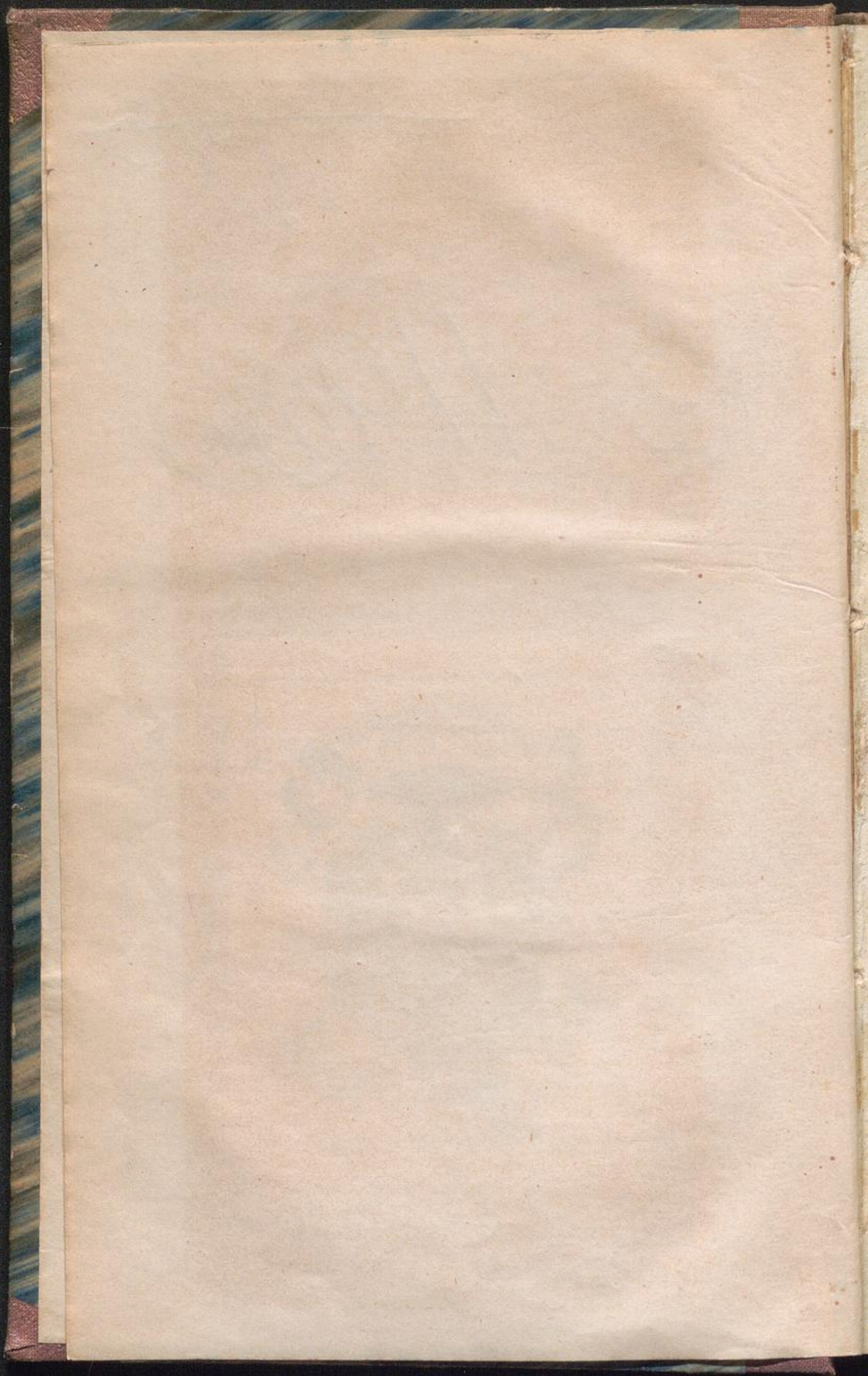


~~D 6 5 9 2 / 2~~

4 M

RB

11960



Des
Herrn von Montesquieu
kleinere Werke.

Aus dem Französischen ganz neu übersezt
und mit Anmerkungen versehen.

A. Kuncy
imp

Zweiter Band.

Wien,
gedruckt und verlegt bey B. Ph. Bauer.

1799.



Standort: P ~~10~~ 06
Signatur: FBFM 1215 - 718
Akz.-Nr.: 76/8368
Id.-Nr.: W1153942 ✓



Des
Herrn von Montesquieu
s ä m m t l i c h e W e r k e.
Siebenter Theil.

Enthält
dessen kleinere Werke.

1. Auftrags- und
A 113 32 3 11 11 11 11 11
113 11 11 11 11 11 11 11

113 11 11 11 11 11 11 11
113 11 11 11 11 11 11 11

V o r r e d e.

Wer mit Montesquieu's edler und großer Seele, die aus seinen Schriften überall hervorleuchtet, bekannt ist, dem wird auch jeder Nachtrag zu seinen Werken, jeder kleinere, aus seiner Feder geflossene Aufsatz willkommen seyn. Die französische Nation, die bey seinen Lebzeiten und bis auf den Zeitraum der Revolution so viel an seinen Schriften und besonders an seinem Geiste der Gesetze zu tadeln fand, läßt ihm jetzt später nach seinem Tode (man weiß, daß er schon 1755 starb) alle verdiente Gerechtigkeit widerfahren, legt seine Werke ein Mahl über das andere in verschiedenen Formaten auf, empfiehlt sie mit dem stärksten Enthusiasmus, und hat es denn auch der Mühe werth geachtet, die von ihm noch aufgefundenen wenigen Ueberbleibsel, die der Zerstörung bey dem durch die Terroristen zu Bordeaux 1793 angerichteten Blutbade entgangen sind, der Welt mitzutheilen. Dieß konnte ein hinlänglicher Bewegungsgrund für mich seyn, die gegenwärtige

)(

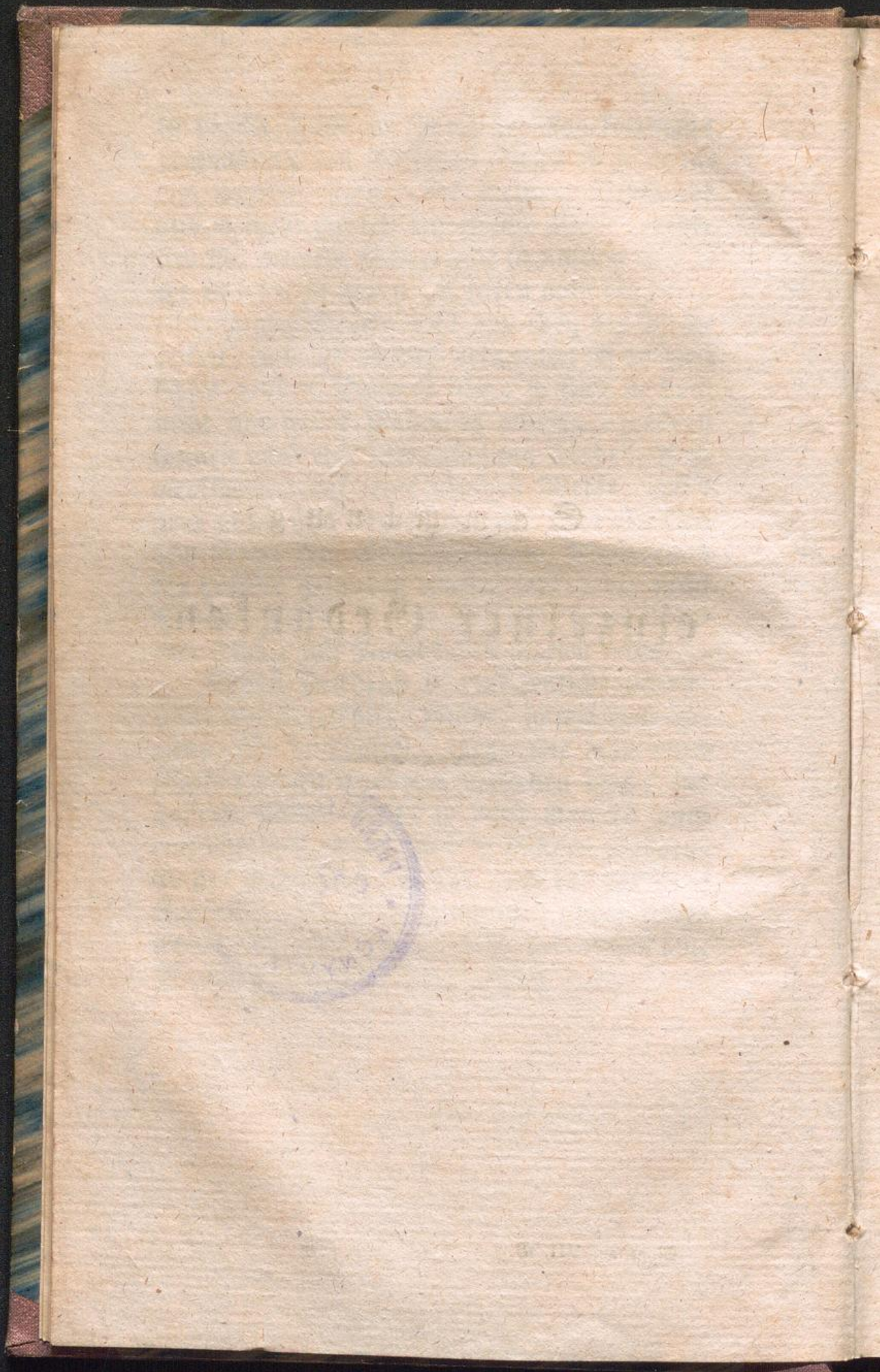
in diesem Jahre zu Paris herausgekommene Sammlung von Aufsätzen dieses so schätzbaren Schriftstellers, der meinem Verstande und meinem Herzen auf gleiche Weise verehrlich ist, meinem Vaterlande in unserer Sprache zu lesen zu geben. Sollten auch die darin enthaltenen Stücke nicht von eben der Wichtigkeit, als die bereits bekannten Schriften dieses großen Mannes seyn; so sind sie doch nicht nur seines Namens würdig, sondern können auch eine Veranlassung werden, Aufmerksamkeit auf seine übrigen Werke, auf's neue unter uns anzuregen, wie den billig kein Gelehrter, kein Geschäftsmann, kein Freund der Lectüre gefunden werden sollte, der nicht Montesquieu's Geist der Gesetze mehrere Male mit Nachdenken gelesen hätte.

Wenn Friedrich II. eine teutsche Übersetzung von dem letztern Buche, so wie vom Tacitus, für unmöglich, oder, wie man ohne Zweifel diesen Ausdruck verstehen muß, für äusserst schwer hielt; so wird man es auch entschuldigen, wenn ich dem schönen Ausdrucke des Verfassers, und so auch der pretiösen Schreibart des A'ts Bertolini, in der Übersetzung nicht jedesmahl gleich gekommen bin. Braunschweig den 18ten Junius 1798.

Der Übersetzer.

S a m m l u n g
einzelner Gedanken.





Einzeln e Gedanken. *)

Mein Sohn, du bist glücklich, daß du dich weder deiner Geburt schämen, noch dich darüber ärgern darfst. Die meinige ist meinem Vermögen so völlig angemessen, daß es mir Leid thun würde, wenn eins von beyden ansehnlicher wäre.

Du wirst entweder in den Civil Stand oder in den Soldatenstand treten. Da du von deinem Stande, er sey, welcher er sey; ein Wahl wirst Rechen-

*) Man muß diese Gedanken nicht mit einer kleinen Sammlung verwechseln, die im Jahre 1758, unter dem Titel, *Le genie de Montesquieu*, heraus gekommen ist. Dieser große Mann schrieb jedes Mal des Abends seine den Tag über gemachten Bemerkungen auf. Die gegenwärtigen vereinsamten Gedanken waren die erste Frucht seines schönen Geistes, und sie haben sämmtlich das Gepräge der Originalität. Verschiedene derselben waren bereits bekannt: andere sind uns von zuverlässigen Händen zugesandt worden. Diese für eine große goldene Kette verfertigten Ringe sind, wann gleich vereinzelt und abgesondert, dennoch goldene Ringe. Man kann diese stummen Gespräche mit seinem Sohne nicht ohne Rührung lesen. Es waren diese Gedanken eine Art eines väterlichen Vermächtnisses das seinen Werth in den Augen aller vernünftigen und aufgeklärten Menschen immerfort behalten wird.

(Anmerkung der Herausgeber.)

schaft geben müssen; so ist es lediglich deine Sache, denselben zu wählen. Im Civilstande wirst du unabhängiger seyn; im Kriegesstande wirst du mehr zu hoffen haben.

Es ist für dich ein erlaubter Wunsch, dich zu höheren Posten hinan zu schwingen, weil es jedem Staatsbürger erlaubt ist, zu wünschen, daß er im Stande seyn möchte, seinem Vaterlande größere Dienste zu leisten. Auch ist edle Lehrbegierde eine Neigung, die, wenn sie gehörig geleitet wird, der menschlichen Gesellschaft sehr nützlich werden kann. So wie die physische Welt nur dadurch in ihrem gehörigen Zustande erhalten wird, daß ein jeder Theil der Materie sich von dem Mittelpuncte zu entfernen strebt; so findet auch die politische Welt darin ihre Stütze, daß ein jeder ein inniges und unaufhörliches Verlangen hat, von der Stelle, auf welcher er steht, wegzugehen und weiter fortzuschreiten. Es ist vergebens, wenn eine überspannete Sittenlehre Triebe in uns auslöschen will, die der größte Werkmeister unserer Seele so tief eingepräget hat. Die Sittenlehre, die das Herz des Menschen bilden will, muß die Neigungen desselben ordnen, nicht aber sie ersticken und vernichten. Unsere moralischen Schriftsteller übertreiben sämmtlich ihre Forderungen; sie reden bloß für den Verstand, und nicht für das Herz.

Montesquieu's Bild von ihm selbst gezeichnet.

Einst sagte jemand von meinen Bekannten: „Ich will einmahl etwas Albernnes thun, will mich selbst mahlen, ich kenne meine Gesichtszüge sehr genau.“

Ich habe fast nie Verdruss gehabt, und noch weit weniger einen Feind.

Meine Maschine ist so glücklich gebauet, daß mich Alles, was mir vorkommt, stark genug rührt, um eine Freude zu machen, aber nicht so stark, daß es mir Kummer verursachen könnte.

Ich besitze so viel Ehrgeiz, als nöthig ist, mich an den Dingen des Lebens Theil nehmen zu lassen; aber einen solchen Ehrgeiz, der mir das Leben verbittern, mir den Platz, auf welchen die Natur mich gestellet hat, zuwider machen könnte, besitze ich nicht.

Wenn ich ein Vergnügen genieße, so bin ich beklommen, und mache mir immer den Vorwurf, daß ich dasselbe mit zu vieler Gleichgültigkeit gesucht habe.

Ich bin in meiner Jugend glücklich genug gewesen, mich an Frauenzimmer anzuschmiegen, von welchen ich glaubte, daß sie mich lieb hätten; seitdem ich aufgehört habe, dieß zu glauben, habe ich mich plötzlich von ihnen losgemacht.

Das Studiren ist für mich das allgemeine Mittel wider den Überdruß des Lebens gewesen, und nie habe ich eine verdrießliche Laune gehabt, die ich nicht durch ein einstündiges Lesen verscheucht hätte.

Wenn ich des Morgens aufwache und sehe, daß es taget oder schon helle ist; so empfinde ich eine geheime Freude; ja, ich sehe das Tageslicht mit einer Art von Entzückung, und bin dann den ganzen Tag über vergnügt. Die Nacht hindurch wache ich nicht ein Mahl auf; und des Abends, wenn ich zu Bette gehe, hindert mich eine Art von Betäubung, an irgend etwas zu denken.

Ich bin bey Thoren und Tröpfen fast eben so vergnügt, als bey Personen von Kopf und Herz; denn ich habe nur wenige Menschen so langweilig gefunden, daß sie mir nicht eine Unterhaltung gewähret hätten. Oft ist auch nichts unterhaltender, als ein lächerlicher Mensch.

Ich erlaube es mir ganz gern, mich über Leute, die ich sehe, stillschweigend lustig zu machen, und sie ein wenig scharf auf's Korn zu nehmen; ich gebe ihnen aber auch wiederum die Erlaubniß, mich für alles dasjenige zu halten, wofür sie mich auch halten wollen.

Ich hatte anfänglich vor den meisten Großen eine kindische Furcht; seitdem ich sie aber näher habe kennen gelernet, bin ich öfters ganz dreist und sogar mit Verachtung vor ihnen vorbeigegangen.

Dem Frauenzimmer habe ich ganz gern etwas Abgeschmacktes sagen, und ihm Gefälligkeiten, die so wenig kosten, erzeugen mögen.

Ich habe von Natur viel Liebe für das Wohl und die Ehre meines Vaterlandes, aber nur wenig

Liebe für den so genannten Ruhm desselben gehabt; immer habe ich eine geheime Freude empfunden, wenn man eine Anordnung oder Einrichtung traf, die auf das allgemeine Beste abzielte.

Wenn ich Reisen in fremde Länder gethan habe, so habe ich diese jederzeit wie mein Vaterland geschätzt, habe ihnen alles Gute gegönnet und gewünscht, habe an ihrem Glücke und Unglücke Theil genommen, und würde mich gefreuet haben, wenn sie in einem blühenden Zustande gewesen wären.

Ich habe Verstand und Herz bey Leuten gefunden, von welchen man überall glaubte, daß sie weder Verstand noch Herz hätten.

Es hat mich nicht verdrossen, wenn man mich für zerstreuet gehalten hat. Auf diese Weise habe ich manche Nachlässigkeiten wagen dürfen, die mich sonst in Verlegenheit gesetzt haben würden.

Ich mag die Häuser gern leiden, aus welchen ich alle Tage mit Kopf und Herz ungeschlagen wieder hinaus kommen kann.

In Gesellschaften und bey Tische ist es mir immer angenehm gewesen, wenn sich jemand fand, der gern glänzen wollte; eine Person dieser Art gibt jedes Mahl Bloßen, da inzwischen alle übrigen Mitgesellschafter durch ein Schild gedeckt sind.

Nichts ergetzt mich mehr, als wenn ich sehe, daß ein langweiliger Erzähler eine umständliche Geschichte, mir nichts dir nichts, zum Besten gibt, ohne dabey jemanden zum Worte kommen zu lassen. Ich gebe dann auf die Geschichte selbst nicht Acht, sondern nur auf die Art und Weise, wie sie erzählt wird. Den meisten Erzählern mag ich jedoch lieber Beyfall geben, als sie anhören.

Nie habe ich es ungeahndet lassen können, wenn jemand, der bey gesunder Vernunft war, es sich heraus nahm, zwey Mahl hinter einander auf mich zu sicheln oder mich zum Besten zu haben.

Aus Liebe zu meiner Familie habe ich in wesentlichen Dingen gern Alles gethan, was zu ihrem Wohle gereichte; aber auf Kleinigkeiten habe ich mich nie eingelassen.

Wenn gleich mein Geschlechtsname weder alt noch neu ist, indem ich meinen Adel nicht weiter als seit zwey hundert und funfzig Jahren erweisen kann; so ist er mir dennoch viel werth, und man könnte mich immer auf dem Sinne finden, ein Familien-Vermächtniß, ein Fideicommiß zu errichten, und erforderlichen Falls einen Andern unter der Bedingung, meinen Namen anzunehmen, zum Erben einzusetzen. (*).

Wenn ich mich jemanden anvertraue, so thue ich es völlig, und ohne alle Ausnahme; ich vertraue mich aber sehr wenig Personen an.

Was mir immer eine ziemlich schlechte Meinung von mir selbst beygebracht hat, ist vornämlich der Umstand, daß es sehr wenige Stände im Staate gibt, wozu ich eigentlich gepaßt, wozu ich wirklich getaugt hätte. Was mein Präsidenten-Handwerk betrifft, so habe ich freylich ein offenes ehrliches Herz; die vorkommenden Klagen selbst begriff ich sehr leicht und hinlänglich; aber wenn es zu dem gerichtlichen Schlen-drian kam, so stand mein Verstand stille. Inzwischen habe ich mich doch auch da hinein gearbeitet; aber es ekelte mich doch derselbe noch weit stärker an, wenn ich sah, daß dumme Bestien dasselbige Talent besaßen, das mich, so zu sagen, zur Thür hinaus jagte.

(*) Dies hat er auch gethan. (Anmerkung des Manuscripts.)

Meine Maschine ist so gemacht, daß ich mich immer bey etwas abstracten Materien ein wenig erheben und meine Gedanken wieder sammeln muß. Geschieht dieß nicht, so laufen meine Ideen in einander, und gerathen in Verwirrung. Und wenn ich merke, daß mich jemand behorcht; so kommt es mir vor, als wenn die ganze Sache mir sogleich entschwände. Verschiedne einzelne Züge stellen sich mir zwar wohl wieder dar; eben daher aber kommt es denn auch, daß kein einziger Zug sich mir in seiner ganzen Lebhaftigkeit wiederum darstellt. Was die Disputir-Gesellschaften betrifft, in welchen die Gegenstände ohne Unterlaß unterbrochen und wieder unterbrochen werden; so scheide ich aus denselben, so bald als möglich hinaus.

Ich habe nie Thränen vergießen gesehen, ohne selbst dadurch gerührt zu werden.

In die Freundschaft bin ich verliebt.

Ich verzeihe leicht, weil ich nicht hassen, keine Feindschaft hagen, niemanden eine Beleidigung nachtragen kann. Mir dünkt, Haß führt immer Schmerz bey sich. Hat sich jemand mit mir wieder ausöhnen wollen, so hat sich meine Eitelkeit jederzeit geschmeichelt gefunden, und ich habe aufgehört, einen Menschen als meinen Feind anzusehen, der mir den Gefallen erzeigte, mir eine gute Meinung von mir selbst bezubringen.

Auf meinen Landgütern und bey meinen Vasallen habe ich es nie zugegeben, daß man jemanden bey mir verhasste oder mich gegen ihn erbitterte. Wenn man mir sagte: „O! wenn Sie nur wüßten, was hier gesprochen worden ist, was Der und Der gesagt hat!“ — so habe ich geantwortet, „ich will es nicht wissen.“ War das, was man mir anbringen wollte,

nicht wahr, so wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, es zu glauben; und war es wahr, so wollte ich mir die Mühe ersparen, einen Schuft zu hassen.

In einem Alter von fünf und dreyßig Jahren war ich noch verliebt.

Es ist mir eben so unmöglich, in eigennützigem Absichten zu jemanden zu gehen, als es mir unmöglich ist, im Winde und Wetter in freyer Luft auszuhalten.

Wenn ich unter Menschen gewesen bin, so habe ich die Geselligkeit geliebt, als wenn mir die Einsamkeit unerträglich wäre; befand ich mich auf meinen Landgütern, so dachte ich an keinen Umgang mehr.

Sehe ich einen Mann von Verdiensten, so suche ich ihn nie anzutasten; einen mittelmäßigen Menschen, der nur einige gute Eigenschaften hat, und doch dabey etwas vorstellen will, pflege ich wohl auf die Zähne zu fühlen und ihn ein wenig aus der Fassung zu bringen.

Ich bin, glaube ich, der einzige Mensch, der Bücher geschrieben hat, ohne sich durch den Ruhm eines schönen Geistes hinreißen zu lassen. Diejenigen, die mich kennen, wissen, daß ich es in Gesellschaften nicht sehr gesucht habe, dafür gehalten zu werden, und daß ich immer Talent genug besaß, mich nach der Sprache und dem Tone derer, mit welchen ich Umgang pflog, herab zu stimmen.

Ich habe das Unglück gehabt, sehr oft vor Leuten, deren Gunst und Zuneigung ich am meisten gewünscht und gesucht hatte, Ekel und Widerwillen zu bekommen.

Meine Freunde sind sämtlich meine Freunde geblieben, und ich habe sie mir alle erhalten, einen

einzign ausgenommen. Mit meinen Kindern bin ich wie mit meinen Freunden umgegangen.

Ich habe immer den Grundsatz gehabt, nie etwas durch einen andern thun zu lassen, was ich selbst thun konnte. Dieß hat mich dahin gebracht, mein Glück durch Mittel, die ich selbst in Händen hatte, durch Bescheidenheit und Sparsamkeit, zu machen, nicht aber durch fremde Mittel, die allezeit niedrig oder ungerecht sind.

Wenn man erwartete oder vermuthete, daß ich in einer Gesellschaft glänzen würde, so that ich es nie. Ich schloß mich lieber an einen Mann vom Geiste und Herzen an, als daß ich mich hätte mit Gecken, die mir Beyfall zuflatschten, abgeben sollen.

Keine Art Menschen ist mir von je her verächtlicher gewesen, als die kleinen schönen Geister, und so auch die großen, die weder Religion noch Tugend haben.

Nie bin ich in Versuchung gerathen, ein beißendes Fluglied auf irgend einen Menschen zu machen. Thorheiten habe ich in meinem Leben öfters begangen; aber nie bin ich ein Bösewicht gewesen.

Verschwenderischen Aufwand habe ich nirgends wo gemacht; aber geizig bin ich doch nie gewesen, und unter Allem, was ich je gethan, ist mir nichts schwerer geworden, als Geld zu machen.

Es hat mir immer viel geschadet, daß ich diejenigen, die ich nicht schätzte, immer verachtet habe.

Meine Vermögensumstände in bessere Aufnahme zu bringen, habe ich, wie ich glaube, nicht außer Acht gelassen; ich habe wirklich große Verbesserungen mit meinen Landgütern vorgenommen; aber ich habe doch bemerkt, daß dieß nicht so wohl in der Ab-

sicht reicher zu werden, als vielmehr aus einem gewissen Wohlbehagen, das ich dabey über meine Geschicklichkeit empfand, geschehen ist.

Als ich in die Welt trat, kündigte man mich als einen Mann von Kopf an, und ich fand überall bey Männern, die Ehrenstellen und Ämter bekleideten eine sehr günstige Aufnahme. Nachdem ich aber durch die so gut gerathenen Persianischen Briefe vielleicht gezeigt hatte, daß es mir nicht an Kopfe fehlte, und ich mir nun einige Achtung bey dem Publicum erwarb; so verlor sich die Achtung, die mir diese Ehrenmänner erwiesen hatten; ich mußte ihren Unwillen auf tausenderley Art empfinden. Mache hieraus den Schluß, mein Sohn, daß diejenigen, die sich durch den Ruf eines berühmten Mannes innerlich gekränkt fühlen, ihn nur aus der Ursache herab setzen, um sich an ihm zu rächen, und daß man selbst viel Lob verdienen müsse, um das Lob eines Andern geduldig ertragen zu können.

Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß ich je vier Louisd'or aus Eitelkeit, und um mich sehen zu lassen, ausgegeben, oder einen Besuch aus Eigennuß abgestattet hätte. Bey allem, was ich that und unternahm, folgte ich bloß dem gesunden Menschenverstande, that was Klugheit und Vorsichtigkeit einem jeden rath, und verrichtete meine Geschäfte, nicht so wohl um sie bloß zu thun, als vielmehr um sie auf die gehörige Weise zu thun, und nichts dabey zu versäumen.

Wäre ich in England geboren, so würde ich untröstbar seyn, wenn ich mein Glück daselbst nicht hätte machen können; daß ich es aber in Frankreich nicht gemacht habe, dieß sichts mich nicht an.

Ich gestehe es aufrichtig, ich besitze zu viele Eitelkeit, als daß ich wünschen sollte, daß meine Kinder

dereinst ein großes Glück in der Welt machen möchten. Sie würden alsdann nur mit der größten Selbstverläugnung den Gedanken an mich ertragen können, würden alle ihre Tugend, alle ihre Standhaftigkeit nöthig haben, wenn sie mich für ihren Vater erkennen sollten, würden mein Grab als ein Denkmahl ihrer Schande ansehen. Zwar darf ich gerade nicht glauben, daß sie es mit ihren eigenen Händen zerstören würden, dieß väterliche Grab; aber sie würden doch ohne allen Zweifel seinen Hügel nicht wieder aufwerfen, wenn er einmahl der Erde gleich geworden wäre. Ich würde ihnen ein ewiger Stein des Anstoßes bey jeder ihnen gemachten Schmeicheley werden, und sie täglich mehr als zwanzig Mahle in Verlegenheit setzen. Das Andenken an mich würde ihnen lästig fallen, und mein unglücklicher Schatten eine unaufhörliche Marter für die Lebenden seyn.

Schüchternheit ist die Geißel meines ganzen Lebens gewesen. Sie schien mir die Augen zu verdunkeln, schien mir die Gehörnerven zu stumpfen, mir die Zunge zu lähmen, meine Gedanken mit einer Wolke zu überschatten, mir die Worte und Ausdrücke im Munde zu verdrehen. Bey vernünftigen Leuten war ich jedoch dieser Beklommenheit weniger ausgesetzt, als bey Thoren; dieß kam daher, weil ich hoffete, sie würden mich verstehen, und das machte mir denn Muth, flößte mir Vertrauen zu ihnen ein. Bey manchen Gelegenheiten zog sich meine Seele, wenn sie so eben einen Sprung wagen wollte, geschwind wieder zurück. Als ich einst zu Egenburg in dem Saale war, in welchem der Kaiser offene Tafel hielt, sagte der Fürst Kinsky zu mir: „Sie kommen aus Frankreich, mein Herr, Sie werden sich wohl sehr wundern, daß

der Kaiser eine so schlechte Wohnung hat.“ „O, sagte ich, es ist für mich kein unangenehmer Anblick, wenn ich ein Land sehe, in welchem die Unterthanen bessere Häuser haben, als der Landesherr.“ — Als ich in Piemont war, sagte der König Victor zu mir: „Herr von Montesquieu, sind sie nicht ein Verwandter von dem Abbe von Montesquieu, der hier mit dem Abbe von Estrades bey mir gewesen ist?“ — „Sire,“ antwortete ich, „Ihre Majestät gleichen dem Cäsar, der nie einen Namen vergaß.“ — In England als ich einstmahls bey dem Herzoge von Richmond. Der Kammerherr la Boine, ein alberner Geck, ob er gleich französischer Gesandter am Londoner Hofe war, behauptete, daß England nicht größer als Guienne wäre. Ich machte meinen lieben Gesandten tüchtig aus. Des Abends sagte die Königin zu mir. „Ich habe gehört, daß Sie sich doch unser wider den Herrn von la Boine angenommen haben.“ „Ja, Ihre Majestät, ich konnte es mir auch nicht denken, daß ein Land, über welches Sie herrschen, kein großes Land wäre.“

Ich bin mit der Krankheit behaftet, daß ich Bücher schreibe, und, wenn ich sie geschrieben habe, mich ihrer schäme.

Ich habe nicht Lust gehabt, mein Glück am Hofe oder durch den Hof zu machen; ich habe es nur dadurch zu machen gesucht, daß ich meine Landgüter in guten Stand setzte, um so mein ganzes Vermögen aus der Hand Gottes zu erhalten. M**, der gewisse Absichten hatte, gab mir zu verstehen, daß man mir wohl eine Pension aussetzen würde. Ich sagte, ich hätte keine Niederträchtigkeiten begangen, und es wä-

re also nicht nöthig, mir durch Gnadenbezeugungen ein Schloß an den Mund zu legen.

Ich bin ein guter Bürger; aber ich würde es auch in jedem Lande, in welchen ich geboren wäre, gewesen seyn. Ich bin ein guter Bürger, weil ich immer mit dem Stande, in welchem ich mich befinde, zufrieden gewesen bin, weil ich immer das Glück und Vermögen, das ich besaß, mit Dankbarkeit genossen, mich nie desselben geschämt, nie andrer Glück und Vermögen beneidet habe. Ich bin ein guter Bürger, weil ich die Regierung, unter welcher ich geboren bin, liebe, ohne sie zu fürchten, und von derselben keine andere Gunst erwarte, als bloß das unschätzbare Gut, das ich mit allen meinen Landsleuten gemeinschaftlich genieße; und ich danke dem Himmel, daß, da er mich in jedem Betrachte in den Mittelstand setzte, er auch zugleich meiner Seele ein wenig Bescheidenheit eingepflanzt hat.

Wenn es mir erlaubt ist, das Schicksal meines Buchs (*) vorher zu verkündigen, so wird es mehr gelobt, als gelesen werden. Eine Lecture dieser Art kann wohl ein Vergnügen, eine angenehme Unterhaltung gewähren, aber einen Zeitvertreib wird sie nie abgeben. Ich hatte mir vorgenommen, einige Stellen meines Geistes weitläuftiger und gründlicher auszuarbeiten; aber ich bin es nicht mehr im Stande. Mein vieles Lesen hat meine Augen geschwächt, und es scheint, als wenn das dämmernde Licht, das mir noch übrig ist, nur die Morgenröthe des Tages sey, an welchem sie sich auf immer schließen werden.

Wußte ich etwas, das mir nützlich, aber meiner

(*) Geist der Gesetze.

Familie schädlich wäre; so würde ich es sogleich aus meiner Seele verbannen. Wüßte ich etwas, das zwar meiner Familie, aber nicht auch meinem Vaterlande nützlich wäre; so würde ich suchen, es zu vergessen. Und wüßte ich etwas, das zwar meinem Vaterlande nützlich, aber Europa und dem ganzen menschlichen Geschlechte schädlich wäre; so würde ich es als etwas Sündliches, als etwas Verabscheuungswürdiges ansehen.

Ich wünsche mir, offen und einfach in meinem Betragen zu seyn, mir so wenig, als nur immer möglich, dienen zu lassen, und Andern so viel, als ich nur immer kann, Dienste zu leisten.

Nie habe ich es leiden können, wenn man Einfältige aufgezogen, oder Andere wegen Mangel des Verstandes lächerlich gemacht hat. Wo es auf den Verstand Anderer ankam, da habe ich immer gern fünf gerade seyn lassen. Ich bin ein Freund eines jeden Verstandes, und ein Feind fast von allen Herzen gewesen.

Ich mag mich lieber von meinem Herzen, als von meinem Verstande auf die Folter spannen lassen.

Ich lasse jezt etwas Einfältiges thun, — lasse meinen Stammbaum machen.

Ueber die alten Schriftsteller.

Ich kann meinen Geschmack an den alten Schriftstellern nie verläugnen. Diese Art des Alterthums bezaubert mich, und immer schweben mir dabey Plinius Worte vor: Du gehst nach Athen, habe Ehrfurcht vor den Göttern.

Das göttliche Werk unsers Jahrhunderts, der Selemach, in welchem Homer überall zu athmen scheint, ist ein unwiderleglicher Beweis von der Vortrefflichkeit dieses alten Dichters. Pope allein hat Homers Größe gefühlt.

Sophokles, Euripides, Aeschylus, haben gleich Anfangs die Art und Weise der Erfindung zu einer so vorzüglichen Stufe gebracht, daß wir seitdem an den Regeln, die sie uns hinterlassen haben, und die sie ohne eine vollkommene Kenntniß der Natur und der Leidenschaften nicht festsetzen konnten, nichts geändert haben.

Ich habe in meinem ganzen Leben einen entschiedenen Geschmack an den Werken der Alten gehabt. Ich habe verschiedene über dieselben gemachte Kritiken bewundert; aber ich habe auch immer die Alten bewundert. Ich habe meinen Geschmack studiert, habe genau untersucht, ob dieß nicht vielleicht ein ungesunder,

Montesqu. VII. Bd.

W

ein kränkender Geschmack wäre, auf welchen man sich nicht sicher verlassen könnte; aber, je mehr ich untersucht habe, desto mehr habe ich eingesehen, desto mehr gefühlt, daß ich Ursache hatte, so zu fühlen, wie ich gefühlet habe.

Die Schriften der Alten sind für die Schriftsteller, die Schriften der Neuern sind für die Leser.

Plutarch bezaubert mich immer; er weiß die Personen immer unter solchen Umständen auftreten zu lassen, daß sie großes Vergnügen machen.

Daß Aristoteles Alexanders Lehrer, oder Plato an dem Hofe zu Syracus gewesen ist, dieß trägt zu ihrem Ruhme nicht das Geringste bey; der Ruf ihrer Philosophie hat alles Übrige verschlungen.

Cicero ist, meiner Meinung nach, einer der größten Köpfe, die die Welt je gesehen hat. Überall die schöne Seele, die Fälle ausgenommen, wo sie Schwäche zeigte.

Zwey Meisterstücke: Cäsars Tod im Plutarch, und Nero's Tod im Sueton. In dem erstern hat man anfänglich Mitleiden mit den Verschwornen, die man in Gefahr sieht, und bald darauf mit Cäsar, den man gemordet sieht. In Nero's Tode geräth man in Erstaunen, wenn man ihn nach und nach dahin gebracht sieht, daß er sich selbst um's Leben bringen muß, ohne irgend eine Ursache zu haben, die ihn dazu zwingt, er aber doch dem Selbstmorde nicht ausweichen kann.

Virgil, der dem Homer in Ansehung der Größe und Mannigfaltigkeit der Charaktere, so wie in Rücksicht auf die vortreffliche Erfindung nachsteht, kommt ihm in Ansehung der Schönheit der Dichtkunst vollständig gleich.

Ein schöner Spruch aus dem Seneca: Sic praesentibus utaris voluptatibus, ut futuris non noceas.

Ein und derselbige Irrthum der Griechen ergoß sich über ihre ganze Philosophie; fehlerhafte Naturlehre, fehlerhafte Moral, fehlerhafte Metaphysik. Dieß Alles kam daher, weil sie den Unterschied zwischen positiven und relativen Eigenschaften nicht kannten. So wie Aristoteles sich bey seinem Trockenen und Feuchten, seinem Heißen und Kalten täuschte, so täuschten sich Plato und Sokrates bey ihrem Schönen, ihrem Guten, ihrem Weisen. Eine große Entdeckung, daß es keine positive Eigenschaften gebe! Die Ausdrücke, schön, gut, edel, groß, vollkommen, sind Attribute der Gegenstände, die sich bloß auf die Wesen beziehen, welche dieselben betrachten. Diesen Grundsatz muß man sich ein Mahl für alle Mahl einprägen. Es ist derselbe ein Schwamm, der fast alle und jede Vorurtheile auf ein Mahl verwischt; ist eine wahre Geißel für die alte Philosophie, die Naturlehre des Aristoteles, die Metaphysik des Plato. Liest man die philosophischen Gespräche des letztern, so wird man finden, daß sie nichts weiter als ein Gewebe von Sophismen ausmachen, die sämtlich aus dem Mangel der Kenntniß dieses Principii geflossen sind. Malebranche ist bloß deswegen auf tausenderley Sophistereien verfallen, weil er dasselbe nicht kannte.

Nie hat ein Philosoph den Menschen die Unnehmlichkeiten der Tugend und die Würde ihrer Natur fühlbarer geschildert, als Mark Antonin. Das Herz wird dabey gerührt, die Seele erweitert, der Geist gehoben und veredelt.

Gelehrter Diebstahl! Dieser Einwurf ist leicht gemacht; er erfordert sehr wenig Verstand. Original

le gibt es, Dank sey es den kleinen Geistern, gar nicht mehr. Kein Dichter, der nicht alle seine Weisheit aus den Alten geschöpft hätte. Was würden doch die Commentatoren anfangen, wenn dieß Privilegium nicht wäre! Dann könnten sie nicht sagen: Horaz hat dieß und das gesagt; — diese Stelle hat eine Ähnlichkeit mit der und der im Theokrit, wo es heißt — — Ich mache mich anheischig, die Gedanken eines jeden Schriftstellers, sey er wer er sey, ohne die geringste Schwierigkeit im Cardon abzufinden.

Man liest die Schriften der Alten gern in der Absicht, um alte Vorurtheile kennen zu lernen.

Man muß Aristoteles Politik und Plato's zwey Republiken mit Aufmerksamkeit lesen, wenn man sich von den Gesetzen und den Sitten der alten Griechen einen richtigen Begriff machen will. Sie in ihren Geschichtschreibern aufzusuchen, wäre eben so viel, als wenn man die unsrigen in den Beschreibungen der Kriege Ludwigs XIV. finden wollte.

Die Spartanische Republik ist eben sowohl ein Ideal als die Platonische.

Um die Menschen richtig zu beurtheilen, muß man die Vorurtheile ihrer Zeiten kennen.

Uiber die neuen Schriftsteller.

Wir haben keinen tragischen Schriftsteller, der die Seele stärker in Bewegung setzt, als Crebillon. Dieser entreißt uns gleichsam uns selbst, umnebelt uns mit dem Dunstkreise des Gottes, den er auftreten läßt, slicht uns in die Entzückung und Raserey der Bacchanten, ehe wir es uns versehen, selbst mit ein. Kaum kann man seine Arbeit beurtheilen, weil er gleich anfänglich den Theil der Seele, der Nachdenken und das Richteramt verwalten soll, außer sich setzt. Er ist der wahre und eigentliche Tragiker unsrer Zeiten, der einzige, der das eigentliche Pathos des Trauerspiels, Schrecken, zu erregen weiß. Ein Original-Stück gibt immer Veranlassung, daß fünf bis sechs hundert Copien darnach gezimmert werden. Die Nachfolger sprechen ihren Vorgängern nach, so ungefähr wie die neueren Erdmesser die Formeln der ältern Erdmesser nachbethen.

Ich habe der ersten Vorstellung des Trauerspiels Ines von Castro von la Motte beygewohnt. Ich sah wohl, daß dieses Stück bloß deswegen Beyfall erhielt, weil es so schön war, und daß es den Zuschauern wider ihren Willen gefiel. Man kann sagen, daß das Große, welches dem Trauerspiele eigen ist, daß das Erhabene und das Schöne überall in demselben herrscht. Inson-

derheit befindet sich darin ein Aufzug, der, nach meinem Geschmacke, schöner als alle übrigen ist. Ich habe darin eine oft versteckte Kunst gefunden, die sich bey der ersten Vorstellung nicht sogleich enthüllete, und ich bin das letzte Mahl weit mehr, als das erste Mahl, gerührt worden.

Ich erinnere mich, daß, als ich einst aus einem gewissen Stücke, mit Nahmen Asop am Hofe hinausging, ich von dem Wunsche immer mehr ein ehrlicher Mann zu seyn, so durchdrungen war, daß ich nicht weiß, ob ich je einen stärkern Vorsatz gefaßt habe. Und so ging es mir denn ganz anders, als jenem Manne in alten Zeiten, welcher sagte, daß er nie aus Schauspielen tugendhafter hinausgegangen sey, als er hinein gegangen wäre. Aber die Schauspiele sind auch das jetzt nicht mehr, was sie ehemals waren.

In den meisten Schriftstellern siehet man den Mann, der schreibt; in Montagne, den Mann, der denkt.

Roquesfoucault's Grundsätze sind Sprichwörter in dem Munde der Weisen.

Was unsere komischen Schauspiele nach und nach verdirbt, ist der verkehrte Geschmack, daß wir die Leidenschaften lächerlich machen wollen, anstatt daß wir das Lächerliche der Sitten und Gewohnheiten vorzustellen suchen sollten. Denn die Leidenschaften an und für sich selbst sind nicht lächerlich. Wenn man sagt, daß es keine absolute Eigenschaften gebe, so will man dadurch nicht sagen, daß es dergleichen nicht wirklich gebe, sondern nur daß unser Verstand sie nicht beschreiben kann.

Was für Zeiten sind doch die unsrigen, in welchen es so viele Kunstrichter, und so wenige Leser gibt!

Voltaire ist nicht schön, er ist nur hübsch. Es würde der Akademie zur Unehre gereicht haben, wenn Voltaire ein Mitglied derselben gewesen wäre; und doch wird es ihr dereinst zur Unehre gereichen, daß er es nicht gewesen ist.

Voltaire's Werke gleichen übel proportionirten Gesichtern, die in der Jugend glänzen.

Voltaire wird nie eine gute Geschichte schreiben. Er ist den Mönchen ähnlich, die nicht um des Gegenstandes willen, den sie abhandeln, sondern um des Ruhms ihres Ordens willen schreiben. Voltaire schreibt für sein Kloster.

Karl XII. der überall als ein Wunder dargestellt wird, setzt in Erstaunen, aber er ist nicht groß. Doch findet sich ein bewundernswürdiges Bruchstück in dieser Geschichte, der Rückzug Schulenburgs, ein Stück, das so lebhaft geschildert ist, als es nur seyn kann. Der Verfasser hat zuweilen gar keinen Sinn.

Je mehr das Gedicht über die Ligue eine Aneide zu seyn scheint, desto weniger ist es eine Aneide.

Alle Beywörter die J. B. Rousseau gebraucht, sagen viel; aber sie sagen immer zu viel, und sind übertrieben.

Unter den Schriftstellern, die über die Geschichte von Frankreich geschrieben haben, besaßen einige zu viel Gelehrsamkeit, als daß sie Genie genug, und andere zu viel Genie, als daß sie Gelehrsamkeit genug hätten haben können.

Sollte ich unsere Dichter charakterisiren, so vergleiche ich Corneille mit Michael Angelo, Racine mit Raphael, Marot mit Corregio, La Fontaine mit Titian, Despreaux mit Dominico, Crebillon mit Guerchini, Voltaire mit Guido, Fontenelle mit Bernini;

la Chapelle, la Fare, Chaulieu, mit Parmesan; Regnier mit Georgioni, la Motte mit Rembrand; Chapelain steht unter Albert Dürer. Hätten wir einen Milton, so würde ich ihn mit Giulio Romano vergleichen; hätten wir einen Tasso, so könnten wir ihn mit Carraccio (*) in Vergleichung setzen, und hätten wir einen Ariost, so könnten wir ihn mit niemanden vergleichen, weil ihm niemand zur Seite gestellet werden kann.

Unser guter ehrlicher Rollin hat durch seine historischen Werke das Publicum bezaubert. Bey ihm redet immer Herz an Herz; man empfindet ein geheimes Vergnügen, wenn man die Tugend reden hört. Er ist die Biene Frankreichs.

Ich habe hier nur mein Urtheil von denjenigen Schriftstellern gesagt, die ich schätzte; denn ich habe, so viel es mir möglich gewesen ist, nur die gelesen, die ich für die besten hielt.

Einst erwähnte man in Montesquieu's Gegenwart den Roman Don Quichotte; „O! sagte er, das beste Buch der Spanier! weil es sich über alle andre Bücher aufhält.“

(*) Annibal Carraccio sagte: Die Dichter malen mit Worten, und die Maler mit dem Pinsel. (Anmerkung der Herausgeber.)

Über Frankreichs große Männer. (*)

Es hat uns in Frankreich nicht an solchen seltenen Männern gefehlt, die selbst die alten Römer für die ihrigen erkannt haben würden.

Treue, Gerechtigkeit und Seelengröße stiegen mit Ludwig IX. auf den Thron.

Tanneguy du Chatel legte seine Ämter nieder, als die Stimme des Publicums sich wider ihn erklärte; er verließ sein Vaterland, ohne sich zu beklagen, um ihm sein Murren zu ersparen.

Der Kanzler Olivier führte die Gerechtigkeit selbst in den Staatsrath des Königs, und die Staatskunst und Hof-Politik mußten sich vor ihr beugen.

Frankreich hat nie einen bessern Bürger gehabt, als Ludwig XII.

Der Cardinal Amboise fand die Vortheile des Volks in den Vortheilen des Königs, und die Vortheile des Königs in den Vortheilen des Volks.

Karl der VIII. erkannte schon in seiner frühen Jugend alle Eitelkeiten der Jugend.

(*) Montesquieu hat hier Karl den Großen ausgelassen; aber man findet ihn im Geist der Gesetze; B. 31. Kap. 18, wo sein Bild völlig dargestellt ist. (Anmerkung der Herausgeber.)

Der Kanzler de l'Hopital, standhaft wie die Gesetze, war weise gleich ihnen, an einem Hofe, der nicht anders als durch die äußerste Verstellung beruhiget, und nur durch die heftigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden konnte.

In la Noue sah man einen großen Bürger mitten in den bürgerlichen Kriegen.

Der Admiral Coligny wurde ermordet, zu einer Zeit, da nichts als das Wohl des Staats sein ganzes Herz belebte; und sein unglückliches Schicksal brachte es mit sich, daß er nach so vielen glücklich gedämpften Empörungen nur durch ein großes Verbrechen zur Strafe gezogen werden konnte.

Die Guisen waren zwey Extreme in Ansehung des Wohls und des Wehe, das sie dem Staate zufügten. Glückliches Frankreich, wenn es ihnen nie in den Sinn gekommen wäre, daß Karls des Großen Blut in ihren Adern flösse!

Des Kaufmanns-Altesten, Miron's, Seele scheint die Seele des ganzen Volks gewesen zu seyn.

Cäsar würde mit Monsieur dem Prinzen verglichen worden seyn, wenn er nach ihm gekommen wäre.

Heinrich IV. — ich brauche nichts von ihm zu sagen, ich rede mit Franzosen. (*)

Mole zeigte Heldenmuth in einer Lage, die sich gemeiniglich nur durch andere Tugenden behaupten kann.

Lürenne war völlig lasterfrey, und hätte er ein oder das andere Laster an sich gehabt, so würde er vielleicht gewisse Tugenden noch höher getrieben haben. Sein Leben war eine Hymne zum Lobe der Menschheit.

(*) Auch nichts von Süß? (Anmerkung der Herausgeber.)

Montausier's Charakter hatte etwas von den alten Philosophen und ihrer überspannten Vernunft.

Der Marschall Catinat zeigte bey seinen Siegen Bescheidenheit, und als er in Ungnade fiel, Majestät; selbst nach dem Verluste seines Ruhms blieb er groß.

Vendome hat nie ein anderes Eigenthum besessen als seinen Ruhm.

Fontenelle — eben so sehr über andere Menschen durch sein Herz, als über andere Gelehrte durch seinen Geist erhaben.

Ludwig XIV., weder ein Freund des Friedens noch ein Held im Kriege. Er hatte das Äußere der Gerechtigkeit, der Staatskunst, der Religiosität, und die Miene eines großen Königs. Gütig und sanft gegen seine Hausbedienten, freigebig gegen seine Höflinge, raubgierig gegen seine Unterthanen, rastlos und streitsüchtig gegen seine Feinde, despotisch in seiner Familie, hart in seinem Staatsrathe, ein Kind in seinem Gewissensrathe, ein Spiel aller und jeder, die einen Fürsten zum Besten zu haben pflegten, der Minister, der Weiber und der Frömmeler; immer herrschsüchtig und immer beherrscht; unglücklich in der Wahl seiner Leute, ein Freund der Gecken, die Talente duldend, den Verstand fürchtend; ernsthaft in seinen Liebschaften, und unter seinen letzten Fesseln schwach bis zum Mitleiden: keine Geistesstärke im Glücke, Sicherheit im Unglücke, Muth im Tode. Er liebte den Ruhm und die Religion, und man hinderte ihn sein ganzes Leben hindurch, weder den einen, noch die andere kennen zu lernen. Er würde fast keinen von allen diesen Fehlern gehabt haben, wenn er eine bessere Erziehung, und etwas mehr Ver-

stand gehabt hätte. (*) Sein Herz war größer als sein Verstand. Madame de Maintenon verdarb dieß Herz immerfort, und vermochte es zu Allem, was klein und niedrig ist, um es dem ihrigen anzuförmern.

Die schlechtesten Bürger, die Frankreich je aufzuweisen gehabt hat, waren Richelieu und Louvois. Ich würde noch einen dritten nennen; (**) aber man muß Mitleiden mit ihm haben, da er in Ungnade gefallen ist.

(*) Geist der Geseze.

(**) Hr. von Maurepas.

Uiber die Religion.

Gott ist gleichsam ein Monarch, der mancherley Nationen in seinem Reiche hat. Alle und jede kommen, ihm ihren Tribut zu bringen, und jede redet mit ihm in ihrer eigenen Sprache, einer besondern Religion.

Wäre auch der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ein Irrthum, so würde es mir doch Leid thun, wenn ich diesen Irrthum nicht annähme. Ich muß es gestehen, ich bin nicht so demüthig, als die Atheisten. Ich weiß zwar nicht, wie sie in diesem Betrachte denken; aber ich für meine Person mag doch die Grille von meiner Unsterblichkeit nicht gegen die Grille von der Glückseligkeit Eines Tages vertauschen. Es entzückt mich, wenn ich mich als unsterblich denke, wie Gott selbst es ist. Unabhängig von den Begriffen, die die Schrift davon gibt, gewähren mir metaphysische Gründe eine sehr starke Hoffnung meines ewigen Glücks, auf welche ich nie Verzicht thun werde.

Andächteley und Frömmeleý ist ein Glaube, daß man besser sey, als Andere.

Keine Nation bedarf die Religion mehr, als die Engländer. Wer sich nicht fürchtet, sich zu erheben, der muß sich doch fürchten, verdammet zu werden.

Die Frömmeleý findet Gründe, böse Thaten zu begehen, auf welche ein Mensch von gemeiner Rechtschaffenheit nie verfallen würde.

Wie glücklich ist man doch, wenn man gemäßigte

Grundsätze hat! Komme ich nach Frankreich, so laufe ich Gefahr, wenig oder gar keine Religion zu haben; komme ich nach England, so bekomme ich zu viel.

Geistliche — Schmeichler der Fürsten, wenn sie nicht ihre Tyrannen seyn können.

Die Geistlichen aller unaufgeklärten christlichen Religionsparteyen finden ihren Vortheil dabey, wenn sie das Volk in Unwissenheit erhalten; denn sonst würde man, da Jesus Lehre so deutlich und einfach ist, zu ihnen sagen: Wir wissen das Alles eben so gut, als ihr.

Ich nenne die Andächteley eine Krankheit des Herzens, die der Seele eine Schwäche einprägt, deren Charakter der liebenswürdigste unter allen ist.

Der Glaube an erdichtete Wunder verdankt seinen Ursprung unserm Stolze, vermöge dessen wir uns einbilden, daß wir so wichtige Wesen seyen, daß das höchste Wesen um unseretwillen die Natur umkehren werde; und dieß verleitet uns dann zu der Meinung, daß unsere Nation, unsere Stadt, unsere Armee der Gottheit viel werther sey, als andere. Auf diese Weise verlangen wir aber, daß Gott ein parteyisches Wesen seyn, daß er sich ohne Unterlaß für die eine und wider die andere Kreatur erklären, und an dieser Art eines beständigen Krieges ein Wohlgefallen haben solle; verlangen, daß er an unsern Streitigkeiten einen eben so lebhaften Antheil, als wir, nehmen, und jeden Augenblick Dinge thun solle, unter welchen das kleinste und unerheblichste die ganze Natur zum Stillstande bringen oder gar über den Haufen werfen würde.

Uiber die Jesuiten.

Wären die Jesuiten vor Luthern und Calvin entstanden, so würden sie Herren der ganzen Welt geworden seyn.

Ich fürchte mich vor den Jesuiten. Beleidige ich einen Großen, so wird er mich vergessen; ich werde ihn vergessen, werde in eine andre Provinz, in ein anderes Reich gehen. Beleidige ich aber die Jesuiten zu Rom, so werde ich sie zu Paris, werde sie in jedem Lande und in jeder Stadt wiederfinden, überall werden sie mich umringen. Die Gewohnheit, sich einander ohne Unterlaß und Alles zu schreiben, gibt ihren Feindseligkeiten eine beständige Nahrung.

Wenn die Engländer eine unverschämte Betriegererey oder eine grobe Unwahrheit beschreiben wollen, so sagen sie: That is Jesuitely false, das heißt gelogen wie ein Jesuit.

Ueber die Engländer und Franzosen.

Die Engländer haben viel zu thun; höflich zu seyn, haben sie keine Zeit.

Die Franzosen sind eine allerliebste Art Menschen. Sie plaudern gern, lieben die Abwechslung, drängen sich zu und schmiegen sich allenthalben an; sie gehen spazieren, wandeln, laufen und rennen so lange, bis sie zur Erde fallen.

Die Engländer sind sonderbare Genies. Sie werden selbst die Alten, die sie bewundern, nicht nachahmen. Ihre Geisteswerke gleichen weit weniger den regelmäßigen Natur-Producten, als den Natur-Spielen, bey welchen die Natur einem glücklichen Zufalle gefolgt ist.

Zu Paris wird man von der Welt ganz betäubt. Man hört und sieht da nichts, als Welt und feine Sitten; nach Tugend und Laster fragt man nicht, und man hat auch nicht die Zeit, sie nur ein Mahl kennen zu lernen.

Wenn man mich fragte, was für Vorurtheile den Engländern eigen seyen; so würde ich sie in der That nicht angeben können, würde nicht sagen können, ob es Krieg, oder vornehme Geburt, oder Würden und Ehrenstellen, ob es Sucht durch Frauenzimmer

sein Glück zu machen, oder wahnsinniges Schmach-
ten nach der Gunst der Minister sind. Sie wollen,
daß die Menschen Menschen seyn sollen, und sie schä-
zen nur zweyerley Dinge, Reichthum und Verdienste.

Den Geist einer Nation nenne ich die Sitten
und die Gemüths- und Denkungsart der verschiede-
nen Völker, die durch den Einfluß eines und dessel-
bigen Hofes, einer und derselbigen Stadt geleitet
und regieret werden. Ein Engländer, ein Franzose,
ein Italiäner, drey ganz verschiedene Arten des Volks-
geistes.



Mannigfaltigkeiten.

Ich begreife nicht, wie die Fürsten so leicht glauben, können, daß sie Alles seyen, und wie das Volk so geneigt seyn kann zu glauben, daß es nichts sey.

Gern lesen ist nichts anders, als Stunden der langen Weile, die ein jeder in seinem Leben zu haben pflegt, gegen angenehme Stunden vertauschen.

Unglückliches Verhängniß des Menschen! Kaum ist die Seele zu ihrer Reise gekommen, so fängt schon der Leib an schwach zu werden.

Einst fragte man Chirac (einen Arzt), ob es ungesund sey, bey mehreren Weibern zu schlafen. Nein, sagte er, das ist es wohl nicht, wosern man nur an keine verlegene Waare geräth; aber ich wette, daß die Abwechselung schon verlegene Waare ist.

Es ist eine Folge außerordentlicher Verdienste, wenn man sein ganzes Leben hindurch eben so große Verdienste zur Seite hat.

Montesquieu schmähelte eines Tages sehr laut mit seinen Bedienten. Auf ein Mahl wandte er sich um; und sagte lächelnd zu jemanden, der Zeuge dieses Auftritts war: Sie sind ein Uhrwerk, das man zuweilen aufziehen muß.

Einer, der gut schreibt, schreibt nicht, wie man gewöhnlich schreibt, sondern wie er schreibt; und so

spricht auch jemand öfters gut, wenn er schlecht spricht.

Das Talent beschreibe ich so: Es ist eine Gabe, die Gott uns insgeheim geschenkt hat, und die wir, ohne es zu wissen, bekannt machen.

Die großen Herrn haben Vergnügen, das Volk hat Freude.

Außer dem Vergnügen, das uns der Wein verschafft, verdanken wir auch den Freuden der Weinlese das Vergnügen der Komödien und Trauerspiele.

Ich sagte einst zu jemanden: Pfui! Sie haben ja eine so niedrige Denkungsart, wie ein Mann vom Stande. Herr N. ist so süß, daß er aussieht wie ein Wurm, der Seide spinnet.

Wenn man nach Wiß haschet, so erhascht man oft Abergwiß.

Ist man einmahl zu Paris Frau gewesen, so kann man anderswo nicht mehr Frau seyn.

Meine Tochter sagte sehr richtig: Rauhe Sitten sind nur das erste Mahl rauh.

Frankreich wird sich durch seine Krieger noch aufreiben.

Ich sagte zu Madame du Chatelet: Sie enthalten sich des Schlags, um die Philosophie zu studieren; man sollte vielmehr die Philosophie studieren, damit man den Schlaf beförderte.

Käme ein Persianer oder Indier nach Paris, so würde er ein halbes Jahr Zeit haben müssen, ehe er begreifen lernte, was ein Abbé commendataire, ein weltlicher Abt, ein Abt ohne Orden und Kloster sey, da dergleichen Pflastertreter zu Paris in Menge umher laufen.

Sehnsucht ist eine Fessel, die alle unsere Vergnügen lähmt.

Unglücklicher Weise ist zwischen der Zeit, da man noch zu jung ist, und zwischen der Zeit, da man schon zu alt ist, ein gar zu kleiner Zwischenraum.

Man muß viel studiert haben, wenn man nur ein wenig gelernt haben will.

Ich mag die Bauern wohl leiden; sie sind nicht gelehrt genug, um verkehrte Schlüsse zu machen.

Von Personen, die sich mit ihren Bedienten gemein machen, pflege ich zu sagen: Die Reue folgt dem Laster auf dem Fuße nach.

Die vier großen Dichter: Plato, Malebranche, Shaftesbury, Montaigne!

Kluge Leute lassen sich durch Bediente, und Einfältige durch Kluge regieren.

Unter die Höllenstrafen hätte man billig den beständigen Müßiggang mit setzen sollen; aber, so wie sich viele ausdrücken, hat es das Ansehen, als wenn man ihn zu den Freuden des Paradieses rechne.

Was den Rednern an Gründlichkeit fehlt, das pflegen sie durch die Länge zu ersetzen. Rednerische, schulgerechte Predigten kann ich nicht leiden; es ist dabey nur auf Prahlerey angesehen; der Redner will nicht belehren und bessern, sondern nur seine Kunst zeigen.

Die Ärzte, deren Friend in seiner Geschichte der Arzneywissenschaft erwähnt, haben ein hohes Alter erreicht. Man kann davon folgende physische Ursachen angeben. 1) Die Ärzte sind genöthiget, nüchtern und mäßig zu seyn. 2) Sie kommen den Krankheiten sogleich im Anfange entgegen. 3) Vermöge ihres Berufs machen sie sich viele Leibesbewegung. 4) Indem sie viele Kranke besuchen, so gewöhnet sich ihr Tem-

perament an alle Arten der Luft, und sie werden dadurch für üble Eindrücke desto weniger empfänglich.

5) Sie kennen die Gefahr besser. 6) Diejenigen unter ihnen, deren Ruf bis zu uns gekommen ist, waren geschickte Männer; sie standen also unter der Leitung geschickter Männer, nämlich ihrer selbst.

Über den neuern Entdeckungen haben wir beynahe die Menschen ganz vergessen.

Von tyrannischen und eigennützigen Freunden pflege ich zu sagen: Die Liebe hat gewisse Schadloshaltungen, die die Freundschaft nicht hat.

Wozu dient es doch, Bücher für diese kleine Erde zu schreiben, die nicht größer als ein Punct ist?

Schrieb nicht Contades, ein kriechender Hofmann, bis an sein Ende, an den Cardinal Richelieu, daß er gern stürbe, weil er doch nun den Trost hätte, einem Minister, wie er, nicht in's Grab sehen zu dürfen? Aber dieß Mahl spielte er den Hofmann im Vertrauen auf seine gute Natur; er glaubte noch davon zu kommen.

Als Hr. N. einst von schönen Genies sprach, die unter dem Trosse der Menschheit verloren gegangen und unbekannt geblieben wären, so sagte er: Sie sind gestorben, wie Kaufleute, die noch nicht ausgepackt haben.

Der Busen geringer Schönen ist leicht geöffnet; ein vornehmer Busen weiß sich geltend zu machen.

Fast alle Tugenden sind Privat-Tugenden, und beziehen sich auf das besondere Verhältniß, in welchem ein einzelner Mensch gegen andere einzelne Menschen steht. Freundschaft, zum Beispiel, Vaterlands-
liebe, Mitleid und Mitfreude, setzen besondere Ver-

hältnisse voraus. Aber Gerechtigkeit ist eine öffentliche Tugend, und erstreckt sich auf das allgemeine Verhältniß, in welchem alle und jede Menschen mit einander stehen. Folglich sind alle diejenigen Tugenden die dieß Verhältniß aufheben, keine Tugenden mehr.

Den meisten Fürsten und Ministern fehlt es am guten Willen nicht; sie wissen nur ihre Sachen nicht recht anzufangen.

Der glückliche Erfolg der meisten Unternehmungen hängt davon ab, daß man weiß, wie viel Zeit dazu erfordert werde, sie glücklich auszuführen.

Der Fürst muß auf die öffentliche Tugend ein wachsames Auge haben, nie aber auf Privat-Tugenden.

Nie muß man durch Befehle und Verordnungen etwas auszurichten suchen, was man durch Beyspiele und gute Sitten ausrichten kann.

Die weitläufigen Einleitungen und Präambeln in Ludwigs XIV. Edicten waren dem Volke weit unerträglicher, als die Edicte selbst.

Die Fürsten sollten sich nie auf Schuzreden bey ihren Verfügungen einlassen. Sie sind immer zu streng, wenn sie entscheiden, und schwach, wenn sie disputiren. Sie sollten bey Allem, was sie thun und veranstalten, stets vernünftig und billig verfahren, und nur wenig raisonniren.

Immer habe ich bemerkt, daß, wenn man in der Welt gut fortkommen will, man einfältig aussehen, und als ein Weiser handeln muß.

Bey Allem, wo es auf Staat, Schmuck oder Aufwand ankommt, muß man immer etwas weniger thun, als man thun kann.

Ich sagte einstmahls zu dem Herzoge von Chan-

tilly aus Höflichkeit, daß ich einen Fasttag hätte. Der Herzog war ein Frömmeler, und nahm es mit den von der Kirche vorgeschriebenen Übungen sehr genau.

Zu Paris stirbt die eine Menschenhälfte an Abendeschmäusen, und die andere an Mittagsschmäusen.

Ich hasse Versailles, weil dort jedermann so klein ist; ich liebe Paris, weil daselbst ein jeder groß ist.

Wenn man nichts weiter als glücklich seyn wollte, so wäre das Ding leicht gethan; aber man will glücklicher seyn, als Andere, und da findet denn die Sache fast immer große Schwierigkeiten, weil wir glauben, daß Andere glücklicher seyen, als sie es wirklich sind.

Leute, die viel Verstand haben, laufen oft Gefahr, Alles mit Verachtung anzusehen.

Oft sehe ich Leute, die bey Zwischenerzählungen und Seitenschritten im Reden und Schreiben sich sehr übel geberden; ich glaube aber, daß diejenigen, die Abstecher dieser Art zu machen wissen, solchen Menschen gleichen, die lange Arme haben; sie können weiter reichen als Andere.

Zweyerley Arten von Menschen; denkende und unterhaltende.

Eine schöne That ist eine solche, die Herzensgüte zeigt, und deren Verrichtung Geistesstärke erfordert.

Die meisten Menschen sind fähiger, große Thaten zu verrichten, als gute.

Der gemeine Mann beobachtet die Wohlständigkeit nach seinem Geschmacke, ist höflich nach seiner Art, ohne es in seinen Sitten zu seyn; wir

wünschen höfliche Leute zu haben, weil wir wollen, daß man gegen uns höflich seyn soll.

Die Eitelkeit der Bedienten hat einen eben so guten Grund, als die, welche sich heute zufälliger Weise bey einem gewissen Abenteuer in meinem Herzen regte, das ich bey dem Cardinale von Polignac, wo ich des Mittags aß, zu bestehen hatte. Der Cardinal nahm den Senior der Lothringischen Familie, den Herzog van Elboeuf, bey der Hand, und nach Tische, als der Prinz nicht mehr da war, reichte er mir die seinige. Daß er den Prinzen bey der Hand nahm, war ein Beweis der Hochachtung; daß er mir aber die Hand gab, war ein Zeichen der Verachtung und Geringschätzung. Eben daher gehen auch die Fürsten so vertraut mit ihren Bedienten um. Sie reichen ihnen zuweilen die Hand, und da bilden sich dann die armen Schelme ein, daß dieß eine Gnade sey; aber es ist Verachtung, offenbare Verachtung.

In den Geschichtsbüchern sind unwahre Begebenheiten mit wahren zusammen gehäuft, oder die unwahren werden wenigstens bey Gelegenheit der wahren erzählt.

Anfänglich lobt das Werk den Meister, in der Folge aber lobt der Meister das Werk. Anfänglich gibt die Arbeit dem Arbeiter, nachher aber der Arbeiter der Arbeit einen Werth.

Von den Abtritten muß man immer geschwind wieder weggehen, sonst bekommt man Albernheiten zu lesen. An keinem Orte trifft das Sprichwort mehr ein: Narren's Hände besflecken die Wände.

In Büchern findet man die Menschen besser, als sie wirklich sind. Da zeigt sich die Eigenliebe des Verfassers, der immer für einen desto rechtschaffenern

Mann gehalten seyn will, je mehr er für die Tugend spricht. Die Schriftsteller sind Histrione, die eine theatralische Rolle spielen.

Sein Vermögen muß man als seinen Sklaven betrachten; aber man muß auch seinen Sklaven nicht zu Grunde richten.

Man sollte es kaum glauben, wie sehr es in dem gegenwärtigen Jahrhunderte aus der Mode gekommen ist, Verdienste zu schätzen und zu bewundern. Der Geist des Ruhms und des innern Werths verliert sich unter uns immer mehr und mehr. Eine gewisse Philosophie hat überall die Oberhand erhalten; die Begriffe der Alten von Heldenmuth und Tapferkeit so wohl, als die Begriffe der Neuern von Rittertugenden, sind verschwunden. Die Ämter des Civil-Standes werden mit Leuten besetzt, die Vermögen besitzen, und die Militär-Stellen mit Leuten, die nichts haben. Kurz, es ist fast einem jeden, in Ansehung seiner äußern Glücksumstände, gleichgültig geworden, ob er diesem oder jenem Herrn unterworfen sey, anstatt daß sonst eine verlorne Schlacht oder die Eroberung seiner Vaterstadt mit seinem gänzlichen Untergange, mit dem Verluste seiner Vaterstadt, seiner Frau und Kinder verbunden war. Die Errichtung eines Handelsverkehrs mit den öffentlichen Fonds, die unermesslichen Gaben der Fürsten, die eine zahllose Menge Menschen lebenslang im Müßiggang unterhalten, und selbst durch den Müßiggang derselben sich in dem Besitze ihres Ansehens, oder besser zu sagen, ihrer Vergnügen behaupten; die Gleichgültigkeit in Ansehung des künftigen Lebens, die den Hang zur Wollust und Weichlichkeit in dem gegenwärtigen Leben zur Folge hat,

und uns gegen Alles, was Anstrengung erfordert, fühllos und dazu unfähig macht; weit weniger Gelegenheiten sich auszuzeichnen; eine gewisse methodische Art und Weise, Städte zu erobern und Schlachten zu liefern, wobey es nur darauf ankommt, Breche zu schießen, und wenn dieß geschehen ist, sich zu ergeben: wobey der ganze Krieg mehr in der Kunst als in den persönlichen Eigenschaften derjenigen, die da fechten, besteht, wo man bey jeder Belagerung die Anzahl der Soldaten, die man dabey lassen will, vorher weiß, und wo der Adel in corpore nicht mehr zu Felde zieht: dieß Alles hat den Gemeingeist beynahe erstickt, und es dahin gebracht, daß man für alles Edle und Große weder Sinn noch Geschmack mehr hat.

Für unsere Finanzen können wir nie unwandelbare Regeln festsetzen, weil wir zwar wissen, was wir thun wollen, aber nie wissen, was wir thun müssen.

Einen großen Minister nennen wir nicht mehr einen solchen, der die Staatseinkünfte auf eine weise Art einzutheilen weiß, sondern denjenigen, der Geschäftsfleiß besitzt, und, wie man es nennt, expedir ist.

Man liebt insgemein seine Großkinder mehr, als seine Kinder, weil man von seinen Kindern ziemlich genau weiß, was für Vortheile man von ihnen hat, was für ein Vermögen, was für Verdienste sie besitzen; hingegen in Ansehung seiner Großkinder noch in der Hoffnung lebt und sich mit guten Aussichten schmeichelt.

Ich bin kein Freund von kleinlichen Ehrenzeichen. Ehe du das Ordensband trugest oder den Ehrentitel führtest, wußte man nicht, was für Verdienste

du hättest; aber nun machen sie deinen ganzen Werth aus, und bestimmen auf das genaueste was du seyst.

Sind in einem Staate mehr Vortheile damit verbunden, wenn man den Großen hofirt, als wenn man seine Pflicht thut; so ist Alles verloren.

Daß den Dummköpfen ihre Unternehmungen fast immer gelingen, dieß kommt daher, weil sie weder einsehen noch einsehen können, daß sie unbesonnen zu Werke gehen, und folglich sich durch nichts abhalten lassen.

Man merke es wohl, die meisten Dinge, die uns Vergnügen machen, sind der gesunden Vernunft zuwider.

Greise, die in ihrer Jugend viel gelernt haben, haben nicht nöthig, auf's neue zu lernen, sondern sich nur an das Erlernte wieder zu erinnern.

Man könnte vermittlest unmerklicher Veränderungen in der Rechtswissenschaft viele Prozesse abkürzen.

Verdienste sind ein mächtiger Trost unter allen Umständen.

Ich hörte einst den Cardinal Imperiali sagen: Es ist kein Mensch auf der Erde, bey welchem nicht das Glück einmahl in seinem Leben einen Besuch abstattete; ist er dann aber nicht bey der Hand, es gehörig zu empfangen, so kommt es zur Thüre herein, und springt zum Fenster wieder hinaus.

Der Unterschied, der sich unter den Menschen findet; ist zu geringe, als daß sie Ursache hätten, darauf stolz oder deswegen unzufrieden zu seyn. Einige haben das Podagra, andere leiden am Steine; einige sterben, andere wollen sterben; in der Ewigkeit sind sie alle ein Herz und eine Seele; hier sind sie nur eine Viertelstunde lang von einander unter-

schieden, und selbst während dieses kleinen Zeitraums sind sie als Glieder an einem Leibe vereinigt.

Eine schwülstige und nachdrucksvolle Schreibart kann man sich unter allen am leichtesten zu eigen machen. Siehet man eine Nation aus der Barbarey heraus treten, so wird man wahrnehmen, daß ihr Styl sich anfänglich dem Erhabenen nähert, und dann nach und nach zu dem Naiven herab fällt. Das Naive hat das Schwierige, das ihm das Niedrige zur Seite geht; aber zwischen dem Erhabenen und dem Naiven, und zwischen dem Erhabenen und dem Galimathias, ist ein unendlicher Unterschied.

Es verräth sehr wenig Ehrbegierde, wenn man glaubt, daß man schlechterdings ein Amt bekleiden müsse, um sich einiges Verdienst in der Welt zu erwerben, und wenn man sich hingegen für weniger als nichts hält, so bald man sich nicht mehr unter der Masse einer öffentlichen Person verbergen kann.

Schriften, die weder Scharfsinn noch angestrengtes Nachdenken erfordern, beweisen nichts weiter, als daß der Verfasser ein gutes Gedächtniß oder anhaltende Geduld besessen habe.

Allenthalben, wo ich den Neid antreffe, mache ich mir ein Vergnügen daraus, ihn zu peinigen und zur Verzweiflung zu bringen. Ist ein Neidischer zugegen, so lobe ich immer diejenigen, bey deren Nennung er blaß wird.

Der Heldenmuth, den manche Sittenlehrer empfehlen, rührt wenige Menschen; er ist ein Heldenmuth, der alle Sittlichkeit vernichtet, uns nur bloß in Erstaunen und Bewunderung setzt.

Alle stark bewohnten Länder sind sehr ungesund; wahrscheinlich kommt dieß daher, weil die

großen Kunstwerke der Einwohner, die tief in die Erde gehen, Canäle, Keller, Gewölbe, Wasser und Feuchtigkeiten aufnehmen, die daselbst in Fäulniß übergehen.

Es gibt gewisse Fehler, die man mit Augen sehen muß, wenn man sich einen richtigen Begriff davon machen will, dahin gehören besonders die zur Gewohnheit gewordenen Fehler.

Horaz und Aristoteles haben uns viel von den Tugenden ihrer Väter und von den Lastern ihrer Zeiten vorgeschwatzt, und die Schriftsteller aller folgenden Jahrhunderte haben uns eben das gesagt. Wären ihre Nachrichten wahr, so müßten die Menschen jetzt nicht mehr Menschen, sondern Bären und wilde Bestien seyn. Die Ursache, warum alle und jede Menschen von je her auf diese Weise einander nachgesprachen haben, scheint mir diese zu seyn, weil wir immer von unsern Vätern und unsern Herrschaften Ermahnungen und Anweisungen zum Guten erhalten haben. Dieß ist aber noch nicht Alles. Die Menschen haben eine so schlechte Meinung von sich und Andern, daß sie nicht nur geglaubt haben, daß ihre Seele, ihr Verstand und Herz, sondern auch ihr Körper verderbt und ausgeartet sey, und daß nicht nur sie selbst, sondern auch sogar die Thiere, jetzt nicht mehr so groß würden, als sie ehemals gewesen sind. Man findet in den Geschichtsbüchern die Menschen schön geschildert, und findet sie dann in der Erfahrung nicht so, wie sie da abgemahlet stehen.

Spötereien sind Reden, wodurch man seinem Verstande auf Kosten seines guten Herzens ein Compliment macht.

Leute, die wenig zu thun haben, pflegen desto

mehr Worte zu machen. Je weniger man denkt, desto mehr spricht man. Daher sind auch die Weiber insgemein geschwätziger und redseliger, als die Mannspersonen; vor zu vieler Muße haben sie nicht Zeit zu denken. Eine Nation unter welcher die Frauenzimmer den Ton angeben, ist eine Plauder-Nation.

Ich habe bemerkt, daß die meisten Menschen nur deswegen reich zu werden und ein großes Glück zu machen suchen, damit sie, nachdem sie reich geworden, sich ärgern und darüber sich zu Tode grämen können, daß sie nicht von vornehmer Geburt sind.

Es entstehen eben so viele Laster daher, wenn man sich nicht genug schätzt, als wenn man sich zu sehr schätzt.

In meinem ganzen Leben habe ich keine Art Menschen so allgemein verachtet gesehen, als diejenigen, die schlechte Gesellschaften liebten.

Beobachtungen sind die wahre Naturgeschichte, die Systeme sind nur Fabeln und Erzählungen aus derselben.

In eiteln und schalen Gesellschaften zu gefallen, ist heute zu Tage das einzige Verdienst. Aus dieser Ursache legt der Rechtsgelehrte das Studium der Rechte zur Seite; der Arzt glaubt durch das Studium der Arzneywissenschaft, und der Theologe durch das Studium der heiligen Schrift und der Religion seine Achtung zu verlieren. Jede ernsthafte Lecture, die der Spasmacherey Eintrag thun könnte, fliehet man, wie eine Pest.

Für nichts und wider nichts zu lachen, und jedes noch so kleinliche Stadtgeschichtchen aus einem Hause in das andere zu tragen, heißt jetzt Welt-

und Menschenkenntniß. Man fürchtet diese zu verlieren, wenn man sich auf andere Kenntnisse legte.

Jeder Mensch muß höflich, aber auch frey und ungezwungen seyn.

Schamröthe kleidet jeden wohl; man muß sie jedoch in seiner Gewalt zu haben wissen, nie aber sie verlieren.

Das Sonderbare, wodurch man sich auszeichnet, muß in einer festen Denkungsart bestehen, woran es Andern fehlt. Denn ein Mensch, der sich durch nichts weiter, als seine besondern Beinkleider auszeichnen wüßte, würde in allen Ländern für einen Gecken gehalten werden.

Schriftstellern, die uns in einigen Stellen ihrer Schriften originell schienen, muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich nicht so weit erniedriget haben, um mit Abschreibern in eine Classe geworfen zu werden.

Es sind drey Tribunale, die fast nie mit einander eins sind: das Tribunal der Rechte, das Tribunal der Ehre, und das Tribunal der Religion.

Nichts setzt große Männer tiefer herab, als wenn sie auf ein gewisses persönliches Betragen ein großes Gewicht legen. Mir sind aus der Geschichte zwey ausgezeichnete Männer bekannt, die darüber gänzlich hinweg sahen, Cäsar und der Regent, Herzog von Orleans.

Ich erinnere mich, daß ich einstmahls aus Neugierde zählte, wie oft ich eine kleinliche Stadtgeschichte, die sich der Mühe nicht verlohnte, gesagt oder behalten zu werden, von Andern erzählen hörte; und da hörte ich sie denn innerhalb drey Wochen, während welcher sie die feine Welt beschäftigte, zwey

hundert fünf und zwanzig Mal erzählen, worüber ich mich herzlich freute.

Viel Bescheidenheit bringt vielerley Vortheile.

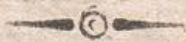
Nicht die Beherrscher großer Reiche, sondern Abenteurer und Glücksritter sind die Menschen, die große Dinge thun.

Macht die Staatskunst die Werke unsrer Geschichtschreiber schöner, als die der Römer und Griechen?

Wenn man einen General herab setzen will, so sagt man, daß er viel Glück habe*); aber es ist doch schön, daß sein Glück auch das Glück des Staats ist.

Ich habe zu Livorno und zu Venedig die Galeeren gesehen, habe aber nicht einen einzigen Menschen darauf angetroffen, der traurig gewesen wäre. Willst du also vergnügt seyn, so suche dir nur auch ein Stück blau Band um den Hals zu binden.

*) Diesen Ausdruck gebraucht Fontenelle auf eine ähnliche Weise. Als man zu demselben bey Gelegenheit des mit Beyfall aufgenommenen Trauerspiels Ines von Castro sagte, daß la Motte viel Glück hätte, so antwortete er: Ja, aber ein solches Glück widerfährt den Thoren nie. —
(Anmerk. der Herausgeber.)



Vertraute Briefe

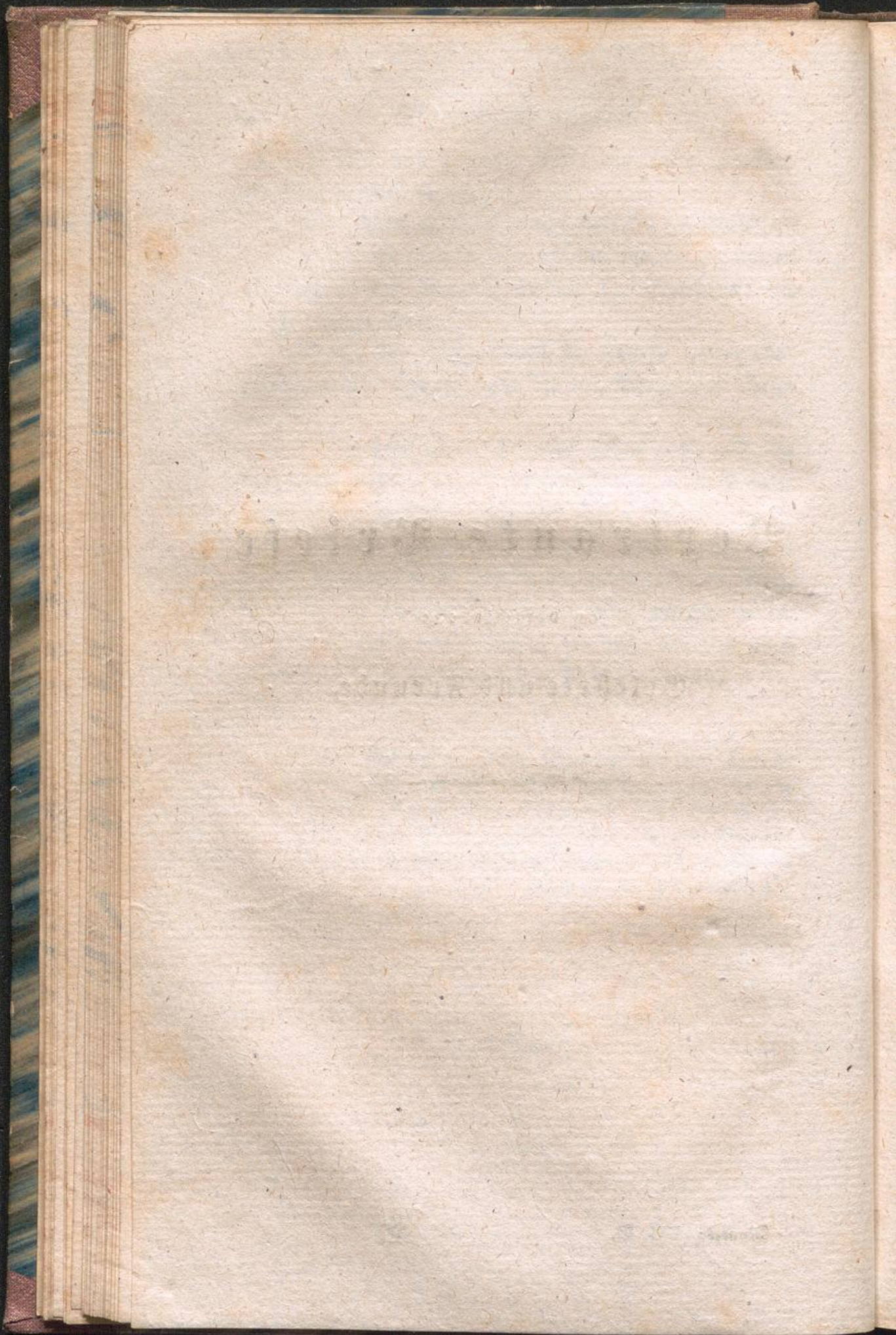
an verschiedene

Gelehrte und Freunde.



Montesq. VII. B.

D



I. Brief.

An den P. Cerati (*)

Von der Congregation des Oratorii S. Philipp in Rom.

London den 21. Dez. 1729.

Ich hatte die Ehre, Ihnen, mein lieber Pater, mit der letztern Post zu schreiben, und ich schreibe Ihnen mit dieser noch ein Mahl. Alles, was Ihnen eine Freundschaft, die mir so lieb ist, wieder ins Gedächtniß brin-

(*) Der Herr von Montesquieu war mit ihm in dem Hause des Cardinals von Polignac, des französischen Gesandten zu Rom, seit seiner Reise nach Italien bekannt geworden. Cerati ist aus einem vornehmen Hause in Parma, und stand bey dem Cardinal sehr wohl, der ihn für einen der gelehrtesten Männer in Italien hielt.

Johann Gaston, letzter Großherzog von Toscana, der, ohngeachtet seiner Sorglosigkeit, dennoch große Männer zur Besetzung der Ämter aufzusuchen wußte, zog ihn in sein Land, und ernannte ihn zum Prälaten des H. Stephansordens zu Toscana, und zum Proveditore der Universität zu Pisa.

Als sich dieser gelehrte Prälat in Frankreich befand, wurde er von den gelehrten Männern sehr geschätzt; hierauf ging er nach England und Teutschland, und erwarb sich allenthalben auf gleiche Weise den allgemeinen Beyfall berühmter Männer Europens. Er gab dem Muratori den Anschlag, seine Abhandlungen über die Geschichte der mittlern Zeit, und die Jahrbücher von Italien zu schreiben.

gen kann, ergreife ich mit dem größten Vergnügen, und sehe jetzt zu demjenigen, was ich Ihnen lezthin von dem Herrn Fouquet (*) meldete, noch hinzu, daß wenn er eine größere Summe verlangen sollte, als ich Ihnen anfänglich zu bestimmen schien, Sie ihm mehr geben, und in Ansehung der übrigen Bedingungen alles thun können, was nur nicht offenbar unbillig ist. Ich kenne hier den Ritter Lambert, einen berühmten Banquier, der mich versichert, er stünde mit Belloni in Briefwechsel, und durch denselben will ich Ihnen sogleich das Geld zustellen lassen, worüber Sie Sich mit ihm vergleichen werden. Denn die Gesinnungen des Hrn. Fouquet scheinen mir so veränderlich (**) zu seyn, daß es nicht die Mühe verlohnt, ehe etwas zu thun, ehe er sich fest entschlossen hat.

Ich befinde mich hier in einem Lande, das dem übrigen Europa ganz unähnlich ist. Den Inhalt von dem Tractate mit Spanien haben wir noch nicht erfah-

(*) Ein Jesuit, der aus China mit dem Herrn Mezzabarba zurück gekommen war. Dieser Missionar hatte sich wider die Chinesischen Gebräuche erklärt, und davon mit dem Papste nach seinem Gewissen geredet. Als er nach dieser Erklärung seiner Heiligkeit merken ließ, daß die Luft des Collegii ihm nicht zuträglich sey, so machte ihn Benedikt XIII. zum Bischofe in partibus, und sogte ihn in die Propaganda. Der Herr von Montesquieu hatte ihn bey dem Cardinal von Volsignac genau kennen lernen, und seit der Zeit eine Unterhandlung mit ihm angefangen, eine Pfründe, die dieser Prälat in Bretagne hatte, zum Besten des Abts Duval, seines Secretairs, abzutreten.

(**) Die Schwierigkeiten, die der Herr Fouquet wegen der Pension, die da sollte ausgemacht werden, ein Mahl über das andre machte, gaben dem Herrn von Montesquieu Gelegenheit zu sagen, man sähe wohl, daß dieser Herr noch nicht den Staub abgeschüttelt habe.

ren, und man glaubt bloß, daß er die Quadrupelallianz in nichts verändere, als daß die sechs Tausend Mann, die nach Italien zu dem Don Carlos gehen sollen, nicht neutral, sondern Spanier seyn werden. Hier erscheinen, wie Sie wissen, täglich sehr frey geschriebene Blätter. Vor ohngefähr zwey oder drey Wochen sah ich eins derselben, worüber ich sehr in Zorn gerieth. Man behauptete darinnen, der Cardinal von Rohan hätte aus Teutschland zum Gebrauch seines Kirchensprengels mit vieler Sorgfalt eine Maschine kommen lassen, auf welcher man auf dem Brete spielen, die Würfel mengen und werfen könnte, ohne daß sie von der Hand des Spielers einigen Eindruck bekämen; dieser dürfte vorher durch einen unerlaubten Kunstgriff die Würfel nur auf jeden Fall gehörig zubereiten. Dieß hieße aber die Betrügerey bey Dingen einführen, die nur zum Vergnügen des Geistes gemacht sind. Man muß, ich gestehe es Ihnen frey, ein großer Rezer und Jansenist seyn (*), wenn man dergleichen elenden Scherz machen will. Sollte in Italien ein Werk gedruckt werden, das lesenswürdig ist, so bitte ich, mich es wissen zu lassen. Ich habe die Ehre, mit der zärtlichsten Freundschaft zu seyn.

(*) Dieser elende Scherz der Engländer wurde dadurch veranlaßt, daß der Cardinal von Rohan, wenn er sich in seiner Diöces zu Saverne befand, eben so vielen Elfer blitzen ließ, alle nur mögliche Ergötzlichkeiten zu veranstalten, und wie ein Fürst zu glänzen, als er zu Paris Elfer für die Religion an den Tag legte, wo er das Haupt der Antijansenisten und einen Beschützer des reinen Lehrbegriffs vorstellen wollte.

II. Brief.

An eben denselben.

London, den 1. März, 1730.

Sie, liebster Pater Cerati, sind mein Wohlthäter, und ein zweyter Orpheus, dem die Felsen folgen. Eben melde ich dem Abt Duval (*), daß ich nicht will, daß er die Redlichkeit des Herrn Fouquet mißbrauchen soll, daß er indessen fortfahren könne, und daß dasjenige, was herauskommen wird, zwischen ihm und dem Herrn Fouquet freundschaftlich getheilet werden soll.

Endlich ist doch Rom von der niedrigen Tyranny der Beneventiner befreyet, und die päpstliche Würde wird nicht mehr durch diese schmutzigen Hände entehrt. Alle diese Nichtswürdige kehren, mit der heil. Maria an ihrer Spitze, in die Hütten zurück, wo sie geboren waren, um ihre Verwandten von ihrem vorigen Stolze zu unterhalten. Coscia wird für sich nichts als sein Geld, seine Sicht, und seine galante Krank-

(*) Er war Sekretär bey dem Verfasser gewesen; er war es, der die Handschrift von den persischen Briefen nach Holland brachte, und daselbst drucken ließ, welches ihrem Urheber so viele Unkosten, ohne einigen Vortheil, machte. Er erhielt für ihn die aufgegebene Pfründe, welche der Herr Fouquet von dem römischen Hofe in Bretagne bekommen hatte, und es kam hier auf die Pension an, die Herr Duval diesem Prälaten bezahlen sollte.

heit behalten, und man wird künftig alle Beneventiner, die gestohlen haben, aufhängen, damit die Weissagung von Benevent erfüllet werde: Vox in Rama audita est, Rachel plorans filios suos noluit consolari, quia non sunt.

Gebet uns einen Papst, der wie der heil. Paulus, ein Schwert, nicht aber, wie der heil. Dominicus, einen Rosenkranz, oder wie der heil. Franziscus, einen Bettelsack hat. Erwachet einmahl von eurer Schlassucht, exoriare aliquis. Schämhet ihr euch nicht, uns diesen alten Stuhl des heil. Petrus mit dem zerbrochenen und wurmstichigen Rücken zu zeigen? Wollt ihr, daß man euren Kasten, mit den vielen geistlichen Reichthümern, mit eben den Augen ansehen soll, mit welchen man eine Büchse Mithridat vom Marktschreyer ansieht? In der That, ihr machet einen schönen Gebrauch von eurer Unbetrieglichkeit? Ihr bedienet euch derselben bloß, zu beweisen, daß das Buch des Quesnel nichts taugt, nicht aber zu entscheiden, daß die Forderungen des Kaisers auf Parma und Piacenza ungegründet sind. Eure dreyfache Krone gleicht jenem Lorbeerkranze, den Cäsar aufsetzte, um vor den Augen der Welt seinen kahlen Kopf zu verbergen. Meine ergebenste Empfehlung an den Herrn Cardinal Polignac. Ich bin vor dreym Tagen zum Mitgliede der Königl. Societät der Wissenschaften zu London aufgenommen worden. Man sprach daselbst von einem Briefe des Thomas Whisam an seinen Bruder, in dem er das Urtheil der Societät über die astronomischen Entdeckungen des Bianchini verlangte. Umarmen Sie in meinem Nahmen den Abt Niccolini. Ich empfehle mich Ihnen, lieber Pater, von ganzem Herzen.

III. B r i e f.

An den Abt Venuti (*).

Zu Clerac.

Paris, den 17. März 1739.

Mein Herr!

Ich habe den Brief, den Sie an mich schrieben, mit weit mehr Vergnügen erhalten, als ich selbst geglaubt hätte, weil ich nicht wußte, daß der Herr Abt von Clerac, den ich schon lange verehrte, ein Bruder des Ritters Venuti (*) sey, mit dem ich zu Florenz eine

(*) Dieser italienische Gelehrte, aus einem vornehmen Hause zu Cortone, war von dem Capitel des heil. Johannis im Lateran, als Generalvicar der Abten zu Clerac, die Heinrich IV. diesem Capitel nach seiner Losprechung gab, nach Frankreich geschickt worden. Bey seinem langen Aufenthalte in Frankreich arbeitete er verschiedene Abhandlungen aus der Geschichte Frankreichs für die Akademie zu Bourdeaux, in die er aufgenommen worden war, und einige Gedichte aus, unter welchen auch der Triumph des gelehrten Frankreichs und die Übersetzung von Racines Gedichte über die Religion war. Er erhielt deswegen auch bey seiner Abreise aus Frankreich von dem Könige die Abten zu Livorno die ihm der Kaiser, als Großherzog von Toscana, gab.

(*) Er hat uns zuerst von der Entdeckung der Stadt Herculanum Nachricht und zugleich ein Verzeichniß von den Alterthümern gegeben, die man damals gefunden hatte. Er hatte auch das meiste zur Errichtung der etruscischen Akademie zu Cortone beigetragen, die uns bisher 7 Bände in 40 vortrefflicher Abhandlungen über verschiedene Stücke aus der Geschichte und den Alterthümern geliefert hat.

enge Freundschaft schloß, und dem ich meine Aufnahme in der Akademie zu Cortone zu verdanken habe. Ich bitte Sie, mein Herr, für mich eben die gütigen Gesinnungen zu haben, die Ihr Herr Bruder gegen mich hegt. Herr Campagne hat mir von dem schönen Geschenke geschrieben, welches Sie ihm für mich geschickt haben, und wofür ich Ihnen sehr verbunden bin. Der Herr Baritaut ließ mich bereits einen Theil dieses Werkes lesen; man findet in ihren Abhandlungen einen Gelehrten, voll Geist und Leben, was sie mir sehr werth macht, da es sich nicht immer findet.

Sie sind Ursache, mein Herr, daß die Akademie zu Bourdeaux auf das heftigste in mich dringet, daß ich einen Specialbefehl zur Erwählung zwanzig Mitglieder anstatt der zwanzig Schüler auswirken soll. Der Wunsch, Sie zu besitzen, auf der andern Seite aber auch die Schwierigkeit, daß alle Stellen der Mitglieder bereits besetzt sind, macht, daß sie gerne neue Plätze haben will. Die Geschäfte des Herrn Cardinal von Polignac und noch andere Ursachen haben die Ausfertigung dieses Befehls bisher verzögert. Ich habe an die Herren geschrieben, sich dieß nicht irre machen zu lassen, denn selbst wenn die Thore verschlossen seyn sollten, so verdienten Sie, daß man die Mauern einreisse, um Ihnen eine Bahn zu uns zu verschaffen. Ich hoffe, mein Herr, folgendes Jahr, wenn ich nach Provence gehe, die Ehre zu haben, Sie zu Clerac zu sehen, und sie nach Bourdeaux einzuladen. Alles wird mir angenehm seyn, was unsere Bekanntschaft veranlassen und befördern kann. Niemand auf der Welt hat mehr Achtung für Sie, als ich.

P. S. Wenn Sie an den Ritter Venuti schreiben, so haben Sie die Gewogenheit, ihn meiner vor-

zöglichsten Ergebenheit zu versichern. Seine vortrefflichen Eigenschaften sind mir noch immer lebhaft im Gedächtnisse.

IV. Brief.

An den Abt Marquis Niccolini
zu Florenz.

Bordeaux, den 6. März 1740.

Ich habe, mein lieber und berühmter Abt (*), mit dem größten Vergnügen den Brief erhalten, den Sie an mich geschrieben haben. Sie sind einer von den Männern, die man nie vergessen kann, und deren Andenken uns stets rühret. Mein Herz, mein Geist huldigt Ihnen, mein lieber Abt!

(*) Der Abt Marquis Niccolini, einer von den besten und berühmtesten Freunden, die der Verfasser in Italien hatte, wurde mit ihm zu Florenz bekannt. Nachdem er sich lange Zeit zu Rom unter der Regierung des Papstes aus dem Hause Corsini, dessen Verwandter er war, aufgehalten hatte, begab er sich in sein Vaterland, und legte sich bloß auf die Wissenschaften, Philosophie und das gemeine Beste. Er machte verschiedene Reisen in fremde Länder, und daselbst mit den größten Männern Bekanntschaft. Als er unter der Borbrin- gischen Regierung, mit der er eben nicht allzu wohl zufrieden war, Befehl erhielt, nach Toscana zu kommen, so schrieb ihm der Herr von Montesquieu, als er es erfuhr: „O, mein Freund Niccolini, muß eine große Wahrheit gesagt haben.“

Sie berichten mir zwey angenehme Sachen, nämlich daß wir den Herrn Cerati in Frankreich sehen werden, und daß die Marquissin Ferroni sich meiner noch oft erinnere. Ich bitte Sie, erhalten Sie sowohl bey dem einen, als bey der andern diese Freundschaft, die ich eben so sehr zu verdienen wünsche. Worauf ich mir aber am meisten zu Guten thue, ist, daß ich, jenseits der Alpen, eben so sehr als Sie beyde von derselben (*) entzückt bin.

Ich halte mich seit einem Monathe zu Bourdeaux auf, wo ich noch drey oder vier Monathe verbleiben muß. Ich würde untröstlich seyn, wenn ich darüber das Vergnügen entbehren sollte, den lieben Cerati zu sehen. Ehe das geschehen sollte, würde ich ihn lieber ersuchen, zu mir nach Bourdeaux zu kommen. Hier würde er auch seinen Freund sehen, aber er würde auch noch lieber Frankreich sehen, in welchem nur Paris und die entlegenen Provinzen von einiger Bedeutung sind, und die letzteren nur darum, weil sie von Paris noch nicht haben verschlungen werden können. Er würde zwey Seiten eines Vierecks, anstatt der Diagonallinie, beschreiben, und nicht nur die schönen Provinzen sehen, welche an den Ocean grenzen, sondern auch diejenigen, welche an das mittelländische Meer stoßen.

Was denken Sie von den Engländern? Sehen Sie, wie sie alle Meere bedecken. Es ist ein gro-

(*) Dieses Frauenglimmer war sowohl ihres Geistes, als auch ihrer Schönheit wegen in Florenz am meisten berühmt. Bey ihr traf man die beste Gesellschaft. Der Verfasser befand sich, während seines Aufenthaltes zu Florenz, sehr gut bey ihr. Bey meiner Ankunft in dieser Stadt lebte sie noch, sie war aber sehr schwächlich.

per Wallfisch, et latum sub pectore possidet aequor. Die Königin von Spanien hat Europa ein großes Geheimniß entdeckt, daß nämlich die Indianer, welche man mit ein Mahl hundert Tausend Ketten an Spanien befestiget, nur an einem Faden hängen. Leben Sie wohl, mein liebster Abt, und hegen Sie eben die Gesinnungen gegen mich, die ich gegen Sie habe. Ich bin mit der größten Achtung &c.

V. Brief.

An den Herrn Cerati

zu Pisa.

Mein Herr!

Ich habe Ihren Brief sehr spät erhalten, denn er ist vom 10. Januar, und ich habe ihn erst den 5. May zur Bourdeaux, wo ich mich seit einem Monate aufhalte, und wohl noch drey oder vier Monate werden verweilen müssen, erhalten. Versprechen, betheuren, schwören Sie mir, daß Sie mich, wenn ich bey Ihrer Ankunft nicht in Paris bin, zu Bourdeaux besuchen, und auf diesem Wege Ihre Rückreise nach Italien nehmen wollen. Ich habe es bereits den Herrn Niccolini geschrieben, Es kommt nur darauf an, daß Sie die zwey Seiten des Parallelograms anstatt der Diagonallinie machen, da Sie denn Frankreich wirklich sehen werden; wenn Sie aber mitten durchs Kö-

nigreich reisen, so werden Sie nur Paris sehen, und nicht Ihren Freund; aber ich sage dieß alles nur auf den Fall, wenn ich nicht zu Paris seyn sollte. Kommen Sie aber dahin, so will ich Sie, ich mag nun da seyn oder nicht, bewirthen, und Sie auf den Parnasß führen. Wenn Sie nach England gehen, so melden Sie mir solches, damit ich Ihnen Briefe an meine Freunde mitgeben könne. Auch hoffe ich von Ihnen während Ihrer Reise Briefe und Nachrichten von dem Wege, den Sie nehmen, zu erhalten. Meine Adresse ist zu Bourdeaux oder zu Paris auf der heil. Dominicus Straße. Sie werden die angenehmste Reise machen, die man nur haben kann, und was die Ausgaben betrifft, so will ich, wenn ich zu Paris bin, Ihr Mentor seyn. Sie werden dort eine Menge verdienstvoller Männer zu Fuß, und noch mehr nichtswürdige Leute in Carossen finden. Der Cardinal von Polignac hat sehr wohl gethan, nicht ins Conclave zu gehen, sondern diese Sache andern zu überlassen. Er befindet sich sehr wohl, und dieß ist seine wichtigste Angelegenheit. Sie werden ihn sehr liebenswürdig finden, ob er gleich nicht nach der Mode ist. Leben Sie wohl, Ich hege für Sie die zärtlichste Gefinnungen; und liebe Sie eben so sehr als sie die ganze Welt schäzket. Sie mögen an einen Ort der Welt gehen, wohin Sie nur wollen, so werden Sie meiner Seele doch allezeit gegenwärtig seyn. Ich habe die Ehre mit der zärtlichsten Hochachtung zu seyn.



VI. Brief.

An den Abt Benuti.

zu Clerac.

Paris, den 17. April 1742.

Mein Herr!

Raum habe ich noch Zeit, Ihnen einige Worte zu schreiben; Ihre Freunde haben mich gebethen, mit der Frau Tencin wegen der Briefe zu sprechen, die man wider Sie (*) geschrieben hat. Da ich nichts von allem weiß, und mir nicht bekannt ist, ob es die erstern Briefe oder einige neuere seyen, so bitte ich Sie, mir darüber Aufklärung zu geben, was ich dem Cardinal bey seiner Ankunft sagen soll. Seyn Sie versichert, daß niemand Sie mehr liebt, noch mit mehrerer Achtung sey &c.

(*) Raum hatte der Abt Benuti die Verwaltung der Abten zu Clerac angetreten, als sich zu Rom in dem Capitel, das ihn geschickt hatte, eine Partey wieder ihn zeigte, die ihn wieder zurück gerufen wissen wollte, und sich deswegen des Cardinals von Tencin bediente, ihn zu stürzen. Der vornehmste Kunstgriff, den man wieder ihn brauchte, war, daß die Einkünfte, welche er von der Abten einschickte, nicht groß genug waren, welches man auf seine Rechnung schrieb, ungeachtet es von dem großen Zehenden, womit die Abten belästiget war, herrührte, wozu noch die Kosten auf die Ausbesserung und die Prozesse, worauf ein Theil des Einkommens mußte verwendet werden, kamen. Überdies sahen ihn

VII. Brief.

An den Abt von Guasco
zu Turin.

Paris, 1742.

Es ist mir sehr angenehm, mein liebster Freund, daß der Brief, den ich Ihnen an unsern Gesandten mitgab, Ihnen zu Turin einiges Vergnügen verschafft, und Ihnen die Härigkeiten des Marquis von Drimea (*) ein wenig vergütet hat.

die Missionarien der Jesuiten mit scheelen Augen an, die seit Heinrichs IV. Zelten, alle Fest- und Sonntage in der Abtey dieser Stadt predigen mußten, in welcher demungeachtet fast lauter Protestanten wohnen, ohne daß man ein Beispiel von der Bekehrung eines einzigen Hugonotten anführen könnte.

(*) Dieser Freund des Herrn von Montesquieu hatte sich einige Jahre zu Paris, wohin er wegen einer Augenkrankheit gegangen war, aufgehalten. Nach dem Tode seines Vaters wurde er genöthiget nach Turin zurück zu gehen, um seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Als ich in diese Stadt kam, hörte ich, daß er, da er wegen einer Angelegenheit die Vermittlung des Ministers nöthig hatte, doch niemahls Audienz bey dem Marquis von Drimea erlangen konnte, und zwar wegen einer alten Feindschaft desselben mit seinem Vater. Wegen dieser Feindschaft hatten auch seine beyden Brüder den Entschluß gefaßt, sich in fremden Ländern niederzulassen, und sich in österreichische Dienste begeben, welches sie niemahls gereuete.

Ich war gewiß überzeugt, daß der Herr und die Frau von Senectere sich ein Vergnügen machen würden, Sie kennen zu lernen, und daß sie Sie nur kennen dürfen, um Sie mit offenen Armen aufzunehmen. Ich ersuche Sie, denselben zu zeigen, wie angenehm es mir sey, daß Sie meine Empfehlung so gütig aufgenommen haben, und wünsche Ihnen Glück, daß Sie das Vergnügen gehabt haben, mit dem Grafen von Egmond zu reisen. Er ist wirklich einer von meinen Freunden, und einer von den Herren, für welche ich die meiste Achtung habe. Ich nehme den Antrag an, auf seiner Rückkehr aus Neapel bey ihm mit Ihnen zu speisen; ich besorge nur, daß, wenn der Krieg fort-dauert, ich genöthigt seyn werde, nach la Brede zu gehen, und dort meinen Kohl zu pflanzen. Mit unserer Handlung in Guienne wird es bald aus seyn: unsere Weine werden uns auf dem Halse bleiben, und Sie wissen, daß dieß unser ganzer Reichthum ist. Ich sehe voraus, daß der vorläufige Traktat des Turiner Hofes mit dem zu Wien uns des Commenthurs von Solar berauben wird, und in diesem Falle sehne ich mich nicht mehr so sehr nach Paris. Versichern Sie den Herrn Marquis von Breil meiner zärtlichsten Ergebenheit. Das menschliche Geschlecht wird ihm vielen Dank für die gute Erziehung wissen, die er dem Herzoge von Savoyen, von dem ich sehr viel gutes höre, gegeben hat. Ich gestehe es, ich bilde mir etwas darauf ein, daß ich mir von diesem großen Manne, als ich ihn zu Wien kennen lernte, einen richtigen Begriff gemacht habe. Ich wünschte, daß Sie noch vor meiner Abreise nach Paris zurück kämen, und bis dahin verspare ich es, Ihnen das Ge-

heimniß von dem Tempel zu Snidus zu entdecken (*). Suchen Sie Ihre häuslichen Angelegenheiten, so bald als möglich, in Richtigkeit zu bringen, und überlassen Sie die Verbesserung des Unrechts, welches das Ministerium Ihrem Hause angethan hat, einer günstign Zukunft. Sie müssen in Ihren eigenen Grundsätzen, in Ihren Beschäftigungen und in Ihrem Betragen jetzt Waffen, Trost und Hülfsmittel suchen. Der Marquis von Ormea ist ein Mann, der von seinen gefassten Entschliessungen nicht leicht abgeht, und bey den Umständen, worinnen man sich an Ihrem Hofe befindet, wird man Ihren Vorstellungen wenig Aufmerksamkeit schenken. Der Gesandte empfiehlt sich Ihnen; er fängt nunmehr an, die Augen wegen seiner Freundin zu öffnen. Ich habe etwas dazu beygetragen, und wünsche mir dazu Glück, weil sie Ursache war, daß er eine so schlechte Figur machte. Leben Sie wohl.

(*) Er hatte ihm ein Geschenk mit diesem Werke gemacht, als er bey seiner Reise nach Turin Abschied von ihm nahm, ohne ihm zu sagen, wer der Verfasser davon wäre. Er hatte es ihm hernach entdeckt, indem er ihm sagte, daß die Gesellschaft der Mad. de Clermont, Prinzessin von Ceblüte welche er zu besuchen die Ehre hatte, ihn auf diesen Einfall gebracht, und daß er keine andre Absicht gehabt, als ein poetisches Gemählde von der Wollust zu entwerfen.

VIII. Brief.

An den Graf von Guasco (*),
Obersten bey der Infanterie.

Frankfurt, 1742.

Mein lieber Graf!

Ich war vor Freuden ganz außer mir, da ich als einen Beweis Ihres Andenkens durch ihren Herrn Bruder einen Brief erhielt. Die Frau von Tencin (**) und die andern Personen, an welche ich von Ihnen Empfehlungen gemacht, haben mir aufgetragen, Sie

(*) Er war mit ihm auf der Reise bekannt worden, die der Graf von Guasco auf seiner Rückkehr aus Rußland 1742 nach Paris machte.

(**) Die Frau von Tencin, Schwester des bekannten Cardinals Tencin, der, wie man sagte, ihr sein Glück und seinen Cardinalshut zu danken hatte, machte in Paris durch ihre Schönheit und guten Verstand viel Aufsehens. Sie war schon fünf Jahre in dem Kloster zu Montfleury in Dauphine eine Nonne, als sie wieder zurück in die Welt ging, und ihre Gelübde widerrief. Nach vielen sonderbaren Begebenheiten erwarb sie sich, ohne jemahls sehr reich gewesen zu seyn, ein Haus in Paris, wo die beste Gesellschaft sich versammelte. Es gehörte mit zur guten Lebensart, in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden, und die Hofleute, die Gelehrten, die vornehmsten Fremden bemüheten sich um die Wette, dazu zu gelangen. Da diejenigen, woraus diese Gesellschaft ordentlich bestand, die schönen Geister und die be-

gleichfalls Ihrer Zärtlichkeit und Freundschaft zu versichern. Ich bedaure, daß ich Ihrer Neugierde nach den Werken unsrer Freundin kein Genüge leisten kann. Es ist ein Geheimniß (*), welches ich niemanden zu entdecken versprochen habe.

Das Vertrauen, womit Sie mich beehren, fordert mich auf wegen des wichtigen Inhalts Ihres Briefes offenherzig mit Ihnen zu reden. Ich kann es Ihnen nicht verbergen, daß ich dasselbe dem Commenthur von Solar, der Ihr Freund ist, mitgetheilt habe, und wir glauben einmüthig, daß die Anträge, die Ihnen der Herr von Bellile macht, um Sie, nebst Ihrem Herrn Bruder (**) in Französische Dienste zu ziehen, nicht anzunehmen seyen. Nach allem dem Guten, welches die Briefe des Herrn de la Chetardie ihm von Ihnen gemeldet haben, ist es un-

rühmtesten Gelehrten Frankreichs waren, so nannte sie die Frau von Tencin spottweise ihre Ehre. Sie wurde oft von ihnen über die wichtigen Schriften zu Rathe gezogen, die man herausgeben wollte; wie sie sich denn auch ihrer Freunde mit vielem Eifer annahm. Der Herr von Montesquieu, den sie sehr schätzte, hatte dem Grafen von Guasco diese Bekanntschaft verschafft, der sich eben so sehr auf die Gelehrsamkeit, als Kriegswissenschaft legte.

*) Am Sterbetage der Frau von Tencin sagte er, als er aus ihrem Vorzimmer ging, zu dem Bruder des Grafen von Guasco, der bey ihm war, „nun können Sie Ihrem Herrn Bruder sagen, daß die Frau von Tencin die Verfasserinn des Grafen von Cominge und der Belagerung von Calais ist, von welchen man bisher geglaubt hatte, sie wären vom Herrn von Pontvel, Ihrem Neffen. Ich glaube, daß dies Niemand, als ich und der Herr von Fontenelle wissen.“

**) Leßiger Generalleutnant, und zuvor Commendant zu Treßden in dem letzten Kriege.

begreiflich, wie er sich hat Hoffnung machen können, Sie durch Vorschlagung solcher Stellen, die niedriger sind, als diejenigen, welche Sie gegenwärtig bekleiden, zu erhalten. Ich weiß nicht, warum man glaubt, daß man in Frankreich die auswärtigen Dienste nicht den Stellen bey unsern Truppen gleichhalte. Diese angenommene Meinung würde weder gerecht, noch höflich seyn, und uns über dieß sehr gute Officiere rauben. Ich glaube, Sie haben sehr wohl gethan, daß Sie sich nicht eher mit ihm eingelassen, als bis Sie gute Bedingungen, die sich für Sie schicken, vom Hofe erhalten. Doch, da sie bereits entschlossen sind, ihm eine abschlägige Antwort zu geben, so ist es vergebens, Ihnen hier andere Vorstellungen zu machen.

Die Vorschläge des preussischen Ministers zur Errichtung eines Regiments von Ausländern verdienen ohne Zweifel mehr Aufmerksamkeit, sobald sie sich mit ihren Einkünften vertragen können. Aber man muß auf die Zukunft sehen. Was haben Sie für Versicherung, daß nicht bey erfolgtem Frieden dieß Regiment aufgehoben wird, und was haben sie in diesem Falle für Schadloshaltung für den Vorschuß, den Sie werden thun müssen? Wenn es auf das Interesse ankommt, muß man mit diesem Hofe sehr behuthsam gehen. Überdieß zweifle ich, daß sich die italiänische Denkungsart mit dem preussischen Dienste vertragen werde, worüber ich Ihnen zwar noch viele Dinge sagen könnte; aber Sie sind zu einsichtsvoll, als daß ich es nöthig hätte.

Was die Vortheile anbetrifft, die man Ihnen in dem Dienste des neuen Kaisers von weiten sehen läßt, so sind Sie eher, als ich, im Stande zu urtheilen, ob sie dauerhaft sind, und zu weise, als daß Sie sich

sollten blenden lassen. Ich für meine Person, der ich das neue System von Teutschland noch nicht für fest genug halte, würde meine Hoffnungen nicht auf ein ungewisses und vielleicht vergängliches Glück bauen. Aus dem, was ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, sehen Sie sehr wohl, daß ich es billige, daß Sie die österreichischen Dienste allen andern vorziehen. Denn ausser dem, daß dieß Ihre erste Neigung ist, so zeigt Ihnen das Beispiel Ihrer Landesleute, daß diese Dienste Ihrer Nation gewisser Massen natürlich sind. Die gegenwärtigen Unglücksfälle des Wiener Hofes mögen so groß seyn, als sie wollen, so sehe ich sie doch nur, als ein vorübergehendes Ungewitter an. Denn eine große und alte Macht, die innere und natürliche Kräfte hat, kann nicht sogleich über den Haufen fallen, wenn sie einige unglückliche Zufälle erduldet, und der Dienst muß daselbst allezeit beständiger seyn, als bey einer Macht, welche sich erst erhebt. Man kann alles wetten, daß der Hof zu Turin in dem gegenwärtigen Kriege mit dem Wiener Hofe gemeinschaftliche Sache machen wird, und folglich hören auch die Gründe, die sie abhielten, als Sie Piemont verließen, um in österreichische Dienste (*) zu gehen, in den gegenwärtigen Umständen auf, und ich sehe

*) Da während des Krieges zwischen den Höfen zu Wien und Turin, die Grafen von Guasco alle Feldzüge in dem Dienste des letztern mitgemacht hatten, und diese nunmehr verließen, so wollten sie nicht in österreichische Dienste geben, um dem Marquis von Drmea nicht Gelegenheit zu geben, diesen Schritt gehässig vorzustellen, und ihrem Vater, der noch lebte, neuen Verdruss zuzuziehen. Sie faßten daher den Entschluß, nach Rußland zu gehen, wo man ihnen niemahls würde vorwerfen können, daß sie wider ihren Landesherren die Waffen trügen, und wo man den Frem-

selbst kein besser Mittel, über die Feindschaft des Marquis von Ormea zu spotten, als daß Sie bey einem alliirten Hofe Dienste nehmen, bey welchem er in Ansehung dessen, was ehemals geschehen ist (*), nicht viel Ansehen hat. Sie sind klug und weise; daher unterwerfe ich Ihrem Urtheile Muthmassungen, an welchen das aufrichtige Verlangen Ihnen zu dienen vielleicht eben so vielen Antheil hat, als die Vernunft. Ich werde den Entschluß, den Sie genommen haben, mit vielem Vergnügen vernehmen, und habe die Ehre, Sie meiner Hochachtung zu versichern.

den viele Vortheile anbot, welche Dienste nehmen wollten. Aber die raube Himmelsgegend, und die Staatsveränderungen, welche sich während ihres Aufenthaltes daselbst zutrug, bewogen sie, bey dem in Deutschland nach dem Tode Karls VI. entstandenen Kriege, ihrer ersten Neigung zu dem österreichischen Dienste zu folgen.

- *) Unter seinem Ministerium hatte der Hof zu Turin in dem vorliegenden Kriege das Bündniß mit dem Wiener-Hofe verlassen, und sich mit dem französischen Hofe verbunden. Man versichert, der Marquis von Ormea habe bey der Gelegenheit zur Belohnung für eine Unterhandlung mit dem Hofe zu Wien in denselben Dienste aufgenommen zu werden, und daselbst eine ansehnliche Würde zu erhalten, verlangt. Der Kaiser Carl VI. aber habe den König von Sardinien davon benachrichtiget, und unter einem andern Vorwande den Prinzen E. . nach Turin geschickt, der dies dem Könige bekannt machen sollte, ohne daß der Minister sich etwas böses vermurhete.
-

IX. Brief.

An den Abt von Guasco *).

Bourdeaux, den 1. August 1744.

Mein lieber Abt,

Der Abt Venuti hat mir von der Betrübnis, die Ihnen der Tod Ihres Freundes, des Prinzen Cantimir verursacht hat, und von dem Entschlusse Nachricht gegeben, den Sie gefaßt haben, eine Reise in unsere südliche Provinzen Ihrer Gesundheit wegen zu unternehmen. Sie werden allenthalben Freunde finden, welche die Stelle desjenigen ersetzen können, den Sie verloren haben, aber Rußland wird nicht so leicht wieder einen Gesandten von den Verdiensten des Prinzen Cantimir finden **). Gegenwärtiger suche ich Sie

*) Er war, nach einem Aufenthalte von einem Jahre zu Turin, nach Paris zurückgekehrt, und hatte sich den Verrichtungen seines Standes gewidmet; aber als er sah, daß ihn blos nur der Schwärmeren aussetzte, die damals wegen der theologischen Streitigkeiten in Frankreich herrschte, so dankte er ab, und überließ sich blos den Wissenschaften und dem Umgange mit Gelehrten, in der Absicht, eine Stelle in der königlichen Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu erhalten, in die er auch, als eines von den vier fremden Ehrenmitgliedern, aufgenommen wurde.

**) Man sehe davon, was in seinem Leben vor der französischen Übersetzung seiner russischen Satyren steht, welches ein Ungenannter verfertigte, der, wie man glaubte, der Freund war, an den der Herr von Montesquieu diesen Brief schrieb.

gemeinschaftlich mit dem Abt Venuti, Ihr Vorhaben in das Werk zu setzen; die Luft, die Weintrauben, der Wein an den Ufern der Garonne und das Wasser der Gascognier, sind vortreffliche Mittel wider die Schwermuth. Es wird eine Freude für mich seyn, Sie auf mein Landhaus nach la Brede zu führen, wo Sie ein wirklich gothisches Schloß antreffen werden, dessen Äußeres aber sehr reizend ist, und wovon ich die Idee in England bekommen habe. Da Sie Geschmack besitzen, so werde ich Sie über dasjenige zu Rathe ziehen, was ich noch zu dem schon fertigen hinzuthun will. Aber besonders werde ich Sie über mein großes Werk um Rath fragen, welches, seitdem ich nicht mehr durch die Schmausereien und Abendessen zu Paris zerstreuet werde, mit Riesenschritten fortgethet. Mein Magen befindet sich ebenfalls besser, und ich hoffe, daß die Mäßigkeit, mit welcher Sie bey mir leben werden, das beste Mittel gegen Ihre Kränklichkeit seyn werde. Ich erwarte Sie also diesen Herbst, und bin sehr ungeduldig, Sie bald umarmen zu können.

X. B r i e f.

An eben denselben.

Bourbeaur, den 30. Sept. 1774.

Wir werden künftigen Montag abreisen, mein gelehrter Abt, und ich mache mir auf Sie gewisse Rechnung. Ich werde Ihnen zwar nicht einen Platz in meinem

Postwagen geben können, weil ich die Frau von Montesquieu führe, aber ich will Ihnen Pferde geben. Sie sollen eins haben, das so sanft wie ein Schiff auf einem ruhigen Canale, wie eine venetianische Gondel, und wie ein Vogel, der in der Luft schwebt, forttrabt. Auch ist die Reise zu Pferde sehr gut für die Brust. Der Herr von Sydenham rieth sie vor allen andern an, und wir haben hier einen großen Arzt gehabt, welcher dieß für ein so gutes Mittel hielt, daß er sogar zu Pferde gestorben ist. Wir wollen uns dann zu la Brede bis zu Martini aufhalten, wir wollen studieren, spazieren, wollen Wälder pflanzen, und Wiesen anlegen. Leben Sie wohl, mein lieber Abt! Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

XI. Brief.

An eben denselben.

La Brede, den 10. Febr. 1745.

Ich werde übermorgen in der Stadt seyn. Versagen Sie sich nirgends, mein lieber Abt, auf den Freytag; Sie sind zu dem Präsident Barbet begeben, und müssen grade um zehn Uhr des Morgens dorthin kommen, damit wir die Vorlesung des bewußten großen Werks *) anfangen können. Man

*) Den Geist der Gesetze.

wird auch nach Tische lesen, und es wird sich niemand bey dem Präsidenten befinden, als Sie und mein Sohn. Sie sollen daselbst völlige Freyheit haben zu urtheilen und zu tadeln *).

Ich habe Ihre anacreontische Ode **) meiner Tochter geschickt; es ist ein schönes Gedicht, das ihr sehr lieb seyn wird. Auch Ihr Neujahrsgeschenk oder den Petrarchischen Brief an die Frau von Pontac ***) habe ich gelesen; er ist voll angenehmer Bilder. Sie, mein lieber Abt, sind ein Dichter, und man könnte wohl sagen, Sie zweifelten auch nicht daran. Leben Sie wohl.

*) Einer von denjenigen, der bey dieser Vorlesung mit zugegen war, hat mir gesagt, daß er, so bald man etwas tadelte, nicht die geringste Schwierigkeit machte, es zu verbessern, zu ändern, oder deutlicher auszudrücken.

**) Es ist hier die Rede von einer kleinen poetischen Arbeit, die er der Fräulein von Montesquieu zum Neujahrsgeschenke geschickt hatte. Dieses Gedicht ist in dem Merkur vom Jan. 1745. mit der französischen Übersetzung, die der Herr le Franc von Pomplignan gemacht hatte, gedruckt worden.

***) Da in diesen Briefen oft von der Frau Gräfinn von Pontac geredet wird, so ist nöthig hier folgendes anzumerken. Sie ist eine von den Damen zu Bourbeaur, die sich durch ihren Verstand, und durch die Bekanntschaften mit den Gelehrten, eben so sehr hervor that, als sie ehemals wegen ihrer Schönheit berühmt war. In einigen Gedichten des Abtes Venuit wird ihrer gleichfalls gedacht.

XII. Brief.

An den Herrn Cerati.

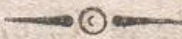
Bourdeaux, den 16. Jun. 1745.

Mein Herr,

Ich ersehe aus Ihrem Briefe, daß Sie glücklich zu Pisa angelangt sind, und da Sie nichts von Ihren Augen sagen, so hoffe ich, daß Sie gesund seyn werden. Ich wünschte sehr, daß Sie Ihr Leben auf eine angenehme Weise zu Ihrem eigenen Besten und zum Vergnügen Ihrer Freunde genießen mögen. Sie eifern mich an, etwas heraus zu geben, und ich ersuche Sie selber recht sehr, uns die schönen Bemerkungen mitzutheilen, die Sie in den verschiedenen Ländern, die Sie gesehen, gemacht haben. Es gibt viele Leute, welche Postpferde bezahlen, aber es gibt wenig Reisende, und einen solchen, wie Sie, gibt es gar keinen. Sagen Sie dem Abt Niccolini, daß er uns eine Reise nach Frankreich schuldig sey, und versichern Sie ihn meiner zärtlichsten Freundschaft.

Ich wünschte sehr, Sie alle beyde auf meinem Landgute zu la Brede zu sehen, und daselbst eine Gesellschaft zu genießen, die man der Ländeleien und Thorheiten wegen zu Paris selten genießen kann. Ich habe dem Abte Venuti gesagt, daß seine Münzen verkauft sind. Wir haben jetzt den Abt von Guasco bey

uns, der mir treulich zu la Brede Gesellschaft leistet, und mir an Sie recht sehr viele Empfehlungen aufträgt. Ich muß gestehen, Italien ist ein schönes Gut, denn die ganze Welt will es besitzen. Sehen Sie fünf Armeen, die es einander streitig machen wollen. Was unser Guienne anbetrifft, so haben wir hier nur Armeen von geschäftigen Leuten, welche es erobern wollen, und sie werden gewiß glücklicher seyn, als der Graf von Gages. Ich glaube, es werden jetzt unter der großen Perrücke des Marquis von Ormea viele Gedanken zum Vorscheine kommen. Ich gehe in einem Jahre noch nicht nach Paris. Ich habe nicht die geringste Ursache, in diese Stadt zu gehen, welche die Provinzen verschlingt, und von der man behauptet, daß sie uns Vergnügen verschafft, weil sie uns das Leben vergessen macht. Seit den zwey Jahren, daß ich hier bin, habe ich an der Sache, von der sie reden, beständig gearbeitet, allein meine Jahre nehmen immer mehr zu, und das Werk nimmt wegen seines großen Umfanges immer mehr ab. Sie können versichert seyn, daß Sie sogleich davon Nachricht haben sollen, man sagt mir eben, daß mein Papier zu Ende sey. Ich umarme Sie also tausend Mal.



XIII. Brief.

An den Abt von Guasco
zu Clerac.

Paris, 1746.

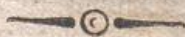
Sie haben es errathen; und seit dreyen Tagen habe ich eine Arbeit von drey Monathen vollendet, so, daß wenn Sie im Monathe Aprill hierher kommen, ich Ihnen das Geschäft in Ansehung Hollands, das Sie unserem Plane gemäß, auf sich nehmen wollen, werde übertragen können. Ich weiß jetzt alles, was ich zu thun habe. Von dreyßig Puncten will ich Ihnen sechs und zwanzig geben; während nun, daß Sie auf Ihrer Seite arbeiten, will ich Ihnen auch die vier andern schicken. Der P. Desmolets hat mir gesagt, daß er einen Verleger zu Ihrem Manuscripte von den Satyren *) gefunden habe, daß aber Niemand Ihre gelehrte Abhandlung übernehme, weil man sicher weiß, daß Satyren gewiß, gelehrte Abhandlungen aber sehr wenig verkauft werden. Ihr Censor ist todt, aber ich gebe mich darüber sehr leicht zufrieden, weil der Verfasser noch am Leben ist. Sie haben kein Recht, mir vorzuwerfen, daß ich Ihnen keine Neuigkeiten schreibe, da Sie mir doch auch kein Wort von der Heirath der Demoiselle Mimi gesagt haben. Man glaubt nicht,

*) Es scheint, als ob hier die Rede von den russischen Satyren des Prinzen Cantimir sey, welche mit dem Leben des Verfassers in Holland und zu Paris gedruckt worden.

daß die Angelegenheiten des Milord Morthon *) so schlimm seyen, als das Publicum vermuthet hat, welches wegen des Krieges gegen die Engländer aufgebracht ist. Der P. Desmolets hat in seiner Congregation keine verworrenen Händel gehabt, um so weniger, da er keine Perrücke trägt **); aber er sagte, Sie trügen ihm allzu viele Geschäfte auf. Ich gebe Ihnen die Devise des Stachelschweines, *cominus eminus*. Der P. Desmolets sagte, Sie hätten mehr zu thun, als wenn Sie die Provence erobern wollten; merken Sie sichs, daß es der P. Desmolets gesagt hat. Die Zeit über, da Sie zu Clerac sind, geben Sie genau auf drey Dinge Acht; auf Ihre Augen, auf die Liebeshändel des Herrn de la Mire, und auf die Anführungen des heiligen Augustins in Ihren streitigen Abhandlungen. Ich beneide der Frau von Montesquieu das Vergnügen, das sie haben wird, Sie wieder zu sehen. Leben Sie wohl, ich umarme Sie.

*) Da dieser Herr während des Krieges nach Paris gekommen war, so hatte man ihn in die Bastille gesetzt.

**) In dem Generalcapitel, das von der Congregation des Dratorst gehalten wurde, kündigte man der Appellation von der Bulle Unigenitus und den Perrücken von Stiegenbaaren, deren sich einige anstatt der großen Kappen bedient hatten, den Krieg an. Viele Glieder gingen lieber ab, als daß sie sich dieser Grausamkeit unterwarfen. Der P. Desmolets war Aufseher über die Bibliothek des Hauses zu St. Honore, und einer von den ältesten Freunden des Verfassers, der, als er ihm sein Manuscript von den persischen Briefen gezeigt hatte, um zu wissen, ob es abgehen würde, antwortete: „Stebster Präsident, das wird verkauft werden, wie Brot.“



XIV. Brief.

An eben denselben.

Paris, im August, 1745.

Ich weiß nicht, welchen Weg der Brief, den Sie mir von Barege geschrieben, genommen hat; ich habe ihn erst seit ein paar Tagen erhalten. Ich bin über die Bänkereyen des Herrn Ritters von Apecher sehr verdrießlich gewesen; der vorgegebne Statthalter von Barege ist ein artiger Mann; das blaue Ordensband muß ihm den Kopf verrücket haben. Sollte ich ihn zu Paris sehen, so werde ich ihn fragen, ob Sie durch das Lesen seiner Zeitungen viel Politik gelernet haben. Ich habe hier die teutsche Bänkerey erzählet, die er Ihnen veranlaßt hat, und deutlich merken lassen, daß es sehr sonderbar sey, daß ein Mann, der in den Staaten des Königs von Sardinien geboren worden, über die Blattern dieses Monarchen unruhig sey, und daß, da er durch zwey Brüder mit dem Wiener Hofe verbunden ist, er dennoch über die Widerwärtigkeiten des erstern verdrießlich ist. Wissen Sie, mein lieber Freund, daß es Herren gibt, mit denen man niemahls nach Fische streiten darf, Sie haben daher sehr klug gehandelt, daß Sie ihm nach seinem Erwachen geschrieben haben. Ihr Brief ist

Ihrer würdig, und ich bin außerordentlich vergnügt, daß er ihn entwaffnet hat. Sie können sich etwas darauf einbilden, daß Sie am Tage des heiligen Ludwigs über einen von unsern Generallieutenants triumphirt haben, ohne daß Ihnen jemand geholfen hat.

Melden Sie mir, ob sie die Frau von Montesquieu nach Clerac begleiten wollen, denn mein Werk kommt immer weiter, und wenn Sie einen andern Weg nehmen, so muß ich wissen, wo ich Ihnen den Theil, der bald fertig ist, zustellen soll. Ich wünsche, daß Ihre Reise nach dem südlichen Pic glücklicher ablaufen möge, als die Asbestjagd, die Forellenfischerey im See auf den Pyrenäen. Ich sehe, mein Freund, daß schwere Dinge einen großen Reiz für Sie haben, und daß Sie lieber Ihrer Neugierde folgen, als Ihre Kräfte zu Rathe ziehen. Erinnern Sie sich doch, daß Ihre Augen nicht viel besser seyen, als die meinigen; lassen Sie meinen Sohn, der noch sehr gute Augen hat, auf den Bergen herum klettern, und daselbst Untersuchungen in der Naturgeschichte machen, Sie aber sparen die ihrigen zu nothwendigen Dingen. Wenn man Sie für einen gefährlichen Staatsmann angesehen hat, weil Sie gerne die Zeitungen lesen, so laufen Sie Gefahr, für einen Hegenmeister angesehen zu werden, weil Sie auf den abgerissenen Felsen herum klettern wollen. Leben Sie wohl.

XV. Brief.

An eben denselben.

Paris 1746.

Ich habe, mein lieber Abt, Ihre Abhandlung mit Vergnügen gelesen, und ich weiß gewiß, daß ich Ihnen aus meinem Garten einen zweyten Lorbeerfranz (*) werde aufsetzen können, wenn Sie nach la Brede kommen, so bald er, wie ich hoffe, Ihnen von der Akademie wird bestimmt seyn. Der Gegenstand ist schön, weitumfassend, nützlich, und Sie haben ihn sehr gut bearbeitet. Es wird mir sehr angenehm seyn, Sie auf meinem wissenschaftlichen Gebiete zu treffen. Es gibt zwey Dinge in Ihrer Abhandlung, von welchen ich wünschte, daß Sie selbe deutlicher erklärten; das erste ist, daß man glauben könnte, Sie setzen Carthago nach dem zweyten Punischen Kriege unter die Zahl der dem römischen Reiche unterworfenen autonomischen Staaten; Sie wissen, daß es auch nach demselben ein freyer und völlig unabhängiger Staat blieb. Das zweyte betrifft das,

*) Da der Herr von Montesquieu zu Paris erfuhr, daß die Akademie der Abhandlung den Preis bestimmt habe, so ließ er einen Lorbeerfranz machen, und ihn während der Mahlzeit durch seine Tochter auf das Haupt des Siegers setzen, der sich dies nicht vermuthete.

was Sie von dem Titel Eleutheria sagen. Sie bemerken nicht den Unterschied zwischen den Städten, die diesen Titel annahmen, und zwischen denjenigen, die sich den Titel Autonomen gaben. Sie haben diesen Punct nur berührt, da er doch verdiente besser ausgeführt zu werden. Sie wissen, daß man darüber streitet, und daß die Gelehrten behaupten, das Eleutheria etwas mehr bedeutete, als Autonomia. Ich rathe Ihnen, diese Behauptung ein wenig zu untersuchen, und darüber einen Zusatz zu Ihrer Abhandlung zu machen. Ich habe eine Berline machen lassen, damit ich Sie mit aller Bequemlichkeit nach Clerak, das Sie so sehr lieben, führen kann. Wir wollen nicht mehr über die Zinsen (*) streiten, und Sie sollen täglich zwey Stunden gewinnen; meine Wiesen brauchen Sie nothwendig. Eveille (**) sagt noch immer: „O wenn doch der Herr Abt hier wäre!“ Ich verspreche es Ihnen, er wird Ihren Unterricht gerne annehmen, und so viele Gräben machen (***), als Sie nur wollen. Melden Sie mir, ob ich hoffen dürfe, daß Sie den Weg über die Garonne nehmen werden; in diesem Falle würde ich die Gelegenheit benutzen, meine Handschrift gerades Weges dem Buchdrucker übersenden zu können. Um Sie bey mir zu sehen, spreche ich Sie von Ihrem gegebenen Worte frey; es

*) Dieser Correspondent des Herrn von Montesquieu hatte einmal eine Abhandlung von den Zinsen nach dem Lehrgebäude der Gottesgelehrten fertiggestellt, welches aber dem Lehrgebäude des Verfassers von dem Geist der Gesetze entgegen, und in den Ländern, wo die Handlung blühet, nicht thunlich war.

**) Aufseher über die Arbeitsleute des Herrn von Montesquieu.

***) Es hatte ihm viele Mühe gekostet, diese Landleute zu überzeugen, das Wasser in eine Wiese zu leiten, die an das

darf auch nicht in Holland, noch weniger aber in England gedruckt werden, welches ein Feind ist, mit dem man nicht anders als vermittelst der Kanonen Umgang haben muß. Mit den Piemontesern verhält es sich ganz anders. Wir haben gewiß keinen Krieg mit ihnen, und können nur durch eine Art von Bezahlung ihre Plätze belagern, und sie Gefangene von unsern Bataillonen (*) machen lassen. Sie haben also gar keine Ursache, uns zu verlassen; Sie werden uns in Guyenne allezeit als Freund willkommen sehn. Wir werden uns beeifern, den Provinzen Languedoc und Provence nichts voraus zu lassen. Ich danke Ihnen, daß Sie von mir al Serenissimo geredet haben; ich schmeichle mir, er werde sich erinnert haben, daß ich einmahl die Ehre hatte, ihm zu Modena aufzuwarten. Ich werde Ihnen mein Werk schicken, welches Sie für ihn verlangen. Sie werden hier zugleich die Aufklärungen (**) finden, die Ihnen das Capitel von Cominges geschickt, die aber sehr schlecht aufklärend sind. Sie sind sehr gutmüthig, mein lieber Abt, daß Sie glauben können, Domherren würden sich die Mühe geben, gelehrte Untersuchungen anzustellen. Nicht ich, sondern mein Bruder, der Dechant eines Kapitels ist, gibt Ihnen den Rath, sich irgend wo anders hinzuwenden. Unterdessen dürfen Sie Ihre Geschichte

Schloß zu la Brebe stieß und die er verbessern wollte. Die Bauern widersetzten sich mit der definitiven Entscheidung, daß dies in ihrem Lande nicht gebräuchlich sey.

*) Es ist hier die Rede von Asti, wo neun französische Bataillons von dem Könige in Sardinien zu Gefangenen gemacht wurden.

**) Sie betrafen die Geschichte des Element Gout, der Bischof zu Cominges, Erzbischof zu Bourdeaux, und endlich Papst wurde.

des Papstes Clemens V. (*) eben nicht aufschieben. Sie haben sie unsrer Akademie versprochen. Kommen Sie zurück, Sie werden bey dem Grabe dieses Papstes (**) weit bequemer arbeiten können; aber lassen Sie ja nicht den Artikel von der Brunissende (***) weg; ich befürchte, Sie sind furchtsam, etwas davon zu sagen, daher bitte ich sie, mir nur eine Anmerkung zu erlauben. Ihre Untersuchungen werden die Gelehrten lesen, und dieser Zug von Galanterie wird sie auch jenen in die Hand geben, die keine Gelehrte sind. Ich habe Ihre Münze nach Bourdeaur geschickt, mit dem Befehle, sie dem Herrn von Tourni zuzustellen, der sie dem Herrn Aufseher von Languedoc zuschicken soll. Es gibt zwey schwere Dinge, mein lieber Abt, nämlich die Münze zu erlangen, und daß die Münze auf Sie treffe. Leben sie wohl, ich erwarte Sie, ich verlange Sie, ich umarme Sie von ganzem Herzen.

*) Diese Geschichte ist noch nicht herauskommen, und man glaubt, der schlechte Zustand, worin sich des Verfassers Augen seit langer Zeit befinden, werde ihm nicht erlauben, dieselbe zu Stande zu bringen. Man hat erfahren, daß er das erste Buch davon in einer Versammlung der Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften 1749. gelesen habe, und daß man gewünscht das Werk geendigt zu sehen.

**) Das Grab dieses Papstes befindet sich in der Collegiatkirche zu Uste nabe bey Bazas, wo er auf einer Herrschaft des Hauses Gout begraben wurde.

***) Einige Geschichtschreiber haben gesagt, die Brunissende, Gräfinn von Perigord, wäre die Maitresse Clemens V. gewesen, als er noch Erzbischof zu Bourdeaur war, und er habe sie auch noch unter seiner päpstlichen Regierung vor andern hochgeschätzt.

XVI. Brief.

An eben denselben.

Paris, den 6. Dec. 1746.

Mein lieber Abt,

Ich habe Ihnen bisher unbestimmte Dinge gesagt, nun aber will ich bestimmter reden. Ich wünsche mein Werk sobald als möglich herauszugeben. Ich werde morgen anfangen, die letzte Hand an den ersten Band, d. i. an die dreyzehn ersten Bücher, zu legen, und ich glaube, Sie werden ihn in 5 oder 6 Wochen erhalten können. Da ich sehr wichtige Gründe habe, es nicht in Holland, noch weniger aber in England damit zu versuchen, so bitte ich, melden Sie mir, ob Sie denn noch immer gedenken Ihre Reise nach der Schweiz noch vor der Reise in die beyden andern Länder zu unternehmen. In dem Falle müssen Sie so gleich den Annehmlichkeiten von Languedoc entsagen, und ich will Ihnen das Paquet nach Lyon schicken, wo Sie es bey Ihrer Durchreise finden sollen. Ich lasse Ihnen die Wahl unter Geneve, Solothurn und Basel. Während der Zeit, daß Sie Ihre Reise verrichten, und man anfängt, an dem ersten Bande zu drucken, will ich an dem zweyten arbeiten, und werde mich bemühen, ihn Ihnen so bald zustellen zu lassen, als Sie es verlangen werden. Er soll aus zehn Bü-

chern bestehen, und der dritte aus sieben, und diese Bände sollen in 4to seyn. Ich erwarte Ihre Antwort darüber, und wenn ich mich darauf verlassen kann, daß Sie sogleich abreisen werden, ohne sich zur Rechten oder zur Linken aufzuhalten, so wünsche ich sehr, daß mein Werk einen solchen Pathen habe, als Sie sind. Leben Sie wohl, liebster Freund, ich umarme Sie.

XVII. Brief.

An eben denselben.

Paris, den 24. Dec. 1746.

Mein Brief, auf den Sie geantwortet haben, hat eine ganz andere Wirkung gehabt, als ich vermuthete. Er hat Sie abzureisen genöthiget, und ich glaubte, er würde Sie so lange aufhalten, bis Sie Nachricht von der Absendung meiner Handschrift bekommen hätten, wenigstens war dieß Wort und Sinn meines Briefes. Da ich nun seit der Zeit von dem Übergange über den Varo Nachricht erhalten, so fiel es mir ein, daß Sie ein Piemonteser sind, und daß es einem Manne, der nur an sein Studieren und an seine Bücher, und gar nicht an die Geschäfte der Fürsten denkt, sehr unangenehm sey, sich in solchen Umständen in einem fremden Lande zu befinden, so, daß Sie vielleicht den Entschluß fassen würden, in Ihr Vaterland zurück zu kehren,

vor allen, wenn es wahr ist, daß Ihr guter Freund, der Marquis von Ormea, gestorben ist, oder kein Ansehen mehr hat (*), wie die Rede geht. Ich redete mit unserm Freunde Gendron, von der unangenehmen Lage, worein Sie dieß versetzt, und er denkt so, wie ich. Aber wir hoffen, daß Sie nach dem Friedensschlusse die Annehmlichkeit von Frankreich, welches Sie lieben, und wo man Sie wieder liebet, ruhig werden genießten können. Vielleicht habe ich, liebster Freund, meine Bedenklichkeiten zu weit getrieben; Sie sind überdieß klug und weise.

Übrigens halte ich es bey der gegenwärtigen Lage nicht für thunlich, mein Buch zum Drucke zu überschicken, um so viel weniger, da ich den Entschluß nicht weiß, den Sie ergreifen werden. Glauben Sie in Frankreich bleiben zu können, so glaube ich gewiß, daß Sie die Garonne wieder sehen, und an einer andern Abhandlung arbeiten werden, um noch einmahl den Preis in der Akademie der Aufschristen davon zu tragen. Sie werden hierin den Abt von Boeuf (**) nachahmen, aber Sie werden nicht so schwerfällig wie er seyn (*vous ne ferez pas si Boeuf que lui*). Leben Sie wohl, ich umarme Sie von ganzem Herzen.

*) Beydes war wahr; als ich durch Turin ging, sagte man mir, daß dieser Minister, als er gemerkt hätte, daß sein Ansehen abgenommen, in eine ausgebreitete Krankheit verfallen, und mitten unter Schmerzen und Brüllen gestorben sey.

**) Der Abt le Boeuf, Canonicus zu Angerre, und hierauf Mitglied der Akademie der Aufschristen, trug zwey oder dreyemahl den Preis bey derselben davon; seine Abhandlungen sind voll von nützlichen Untersuchungen, aber sehr schwerfällig geschrieben.

XVIII. Brief.

An eben denselben.

Paris, den 30. Febr. 1747.

Sie haben mir wohl den Auszug von meinem Briefe geschickt, aber es gibt Stellen darin, die nichts taugen. Ich hatte Ihnen gemeldet, daß ich Ihnen einen Theil von meinem Werke schicken würde, und daß Sie, wenn Sie es bekommen hätten, sich mit nichts andern mehr beschäftigen sollten; darüber sind Sie abgereiset, und überall herumgestrichen, anstatt meine Handschrift zu erwarten. Gibt es, mein lieber Freund, eine Seelenwanderung, so müssen Sie noch einmahl geboren werden, um das Handwerk eines Reisenden zu treiben. Ich rathe Ihnen daher, sich bey Zeiten die Milz ausschneiden zu lassen; aber zur Sache.

In dreyen Monathen, von jetzt an gerechnet, sollen sie funfzehn oder zwanzig Bücher bekommen, welche nur noch einmahl durchgelesen und abgeschrieben werden dürfen; d. i. von fünf Theilen sollen Sie drey bekommen, die den ersten Band ausmachen, und nach diesem werde ich an dem zweyten arbeiten, den Sie zwey oder drey Monathe nachher empfangen sollen. Sollten Sie keine gelehrten oder galanten Reisen in Languedoc mehr zu verrichten haben, so werden Sie sehr wohlthun, wenn Sie Ihren Posten, als Beichtvater der Frau von Montesquieu, oder

als Beichtkind des Bischofs von Agen wieder annehmen.

Dem mag nun seyn wie ihm wolle, und welchen Ort Sie mir auch bestimmen mögen: so werde ich Ihnen doch zu Ende des Aprills den ersten Band schicken, und glauben Sie einen Paß vom Hofe nöthig zu haben, so werde ich auf allen Fall ihr Nothhelfer seyn; indem ich glaube, daß es besser sey, wenn Sie den Herrn le Main oder den Herrn von Tourni dazu brauchen; doch will ich mich dadurch der Sache nicht ganz entziehen, sondern ich glaube nur, daß ein Intendant mehr Ansehen besitzt, als ein Ex-Präsident. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

XIX. Brief.

An eben denselben.

Paris, den 1. März 1747.

Ich habe mit dem Herrn von Boze geredet; aber er hat mich sehr grob und unhöflich abgewiesen, und mir gesagt, er möchte sich in diese Dinge nicht mischen, man müßte sich an den Herrn Freret (*) und den Herrn Grafen von Maurepas wenden; es sey ein Hirn-ge-spinnst von denjenigen, die einen Preis erlanget hätten, wenn sie glaubten, daß man sie deswegen sogleich

(*) Damals beständiger Secretair der Akademie.

bey der Akademie annehmen, würde. Ich weiß nicht, ob er nicht schon seine Augen auf einen andern geworfen habe. Ich redete an eben dem Tage mit dem Herrn Duclos, der zwar allen guten Willen zu haben schien, aber er ist einer von den letzten. Nun können Sie nicht zu dem Herrn von Maurepas kommen, wenn es nicht durch die Herzoginn von Aiguillon (*), Ihre günstige Muse, geschieht. Sie wissen daß ich mit dem Herrn Freret uneins bin, und Sie werden also an die Frau von Aiguillon schreiben müssen. Denn schlage ichs ihr vor, so bin ich allzu gewiß versichert, sie thut nichts; aber schreiben Sie ihr, so wird sie mit mir davon reden, und ich will ihr schon Dinge sagen, die sie dazu aufmuntern sollen. Gewinnen Sie noch ein Mahl den Preis, so wird dieß die Schwierigkeiten bald heben. Der P. Desmolets hat mir gesagt, Sie arbeiteten; ich arbeite zwar auch, aber meine Arbeit wird schwer.

Der Ritter Caldwell hat mir geschrieben, daß Sie Lust hätten, mit ihm nach Ägypten zu gehen. Ich habe ihm gemeldet, es geschehe aus der Ursache, damit Sie Ihre Mitbrüder, die Mumien sehen können. Seine Begebenheit (**) zu Toulouse ist sehr lächerlich,

(*) Er hatte derselben die Übersetzung der russischen Satyren von dem Prinzen Kantimir unter dem Namen der Frau von . . . zugeschrieben, weil sie mit dem Prinzen Kantimir sehr genau bekannt war, und bloß auf ihr Verlangen hatte man seine Satyren ins Französische übersetzt.

(**) Der Ritter Caldwell, ein Irländer, suchte, als er sich zu Toulouse aufhielt, sein Vergnügen darin, kleine Vögel vor der Stadt zu fangen. Weil man ihn alle Morgen sehr früh hinausgehen, und mit einem kleinen Knaben um die Stadt herumlaufen sahe, er auch oft Papier und Bleistift in der Hand hatte, so argwöhnten die Obren, er könne

und es scheint, daß man in dieser Stadt sowohl in der Staatskunst, als in der Religion sehr schwärmerrisch ist.

Machen Sie, ich bitte Sie, meine ergebenste Empfehlung an den ersten Präsidenten Bon (*). Die erste physicalische Abhandlung, die ich in meinem Leben gesehen habe, ist eine von ihm gefertigte Schrift von den Spinnen. Ich habe ihn allezeit als eine der gelehrtesten Personen von Frankreich angesehen; er hat mir allezeit Gelegenheit zur Nachahmung gegeben, wenn ich sahe, daß er so viele Einsicht in seiner Wissenschaft mit so vieler Kenntniß fremder Wissenschaften verband. Danken Sie ihm sehr für die Güte, die er mir erwiesen hat.

re wohl damit umgehen, einen Plan davon aufzunehmen, indem man eben damals mit England Krieg führte. Man nahm ihn also in Verhaft, und als man seine Tasche durchsuchte, fand man eine Zeichnung von einer Maschine, mit welcher er die Vögel fangen lernte, und viele Karten, nebst einem Verzeichnisse von Worten, welches Nahmen der Vögel waren, die man nicht verstand, weil sie englisch waren. Man zweifelte also nicht, daß alles dies nicht mit einer geheimen Unternehmung einen Zusammenhang haben sollte, und setzte ihn ins Gefängniß, bis er seine Unschuld und den Ungrund des Verdachts bekannt machte, und bis jemand für ihn gut gesagt hatte. (Nota: Toulouse ist nicht ein Mal befestiget.) Man urtheile aus diesem politischen Zufalle, ob der unglückliche Calas hat in Absicht auf die Religion dem Märtyrertode entgehen können.

(*) Erster Präsident der Steuer zu Montpellier, Staatsrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der das Geheimniß erfand, die Spinnengewebe zu spinnen, daraus Strümpfe zu machen, und Tropfen daraus zu verfertigen, die den englischen wider den Schlagfluß gleich sind. Er entdeckte auch ein Mittel, die indischen Kastanien zum Füttern der Schweine nützlich und Puder daraus zu machen. Er hatte ein schönes Antiquitätenkabinet.

Ich habe auch die Ehre gehabt, den Herrn le Main (*) zu Rochelle kennen zu lernen, wohin ich mich begeben hatte, um den Herrn Grafen von Mastignon zu sprechen. Ich bitte Sie, bey ihm das Andenken meiner Ergebenheit zu erneuern. Man sagt hier, er habe durch seine guten ökonomischen Einrichtungen die Feinde der Provence fortgejaget, und wir hätten ihm das Provenceröhl zu verdanken. Ihr Wechsellbrief ist noch nicht angekommen, sondern nur eine Nachricht davon. Sie sehen wohl, daß Sie sehr lebhaft sind, und den Herrn Jude fast außer Athem gesprengt haben, und zwar wegen einer Sache, die er mit aller seiner Ernsthaftigkeit verrichten konnte. Leben Sie wohl, ich umarme Sie von ganzem Herzen.

XX. Brief.

An den Herrn Cerati.

Paris, den 31. März 1747.


Ich habe, mein berühmter Freund, zu Paris Ihren freundschaftlichen Brief erhalten. Sie melden mir gar nichts von Ihrer Gesundheit, und ich möchte doch gerne etwas mehr, als bloße verneinende Beweise haben. Sie haben in Ihrem Briefe eine Stelle geschrieben, die ich vielmahls durchgelesen habe, nämlich, Sie

(*) Intendant in Languedoc.

wünschten zwey Jahre in Paris zuzubringen, und von da nach Bourdeaux gehen zu können. Nun das sind sehr angenehme Entwürfe; ich für meinen Theil mache den Anschlag, nach Pisa zu gehen, um bey Ihnen mein Werk auszubessern. Denn wer könnte dieß besser thun, als Sie, und bey wem könnte ich ein gesünderes Urtheil finden, als bey Ihnen? Der Krieg ist mir so beschwerlich gewesen, daß ich vierthalb Jahre auf meinen Gütern habe zubringen müssen; von da bin ich nach Paris gegangen, und wenn der Krieg fortdauret, so gehe ich wieder zurück, und verberge mich bis zum Friedensschlusse in mein Häuschen. Es scheint mir, als ob alle Mächte Europens diesen Frieden wünschten. Sie sind also friedfertig gesinnet; doch nein, denn diejenigen Fürsten sind nur friedfertig gesinnet, die dem Frieden etwas aufopfern, so wie es auch keinen ehrlichen Mann gibt, als nur den, der seinen Vortheil aufgibt, noch einen mitleidigen Mann, als den, der zu geben weiß. Seine Vortheile mit einer großen Strenge untersuchen, heißt alle Tugenden ersticken. Sie schreiben mir gar nichts mehr von ihren Augen; die meinigen sind noch in eben dem Zustande, worin Sie dieselben gelassen haben. Endlich habe ich entdeckt, daß sich in dem guten Auge ein Staar zeige, und mein Fabius Maximus, Herr Gendron, hat mich versichert, daß er von guter Art sey, und daß man den Fensterladen öffnen werde. Ich habe diese Operation auf das bevorstehende Frühjahr festgesetzt, daher ich den ganzen Winter hier zubringen werde. Ubrigens befindet sich unser vortrefflicher Mann, Herr Gendron, sehr wohl. „Haben Sie Nachricht von dem Herrn Cerati erhalten?“ so fragen wir einander alle Tage. Er ist noch eben so munter, als Sie ihn gesehen haben, und

seine Urtheile sind noch eben so gründlich. U Propos! Ich habe Paris bey meiner Ankunft von dem unerträglichsten Narren und von der erschrecklichsten Geißel, die ich jemahls in meinem Leben gesehen habe, befreyet gefunden. Seine Reise nach England hat mir erlaubt, vier oder fünf Monathe zu Paris frey Athem zu schöpfen, und ich habe ihn nur den Tag vor meiner Abreise gesehen, um ihn niemahls in meinem Leben wieder zu sehen. Sie verstehen mich doch, daß ich von dem Marquis von Loc-Maria rede, welcher jetzt denenjenigen, die in der Hölle, im Fegeseuer oder im Paradiese sind, zur unerträglichen Last wird.

Mein Werk wird bald in fünf Bänden erscheinen. Es soll auch ein Mahl der sechste herauskommen, welcher Zusätze enthalten wird, und so bald es damit Ernst wird, sollen Sie Nachricht erhalten. Ich bin sehr matt, und gedenke meine übrigen Tage auszuruhen. Leben Sie wohl, mein Herr; ich bitte Sie, mein Andenken stets zu erhalten; so wie ich die zärtlichste Freundschaft für Sie hãge. Ich habe die Ehre, mit aller möglichen Hochachtung zu seyn &c.



XXI. Brief.

An den Abt Grafen von Guasco,
zu Aix.

Paris, den 4. May 1747.

Ich melde Ihnen, siegreicher Abt, daß Sie zum zweytenmahle einen (*) Preis von der Akademie erhalten haben; ich habe die Frau v. Aliquillon ihrer Sache wegen nicht gesprochen, weil sie, Blißschnell nach Bourdeaux gereiset, und bloß mit dem Franc-Alleu beschäftigt ist, dem Alles, und selbst ihre Freunde weichen sollen. Ich kann Ihnen auch vertrauen, daß mit Anfang des nächsten Monathes das benannte Werk völlig abgeschrieben seyn werde. Ich bin Willens es in 12mo drucken zu lassen. Das, was ich Ihnen schicken werde, wird in der Abschrift fünf verschiedene Bände ausmachen. Haben Sie die Gütigkeit und melden Sie mir, wohin ich das Paquet adressiren soll. Ich rechne darauf eine Antwort von Ihnen zu erhalten, ehe man damit fertig wird, folglich müssen Sie keine Zeit verlieren, mir zu schreiben und zu melden, wo Sie sich den ganzen Junius aufhalten werden. Es ist mir angenehm, daß es sich mit Ihrer Gesundheit bessert; Ihre Halsschmerzen haben mir viel Unruhe gemacht. Leben Sie wohl liebster Freund.

(*) Die von der Akademie vorgelegte Frage war, zu erklären, worin die Natur und der Umfang der Autonomie bestünde, die dlesentgen Städte genossen, die einer fremden Herrschaft unterworfen waren.

XXII. Brief.

An eben denselben.

Paris, den 30. May 1747.

Da ich ebenfalls, wie Sie mein lieber Freund, im Begriffe war, mit der Frau von Mirepoix nach Lothringen abzureisen, so adressirte ich meinen Brief an den Herrn le Nain. Ich habe mich gewiß in meinem Briefe nicht recht erklärt. Ich sagte zu ihm, allem Anscheine nach würden Sie ein Mitglied von der Akademie werden, aber nicht, daß Sie es schon wären. Ich zweifle gar nicht mehr, daß man Ihnen nach diesem zweyten Siege eine Stelle einräumen wird, wenn Sie zu Paris erscheinen. Wie ich glaube, so habe ich Ihnen schon gemeldet, daß ich Ihre zweyte Münze an den Herrn Dalnet zu Bourdeaur geschickt habe; da der Herr Dalnet zwey bis drey Millionen Vermögen besitzt, so glaubte ich, Ihren Schatz Niemanden sicherer anvertrauen zu können. Ihr Brief hat mich ganz verwirrt gemacht, weil ich Sie Unternehmungen entwerfen sehe, die ein ganzes Jahrhundert erfordern, und ich überdieß nicht weiß, in welchen unter den zehn oder zwölf Städten, die Sie mir hernannten, ich Sie suchen soll; da ich ferner sehe, daß an denjenigen Orten, wohin ich mich wegen des Krieges in Ansehung des Druckes meines Buches wenden muß, Sie nicht

Ihre Rechnung finden: so habe ich mich einer Gelegenheit (*) bedienet, die sich mir von selbst dargeboten, und ich glaube, dieß wird Ihnen zuträglicher seyn, als wenn Sie meinetwegen Ihre unternommene Reise ändern sollten.

Ich wünsche vielmehr, daß Sie den Weg über Bourdeaux nehmen mögen; finden Sie Sich den nächsten Herbst oder Frühjahr daselbst ein, so werde ich Sie da mit dem größten Vergnügen sprechen können, und hoffe, daß Sie ein Zimmer in meiner Wohnung einnehmen werden. Aber ich werde nicht mehr so vertraut mit einem Manne umgehen dürfen, der zwey Preise bey der Akademie davon getragen hat. Leben Sie wohl, mein lieber Abt, ich umarme Sie tausend Mal.

XXIII. Brief.

An eben denselben.

Paris, den 17. Julius 1747.

Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen lieber Abt zu melden, daß, da Ihr Brief, der voll Wahrheiten

(*) Dieß war Herr Sarasin, Resident von Genf, der in sein Vaterland zurückkehrte. Der Verfasser machte sich diesen Umstand zu Nuze, und überschickte die Handschrift von dem Gesetze der Gesetze dem Herrn Barillot, Buchdrucker in dieser Stadt. Der Herr Professor Vernet hatte den Auftrag, die Ausgabe zu besorgen, wobei er sich für berechtigt hielt, einige Worte zu ändern, die er nicht für französisch hielt, weil sie nicht so französisch waren, wie man zu Genf redet. Hierüber wurde der Verfasser sehr aufgebracht, und ließ diese Stellen nachmahls in der Pariser Ausgabe ändern.

war, von nichts, als Schwierigkeiten, die Sie bey dieser Sache fanden, und von einer großen Anzahl angefangener, vorgenommenen oder zu vollendender Reisen, redete, ich eine sehr bequeme Gelegenheit, die sich anboth, und Sie von einem großen Kummer befreyet, ergriffen habe.

Ich muß Ihnen auch sagen, daß ich für dienlich gehalten habe, das Kapitel von der Statthalterschaft in den vereinigten Provinzen, wenigstens vor jezt wegzulassen, weil man es bey den gegenwärtigen Umständen in Frankreich (*) übel aufnehmen könnte, und ich gerne alle Gelegenheit zu Zwistigkeiten vermeiden möchte. Doch soll mich dieses nicht abhalten, Ihnen künftig dieß Kapitel zur Italiänischen Übersetzung, die Sie unternommen haben, mitzutheilen. So bald mein Buch wird gedruckt seyn, so werde ich Ihnen eins der Ersten Exemplare zuzustellen suchen, wo sie alsdann weit bequemer aus dem gedruckten Buche, als aus der Handschrift übersetzen können.

Ich bin an den Lothringischen Hofe mit Gefälligkeiten und Ehrenbezeugungen überhäuft worden, und habe sehr angenehme Augenblicke mit dem Könige Stanislaus zugebracht. Es scheint, als ob ich noch vor Ende des Augusts nach Bourdeaux kommen würde; inzwischen bis ich wieder zurückkomme, können Sie immer nach Clerac gehen, und die Frau

(*) Er beweißt in diesem Kapitel die Nothwendigkeit eines Statthalters, als eines wesentlichen Theils der Einrichtung der Republik. England hatte den Prinzen von Oranien dazu ernennet; dieß gefiel dem damals im Kriege begriffenen Frankreich im geringsten nicht, weil es sich die Schwäche der holländischen Regierung ohne Haupt zu Nutzen machte, seine Eroberungen in Flandern zu verfolgen.

von Montesquieu besuchen. Ich werde nicht erman-
geln, Ihnen die zwey Exemplare von der neuen Aus-
gabe meiner Romane zu schicken, die ich Ihnen für
Se. Hoheit und für den Herrn le Main versprochen
habe. Leben Sie wohl, ich umarme Sie von ganz-
em Herzen.

XXIV. Brief.

An eben denselben.

Paris, den 19. October 1747.

Ich bitte Sie recht sehr um Vergebung, daß ich
Ihnen falsche Hoffnungen von meiner Zurückkunft
gemacht. Geschäfte, die ich hier habe, haben mich
verhindert, abzureisen, wie ich mir es vorgenommen
hatte. Ich lebe so viel im Freyen wie Sie; indessen
bin ich zu Anfange des März zu Bourdeaux. Machen
Sie der lebenswürdigen Gräfinn von Pontac meine
Empfehlung, bey der, wie ich glaube, Sie jetzt ge-
wisß sind, von da, hoffe ich, werden Sie wohl nach
Bourdeaux kommen, wo wir uns über Politik und
Theologie herum zanken wollen. Ich will das Buch
dem Herrn le Main schicken. Ich kann doch wohl
einem Staatsrathe einen Roman *) schicken; Ihnen
muß man die Gedanken des Herrn Pascal senden.
Obgleich achtzehn bis zwanzig Frauenzimmer, die
Sie, wie mir der Prinz von Württemberg gesagt hat,
in Languedoc und Provence auf Ihrer Liste haben,
Sie freylich sehr verändert, und in Absicht auf gä-

G 2

*) Den Tempel zu Einibus um den er ihn bitten lassen.

lante Abenteuer gläubiger *) gemacht haben werden. Sie werden es machen, wie der Einsiedler, den der Teufel verführte, indem er ihm einen kleinen Pantoffel zeigte; denn ich habe Sie allezeit zu den schönen Leidenschaften geneigt gesehen, und bin versichert, daß Sie sich Ihrer Andacht von ganzem Herzen weihen. Aber Sie müssen sich auch zu Bourdeaux vergnügen, und ich will meiner Schwiegertochter auftragen, für Sie zu sorgen. Den andern Tag habe ich den Herrn von Boze gesehn, und viel mit ihm von Ihnen gesprochen. So bald Sie hieher kommen, sollen Sie durch das große Thor in die Akademie eintreten. Aber ich rathe Ihnen, vorher noch über die auf das künftige Jahr aufgeworfene Streitfrage zu schreiben. Da diese mit dem zusammen hängt, was Sie schon abgehandelt haben **), und Sie den Leitfaden der vorher-

*) Dieses zielt auf die Schwierigkeit, die er jederzeit machte, etwas zu glauben, so oft man eine galante Begebenheit erzählte, indem er behauptete, daß man sehr ungerecht gegen die Frauenzimmer sey. Es hat mir jemand, der mit diesen beyden Freunden sehr lange umgegangen ist, gesagt, daß der Herr von Montesquieu ihn oft beschwören aufgezo- gen, und ihm darüber den Titel eines Vertheidigers des schönen Geschlechts gegeben habe. Als sie ein Mahl mit einander etwas hitzig über eine Erzählung von einem Ehebruchhandel, die herum ging, stritten, und der letzte ihn zu entschuldigen suchte, so trat einer von ihren guten Freunden herein, und indem sich der Herr von Montesquieu plötzlich nach ihm drehte, so sagte er zu ihm: „Herr Präsident, sehen Sie hier ein Mahl einen Abt, der da glaubt, man könne nicht“

**) Die aufgegebene Frage war der Zustand der Wissenschaften in Frankreich unter Ludwig XI. Da der Rath des Herrn von Montesquieu befolgt wurde, so trug sein Correspondent zum dritten Male den Preis in der Akademie

gehenden Regierungen in Händen haben, so werden Sie weniger Schwierigkeiten in Ihren neuen Untersuchungen finden. Wären die Abhandlungen, in welchen ich die Geschichte Ludwigs XI. ausgearbeitet habe, nicht verbrannt (*), so könnte ich Ihnen etwas von dieser Materie mittheilen.

Sollten Sie den dritten Preis davon tragen, so werden Sie Niemanden mehr nöthig haben, und Ihre Aufnahme wird desto rühmlicher seyn. Sie werden eben so viel Muße haben, als Sie nur zu Clerac und zu la Brede wünschen können, wo die Reisen (**) und die

davon. Wir wissen nichts von dieser Abhandlung, die nicht mit in der Ausgabe steht, die man zu Dornik von den Abhandlungen dieses Schriftstellers besorgt hat.

(*) So wie er etwas aufgesetzt hatte, warf er die Abhandlungen, wovon er Gebrauch gemacht hatte, ins Feuer; aber sein Secretair brachte den Flammen ein noch weit grausameres Opfer. Da er das, was ihm der Herr von Montesquieu gesagt, übel verstanden hatte, daß er nämlich den ersten Entwurf seiner Geschichte Ludwigs XI. ins Feuer werfen sollte, so warf er das rein abgeschriebene ins Feuer, und als der Verfasser den andern Morgen jenes auf dem Tische liegen sah, so glaubte er, der Secretair hätte es vergessen zu verbrennen, und warf es ebenfalls ins Feuer. Dieß hat uns der Geschichte einer in der französischen Monarchie sehr wichtigen Regierung von einer Feder, welche sie am besten beschreiben konnte, beraubt. Dieses Unglück aber ist nicht in seiner letzten Krankheit geschehen, wie Herr Freron in seinen periodischen Blättern versichert, sondern etwa im Jahre 1739 oder 1740, weil Herr von Montesquieu den Zufall, der ihm begegnet war, einem von seinen Freunden bei der Gelegenheit erzählt hat, als die Geschichte Ludwigs XI. von dem Duclos, die etwas nach 1740 herauskam, zum Drucke übergeben wurde.

(**) Da er von Bordeaux abgereiset war, so machte er sich die Abwesenheit des Herrn von Montesquieu zu Nuze, die

Frauenzimmer Sie nicht mehr zerstreuen werden. Sie sind in dieser Laufbahn noch voller Athem, und sie wird Ihnen leichter als einem andern. Leben Sie wohl, ich umarme Sie tausendmahl.

XXV. Brief.

An eben denselben.

Paris, den 28. März 1748.

Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich nächstens nach Bourdeaux gehe, und daß ich hoffe, das selbst das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen. Ich weiß, daß ich Ihnen sehr vielen Dank für die zwey kleinen Bengalischen Hunde, von der Art wie jene des Infanten Don Philipp, die Sie mir bringen werden, schuldig bin; aber da die Danksayungen allezeit mit der Schönheit der Hunde, ein Verhältniß haben müssen, so will ich sie erst sehen, um die Ausdrücke meines Compliments darnach einzurichten. Es sollen sie nicht zwey Blinde, wie ich und Sie, erziehen, sondern mein Jäger, der, wie Sie wissen, ein sehr geschickter Mann ist.

südlischen Provinzen Frankreichs von einem Meere bis zum andern, und bis mitten an die Pyrenäen zu durchreisen, um daselbst die Gelehrten, die Akademten, die Bibliotheken, die Seehäfen, die eignen Producte einer jeden Provinz, und den Zustand der Handlung aus den Fabriken kennen zu lernen, wovon er uns sehr gute Nachrichten aufbehalten hat.

Meinen Roman habe ich dem Herrn le Main überschicket; es kommt mir sehr wunderbar vor, daß ein Gottesgelehrter ein so unnützes Werk bekannt machen will. Ich bin auch willens, dem Prinzen Eduard ein Exemplar von der neuen Ausgabe der Abhandlung von dem Verfall der Römer zu schicken, da er mir bey Übersendung seines Manifestes sagte, die Schriftsteller müßten unter einander Briefe wechseln, und mich dabey um meine Werke bath.

Ihre Angelegenheiten habe ich hier gut besorgt, denn ich habe mit der Frau Gräfinn von Senectere gesprochen, die sich für Ihre Freundin ausgibt. Aber mit der Mutter zu reden, habe ich mir gar nicht die Mühe genommen, denn sie gehört gar nicht unter diejenigen Mütter, um welche Sie sich bekümmern. Meine vielfache Empfehlung an die Frau Gräfinn von Pontac; was Sie mir auch von der Tochter vorsagen könnten, so halte ichs doch lieber mit der Mutter; ich bin nicht wie Sie.

Sagen Sie dem Abt Venuti, ich hätte mit dem Abt zu S. Cir geredet, er würde einen neuen Versuch auf den Bischof von Mirepoix wagen. Ich habe niemahls einen Mann gesehen, der so viel Wesens von denjenigen macht, die den Gottesdienst besorgen, und so wenig von denen, die die Religion beweisen (*).

Herr Comelini hat mir erzählt, daß Sie während Ihres Aufenthaltes zu Languedoc ein Bürger

(*) Dies bezieht sich auf die italienische Übersetzung des Gebichts von der Religion, wovon wir in einer der vorhergehenden Noten geredet haben.

von S. Marino (*) und einer von den berühmtesten Rathsherren dieser Republik geworden sind. Ich habe mich sehr lustig darüber gemacht; aber ohne Zweifel ist es gewiß nicht diese Würde, welche den Marschall von Belleisle begierig machte, Sie an den Ufern des Varo zu sehen. Es rührte daher, weil er wohl wußte, daß Sie aus einem andern Lande wären, und ich glaube, Sie haben recht gut gethan, daß Sie seine Einladung nicht angenommen haben. Gott weiß, wie man diese Reise in Ihrem Vaterlande würde ausgeleget haben.

Ich wünschte recht sehr, Sie bey meiner Zurrückkunft in Bourdeaux zu treffen, um so viel mehr, weil ich gerne Ihre Meinung über eine Sache wissen möchte, die mich persönlich betrifft. Mein Sohn mag die Stelle, als Präsident à Mortiere nicht, die ich ihm zu geben gedachte. Ich muß sie also entweder verkaufen, oder selbst wieder annehmen. Da ich nun noch nicht schlüssig bin, so wollen wir darüber rathschlagen, ehe ich mich für etwas bestimme. Sie sollen mir Ihre Gedanken sagen, wenn ich Ihnen die Gründe, für und wider die Sache, werde erkläret haben. Lassen Sie mich nur nicht lange auf Sie warten. Leben Sie wohl.

(*) Ein Scherz, der sich auf das gründet, was dieser Reisende bey seiner Ankunft zu Languedoc, gerade zu der Zeit, da die Oesterreicher und Piemontesen über den Varo gegangen waren, und ihn einer fragte, von welcher Partey in Italien er wäre; im Scherze geantwortet hatte: „Von der Partey der Republik S. Marino, die nichts mit den kriegenden Mächten zu thun hat;“ diese Antwort wurde von einigen Personen im Ernste aufgenommen, die in guter Einfalt muthmaßeten, er wäre ohne Zweifel deswegen nach Frankreich gekommen, um zum Besten seiner Republik Unterhandlung zu halten.

XXVI. Brief.

An den Herrn Gerati.

Paris, den 18. März 1748.

Mein Herr,

Ich habe Ihren Brief durch den Prinzen von Craon nicht nur mit Vergnügen, sondern auch mit Freude erhalten, und da Sie mir gar nichts mehr von Ihrer Gesundheit melden, und selbst schreiben können, so hoffe ich, daß sie sehr gut sey, welches gewiß ein großes Glück für mich ist. Herr Gendron (*) ist nicht todt, und ich glaube, Sie werden ihn noch zu Paris sehen, wie dieser so bescheidene Bewunderer der Jesuiten und der Ärzte, mit seinem kleinen Rohre im Garten spazieren geht. Im Ernste zu reden, es ist ein großes

*) Ältester Arzt des Herrn Regenten, und der beste Augenarzt, den man in Frankreich hat. Er hatte sich nach Auteuil in das Haus des Herrn Despreaux seines Freundes begeben, welches er nach dessen Tode gekauft hatte. Der Herr von Montesquieu machte, als er eines Tages mit dem Herrn Gendron spazieren ging, folgende zwey Verse, worin er auf diesen doppelten Aufenthalt anspielte, und welche man, wie er im Scherze sagte, über die Thüre setzen sollte:

Apollon dans ces lieux prêt à nous secourir,
Quitte l'art de rimet pour celui de guerir.

Der Herr von Voltaire hatte ebenfalls vier Verse darauf gemacht. Dieser Arzt übte die Arzeneykunst nur noch

Glück, daß dieser vortreffliche Mann noch lebt, und ich und Sie würden beyde viel mit ihm verloren haben. Er fängt allezeit seinen Besuch bey mir mit den Worten an: „Haben Sie Nachricht von dem Herrn Cerati?“ Der Abt von Guasco ist von seiner Reise aus Languedoc oder Provence zurück. Sie haben ihn, als einen frommen Mann, gesehen, jetzt aber ist er ganz umgekehrt, wie David und Salomon. Der Prinz von Württemberg hat mir gesagt, er habe ein und zwanzig Frauenzimmer auf seiner Liste; er sagt, daß er lieber ein und zwanzig, als nur eine haben wollte, und er könnte auch wohl Recht haben. Und doch trägt er mitten unter dieser herumschweifenden Galanterie die Preise von der Pariser Akademie davon; den Preis des vorigen Jahres hat er gewonnen, und der von diesem Jahre ist ihm gleichfalls zuerkannt worden.

Ich muß Paris in einer Zeit von vierzehn Tagen verlassen, und vier oder fünf Monathe in meine Provinz gehen; da will ich den Abt von Guasco mit nach la Brede (*) nehmen, wo er für seine Ausschweifung

bey eilichen guten Freunden aus; er redete nicht gerne von derselben, und hatte einen sehr mittelmäßigen Begriff von den Ärzten überhaupt; er lebte von ganz ansehnlichen Leibrenten, die er sich gestiftet hatte, und that den Armen, den dürftigen Kranken, die er alle Tage besuchte, und denen, die wegen des Jansenismus verfolgt wurden, viel Gutes.

*) Er war nach Bourbeaur gegangen, um daselbst einen Winter zuzubringen, und die Gesellschaft des Herrn von Montesquieu hielt ihn bey Jahre daselbst auf, indem sie sich beyde mit dem Studiren beschäftigten, und mit dem Landbau belustigten.

gen Buisse thun soll. Die Frau (*) Geofrin hat allezeit sehr gute Gesellschaft bey sich, und sie und ich würden es sehr gerne sehen, wenn Sie dieselben vermehrten. Sie werden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie in meinem Nahmen dem Prinzen von Craon aufwarten und ihm sagen wollten, wie sehr zufrieden ich mit dem Glücke seyn würde, wenn es mich etwa von ungefähr einige Augenblicke in meinem Leben ihm genähert hätte. Inzwischen mache ich einem Manne meine Aufwartung, der ihm sehr vollkommen ähnlich ist, nämlich dem Prinzen von Beauveau; Sie können versichert seyn, daß er mehr Stoff zu einem großen Manne hat, als man braucht. Ich glaube diejenigen, welche dem Ruhme entgegen gehen,

*) Frau des Herrn Geofrin, Entreprenneur der Spiegelfabrik, die durch ihren großen Verstand und Vermögen endlich in ihrem Hause eine Gesellschaft von schönen Geistes, von Gelehrten und Künstlern zusammenbrachte, denen sie erlaubte, wöchentlich zweymahl bey ihr zu speisen; dadurch gab sie sich ein gewisses Ansehen über den Verstand, Talente, Verdienst und gute Gesellschaft. Ihr Haus ist zugleich der Sammelplatz der Herren und Damen, die sich ordentlich bey ihr zum Abendessen einfinden. Die Gesellschaft, die man in diesem Hause findet, macht, daß auch die Fremden den Zutritt suchen. Die Frau vom Hause unterläßt nicht, diejenigen an sich zu ziehen, die ihr ein Ansehen geben können. Sie ist sehr gefällig gegen diejenigen, die ihr gefallen, und ohne Barmherzigkeit für diejenigen, die ihr missfallen. Sie sagt, sie habe allezeit bey ihrer Tafel eine Elle, um diejenigen, die sich das erste Mahl bey ihr einfinden, zu messen und nach derselben urtheilet sie in einem Augenblicke, ob sie Meublen werden können, die sich für ihr Haus eignen. Doch versichert man, diese Elle sey mannmahl falsch, und alles dies hat gemacht, daß sie in der Komödie der Philosophen eine Rolle spielt, darin ihr, wie man sagt, eben nicht sehr geschmeichelt wird.

errathen zu können, und ich habe mich noch nicht sehr geirret.

Was aber mein Werk anbetrifft, so will ich Ihnen mein Geheimniß sagen. Es wird auswärts gedruckt, und ich sage Ihnen dieses als ein großes Geheimniß. Es bestehet aus zwey Bänden in 4to, wovon schon einer gedruckt ist, aber man verkauft ihn nicht eher, als bis der andre fertig ist; so bald man ihn aber verkaufen wird, so sollen Sie einen haben, den ich statt der Lehenspflicht von meinen Gütern, in Ihre Hände liefern will. Ein Stück, welches ich demselben noch beyfügen will, und welches von dem Ursprunge und den Veränderungen der bürgerlichen Geseze in Frankreich handeln soll, hat mir drey Monathe lang unendliche Arbeit gemacht. Man wird es etwa in drey Stunden lesen, aber ich versichere Sie, es hat mir so viele Mühe gekostet, daß meine Haare darüber grau geworden sind. Wenn mein Werk vollständig seyn soll, müßte ich noch zwey Bücher von den Lehnsgesezen verfertigen, und, ich glaube, Entdeckungen in der dunkelsten Materie, die wir nur haben, welche aber dennoch ein vortrefflicher Gegenstand ist, gemacht zu haben. Kann ich mich drey Monathe ruhig auf meinem Landgute aufhalten, so gedenke ich, die letzte Hand an diese beyden Bücher zu legen; wo nicht, so wird mein Werk ihrer entbehren müssen. Die Gewogenheit, die Ihr Freund, Herr Hein, mir erzeiget, da er oft den ganzen Morgen bey mir zubringt, thut meinem Werke großen Schaden, so wohl wegen seines verderbten Französischen, als auch wegen seiner Weitschweifigkeit. Er verlangte immer Neuigkeiten von ihnen zu hören; er beklagt sich über eine alte Harnstrenge, die dem Herrn le Dran viele

Mühe macht; er scheint mir mit dem Statthalter eben nicht zufrieden zu seyn. Behalten Sie immer etwas Freundschaft für mich, und vergessen Sie den nicht, der Sie liebt und hochschätzt.

XXVII. Brief.

An den Prinzen Carl Eduard. (*)

Gnädiger Herr,

Ich trug anfänglich Bedenken, ob man nicht etwas Eitelkeit in der Freyheit fände, die ich mir nehme, Ihnen mein Werk zu überreichen. Aber wem konnte ich die römischen Helden mit besserem Rechte überreichen, als demjenigen, in welchem sie wieder aufleben (**)? Ich habe die Ehre mit dem unterthänigsten Respekt zu seyn. &c.

(*) Dieser Brief befand sich in Italien in den Händen eines Correspondenten des Herrn von Montesquieu.

(**) Durch die Vortheile, welcher dieser Prinz auf seiner schottländischen Unternehmung über die engländische Armee davon getragen hatte.

XXVIII. Brief.

An den Großprior Solar, maltheſiſchen
Ambassadeur zu Rom.

Den 7. März 1749.

Hochgeborner Herr Commenthur,

Ihr Brief hat meiner Seele den Frieden wiedergegeben, der von unzählig kleinen Angelegenheiten, die ich hier habe, beunruhigt worden. Wäre ich mit Ihnen zu Rom, so würde ich Lust und Vergnügen genießen, und selbst die Verfolgungen, die ich von Ihnen leiden müßte, würde ich unter meine Vergnügungen rechnen. Ich versichere Sie, daß, wenn das Schicksal mich bestimmt hat, neue Reisen zu unternehmen, ich gewiß nach Rom gehen, Sie an Ihr Wort erinnern, und Sie um ein kleines Zimmer in Ihrem Hause ansprechen werde. Das alte und neue Rom hat mich allezeit bezaubert, und wie süß wird es nicht seyn, seine Freunde in Rom zu finden? Ich muß Ihnen sagen, daß der Marquis von Breil sich meiner erinnert habe. Er hielt sich zu Nizza bey dem Herrn von Serilly auf, von wo aus sie mir alle beyde einen allerliebsten Brief geschrieben haben. Urtheilen Sie, was ich für Vergnügen gehabt habe, von einem Manne, den ich, wie sie wissen, anbethe, so viele Zeichen der Freundschaft zu erhalten. Ich schreibe ihm, daß wenn ich so an der Rhone, als an der Garonne,

wohnte, ich ihn längst zu Nizza besucht haben würde. Ich wundere mich gar nicht, daß Sie Rom lieben, und hätte ich Augen, so würde ich eben so gerne zu Rom, als zu Paris wohnen. Aber da zu Rom alles im Auffern bestehet, so fühlt man stets wie viele Sachen man entbehren müsse, wenn man schlechte Augen hat. Die Abreise des Herrn von Mirepoix und des Herzogs von Richemont hat sich verzögert. Man hat zu Paris gesagt, dieß käme daher, weil der König von England keinen Mann mit einem ansehnlichen Charakter hieher schicken will, wenn man nicht einen an ihn schicke. Aber dieß ist es nicht; die hohe Geburt des Herrn von Mirepoix erhebt ihn über seine Würde (*), der verstorbene Kaiser Carl VI. der den Fürsten von Lichtenstein als Gesandten hier hatte, war in Ansehung des Herrn von Mirepoix nicht so gewissenhaft. Die wahre Ursache ist wohl, daß der Herzog von Richemont nicht mit dem Gelde zufrieden ist, welches man ihm zu seiner Gesandtschaft geben will; überdieß ist die Herzoginn von Richemont krank, und der Herzog, der sie innig liebt, würde sie nicht verlassen, und ohne sie über das Meer gehen wollen. Unsere Negotianten sagen hier, die Unterhandlung zwischen Spanien und England ginge sehr schlecht; man ist auch noch nicht einmahl über den Hauptpunct einig, der den Krieg verursacht hat, ich meine, die Art der Handlung nach Amerika und die 90,000 Pfund Sterlings zur Schadloshaltung für die gemachten Priesen. Ferner sagt man, man habe in Spanien den neulich angekommenen englischen Schiffen Schwier-

(*) Er war damals Graf, und wurde Herzog und Pair nach seiner Gesandtschaft in England.

rigkeiten über Schwierigkeiten gemacht. Merken Sie es, daß ich Sie mit Neuigkeiten unterhalte, welche für einen Mann aus der Provinz sehr reizend seyn würden, und daß es Ihnen viel Mühe kosten wird, mich dafür mit Seeligsprechungen und Congregationen zu bezahlen. Die Handlung von Bourdeaur wird wieder etwas besser, und die Engländer haben so gar den Stolz gehabt, meinen Wein dieses Jahr zu trinken; aber wir können uns nur vermittelst der Inseln in Amerika wieder erhohlen, mit welchen wir unsern vornehmsten Handel getrieben haben. Es ist mir lieb, daß Sie mit dem Geiste der Gesetze zufrieden sind. Die Lobeserhebungen, die der größte Theil mir dafür machen könnte, könnten meiner Eitelkeit schmeicheln; die Ihrigen werden meinen Stolz vermehren, weil sie von einem Manne kommen, dessen Urtheile allezeit gerecht (*) und niemahls unüberdacht sind. Es ist wahr, der Gegenstand ist schön und wichtig; aber ich muß besorgen, daß er für mich zu groß gewesen, ob ich gleich versichern kann, daß ich mein ganzes Leben daran gearbeitet habe. Als ich aus der Schule kam, gab man mir Bücher von der Rechtsgelehrsamkeit in die Hände; ich suchte den Geist in denselben auf, ich arbeitete, aber was ich that, taugte nichts. Es sind zwanzig Jahre, daß ich meine Grundsätze entdeckte; sie sind sehr einfach; hätte ein andrer so viel gearbeitet, als ich, so würde er vielleicht etwas Besseres

(*) Ich habe zu Turin erfahren, daß dieser, als er das erste Mal den Geist der Gesetze gelesen, gesagt habe: „Das ist ein Buch, welches in den Gemüthern Frankreichs eine große Veränderung verursachen wird;“ und dieß ist einer von den Beweisen, daß seine Urtheile gerecht waren.

gemacht haben; mir hat dieses Werk unendliche Mühe gemacht; nunmehr will ich ausruhen, und nicht mehr arbeiten. Sie sind sehr glücklich, da Sie den Herzog von Nivernois zu Rom haben. Er war ehedem sehr gütig gegen mich, und damahls war er nur erst liebenswürdig. Was mich schmerzen muß, ist dieses, daß ich immer mehr bey ihm verloren habe, je vernünftiger er geworden ist. Der Herzog von Nivernois hat einen Mann bey sich, der viel Verdienst und Talente besitzt, das ist der Herr de la Bruiere. (*) Ich bin ihm Dank schuldig; sollten Sie ihn bey dem Herzoge von Nivernois zu sprechen bekommen, so bitte ich Sie, ihm solchen in meinem Nahmen abzustatten.

Sie sehen wohl, daß hier nicht die Rede von Ew. Excellenz ist, und daß Sie nicht Ursache haben werden, zu mir zu sagen: „Was zum Teufel wollen Sie den mit Ew. Excellenz?“ Ich habe die Ehre Sie tausend Mal zu umarmen.

(*) Verfasser des Lebens Carls des Großen. Er starb 1755 an den Pocken zu Rom, wo er sich wegen Besorgung der französischen Angelegenheiten aufhielt, und von jedermann bedauert wurde.

XXIX. Brief.

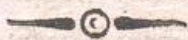
An den Abt Grafen von Guasco
zu Paris.

Bourdeaux, den 2. Jul. 1749.

Um Ihnen zu zeigen, liebster Abt, wie unrecht Sie gethan, daß Sie mich verlassen haben, und wie wenig ich ohne Sie seyn kann, so melde ich Ihnen, daß ich zu Ihnen nach Paris reisen werde; denn seitdem Sie weg sind, ist es, als ob ich hier nichts mehr zu thun hätte. Es war nicht klug von Ihnen, daß Sie, ungeachtet Sie sich einige Tage zu Tours aufgehalten haben, den Erzbischof (*) nicht besuchten. Dieß war vielleicht die einzige Person, die Sie hätten sprechen sollen, und er würde Sie auch sehr wohl aufgenommen haben. Sie hätten auch einen kleinen Abstecher linker Hand nach Verret machen sollen; Herr und Frau von Miguillon würden Sie darüber gelobt haben. Dieß würde besser gewesen seyn, als die Reise nach Ihrer Abtey zu Marmoutier, wo Sie nichts als gothische Schnörkel und alte Papiere, die Ihnen die Augen verderben, zu sehen bekommen. Ihr Irrländer von Nantes hat mich sehr vergnügt. Ein Banquier hat Ursache sich einzubilden, daß ein Mann, der sich an ihn

(*) Herr von Massignac, einer der berühmtesten französischen Prälaten seiner Zeit.

wendet, Akademien zu suchen, von jenen des Spiels und nicht von gelehrten Akademien rede, wo für ihn nichts zu gewinnen ist. Der Pfarrer sieht im Traume den Kirchthurm, und seine Magd die Beinkleider. Ich wußte wohl, daß Sie Ihre Läuferproben gemacht, ich hätte aber nicht geglaubt, daß Sie auch die Proben eines Couriers ablegen könnten. Herr Stuart hat mir gesagt, Sie hätten auch dieß auf ihre Hörner genommen. Wenn Sie sich ein andermahl wieder zu Schiffe begeben, so nehmen Sie Ihren Wagen auch mit; denn es geht nicht so den Fluß hinauf, wie es hinab gegangen ist. Ich hoffe, daß Sie mit Ihrer Reise nach England nicht eilen werden. Denn es würde sehr schlecht von Ihnen seyn, wenn Sie nicht auf einen Freund warten wollten, der Ihrentwegen hundert fünfzig Meilen reiset. Ich gedenke gegen den 17. in Paris zu seyn; Sie werden also Zeit haben, wie Sie sehen, sich in die Straße des Roziers zu verfügen, weil Sie sich nicht weit von mir entfernen dürfen. Leben Sie wohl, ich umarme Sie, von ganzem Herzen.



XXX. Brief.

Billet an eben denselben.

Paris, aus seinem Quartier 1749.

Der Herr von Estoutevilles (*) mein lieber Abt, martert mich, Sie zu nöthigen, daß Sie ihm alle Abende eine Stunde festsetzen, um seine Vorlesung und Verbesserung der Übersetzung des Dantes zu Ende zu bringen. Er verspricht, Ihrem Urtheile in allen Veränderungen (**), die Sie für nöthig halten werden, zu folgen, und verlangt nur für seine Vorrede (***) eini-

(*) Der Graf Colbert von Estoutevilles, Enkel des großen Colbert, ein verständiger, aber zum Sonderbaren geneigter Mann, faßte den Entschluß, den Dante in das französische zu übersetzen; er hatte denselben schon seit langer Zeit in einer prosaischen Übersetzung ausgeführt, worüber er eben einen Italiäner um Rath fragen wollte. Diese Übersetzung aber ist niemahls gedruckt worden.

(**) Dieser Übersetzer hatte viele Gedanken und Dinge aus den Commentarien dieses Dichters mit in den Text, den er übersetzte, genommen, und war nicht allemahl so gelehrtig, Verbesserungen anzunehmen; dieß machte denn, daß sich diese Vorlesung wieder zerschlug.

(***) Sie ist sehr sonderbar und kurz; er sagt, in seiner Jugend habe ihm seine Amme oft von dem Paradiese, der Hölle und dem Fegefeuer vorgerebet, ohne ihm einen Begriff davon zu geben; in seinen folgenden Jahren hätten seine Leh-

ge Nachsicht; Sie wissen, daß er seine eigene Schreibart hat, die er nicht verläßt, wenn er auch mit Ministern (*) redet. Melden Sie mir, was ich ihm antworten soll; er will alle Abende, bis seine Vorlesung zu Ende ist, zu Ihnen kommen. Gute Nacht.

rer ihm eben die Dinge oft wiederhohlet, ohne ihm mehr Licht zu geben; im männlichen Alter hätte er verschiedene Theologen zu Rathe gezogen, die ihn in eben der Unge-
wissenheit gelassen; aber auf einer Reise nach Stallen habe er gefunden, daß der erste Dichter dieser Nation, der einzige sey, der ihm wegen der drey Wohnungen in der andern Welt genug gethan habe, und dieß hätte ihn darauf gebracht, denselben in das französische zu übersetzen, um seinen Landsleuten nützlich zu seyn.

- (*) Er hath eines Tages den Herrn von Chauvelin, damahligen Siegelbewahrer, wegen einer Sache, die seinen Proceß wegen des Herzogthums Estoutevilles betraf, das man ihm streitig machte; der Minister antwortete ihm in folgenden Worten: „Ich muß Ihnen, mein Herr, sagen, daß weder der König, noch der Cardinal, noch ich, jemahls dazu einstimmen werden.“ Hierauf versetzte sogleich der Herr von Estoutevilles: „Meiner Treue, Herr! Sie und der Herr Cardinal das sind zwey schöne Cameraden, (pendans) die Sie dem Könige geben. Ich bin der Sohn und Enkel von Ministern, aber wenn mein Vater oder mein Großvater so hätte reden wollen, so hätte man sie gewiß ins Tollhaus gebracht;“ und hiermit ging er fort.



XXXI. Brief.

An den Herrn Cerati

Paris, den 11. Nov. 1749.

Ich habe auf meiner Reise aufs Land die Herrn von S. Palaye angetroffen, die mit mir von dem Herrn Cerati sprachen, aber ich habe sie auch beständig wegen des Herrn Cerati befragt. Etwas gefiel mir nun gar nicht, daß ich nämlich nicht zu Rom bey dem großen Manne, von dem sie sprachen, seyn konnte. Sie haben mir gesagt, Sie befänden sich wohl; ich danke der römischen Luft dafür, und wünsche mir, nebst allen Ihren Freunden Glück. Der Herr von Buffon hat drey Bände herausgegeben, worauf noch zwölf andere folgen sollen; die drey ersten enthalten allgemeine Abhandlungen, die zwölf übrigen aber werden eine Beschreibung der Merkwürdigkeiten des königlichen Gartens enthalten. Buffon hat unter den hiesigen Gelehrten sehr viele Feinde, und die überwiegende Stimme der Gelehrten wird, wie ich glaube, der Waage auf lange Zeit den Ausschlag geben. Ich für meine Person, der ich viel Schönes in diesem Werke finde, werde die Entscheidung der auswärtigen Gelehrten ruhig erwarten. Indessen habe ich noch Niemand gesehen, den ich nicht hätte sagen hören, er habe darin beim Durchlesen sehr viel Nützliches gefunden. Der Herr von Maupertuis, der sein ganzes Leben geglaubt,

und vielleicht schon bewiesen hat, daß er nicht glücklich sey, hat eine kleine Schrift über das Glück bekannt gemacht. Es ist das Werk eines Mannes von Geist, angenehm und mit Einsicht geschrieben. Was mein Werk von dem Geiste der Gesetze anbetrifft, so höre ich zwar einige Wespen, die um mich summen, wenn indessen die Bienen nur ein wenig Honig daraus ziehen, so bin ichs zufrieden. Was Sie mir davon sagten, hat mir unendliches Vergnügen gemacht. Denn von Personen, die man liebt, gelobt zu werden, ist überaus angenehm. Lassen Sie sich, ich bitte Sie inständigst, meine ehrfurchtsvollen Empfindungen gefallen.

XXXII. Brief.

An den Abt Venuti

Paris, den 17. Jan. 1750.

Ich muß Ihnen, mein lieber Abt, für das schöne Buch Dank abstaten, womit mir der Herr Marquis von Venuti (*) ein Geschenk gemacht hat. Ich habe es noch nicht gelesen, weil es noch bey meinem Buchbinder ist, aber ich zweifle nicht, daß es des Rahmens, den es führet, nicht würdig seyn sollte. Ich wünsche Ihnen ein sehr glückliches Jahr, und sollten Sie nicht

(*) Es war blos das erste Werk, welches man von den Entdeckungen Herkuls hatte.

mehr zu Bourdeaux seyn, wenn ich dahin zurück komme, so werde ich sehr traurig seyn, und glauben, die Akademie (*) habe allen ihren Geist, alle ihre Gelehrsamkeit verloren. Machen Sie meine ergebenste Empfehlung an die Gräfinn; ich bitte sie um die Erlaubniß, sie umarmen zu dürfen, und ich umarme auch Sie, ob Sie gleich nicht so liebenswürdig sind.

XXXIII. Brief.

An den Abt Grafen von Guasco
zu London.

Paris, den 15. März 1750.

Ich hatte es schon von dem Mylord Albemarle erfahren, mein lieber Graf, daß Sie auf der Reise von Calais nach Dovers nicht ertrunken seyen, und daß man Sie zu London sehr gut aufgenommen habe. Sie werden mit Ihren Bekannten dem Herzoge von Richmond, Mylord Chesterfield, und Mylord Grandville immer zufriedener werden, und ich bin versichert, daß sie von ihrer Seite suchen werden, Sie so viel möglich stets bey sich zu haben. Sagen Sie ihnen viel von mir; aber stoßen Sie die Gläser nicht zu oft an, wenn Sie bey dem Herzoge von Richmond speisen. Sagen Sie dem Mylord Chesterfield, daß mir nichts schmeichelhafter sey, als sein Beyfall, aber, da er mich

(*) Er war unter den Akademikern zu Bourdeaux derjenige, welcher die meisten Abhandlungen lieferte.

schon zum dritten Mahle läse, so würde er auch am besten im Stande seyn, mir zu sagen, was ich an meinem Werke zu verändern und zu verbessern hätte; seine Anmerkungen und seine Beurtheilung würden mich am besten unterrichten.

Sie können sich viel darauf einbilden, daß Sie der König gelesen, und daß er dasjenige gebilligt habe, was Sie über England sagen; ich darf mir wohl auf so hohen Beyfall keine Hoffnung machen, die Könige werden vielleicht die letzten seyn, die mich lesen werden; vielleicht lesen sie mich gar niemahls. Indessen weiß ich doch, daß es einen in der Welt gibt, der mich gelesen hat, und der Herr von Maupertuis hat mich versichert, daß er einige Stellen gefunden, wo er nicht mit mir einerley Meinung ist. Ich habe ihm geantwortet, ich wollte wetten, daß ich mit dem Finger auf diese Stellen zeugen würde. Ich muß Ihnen auch sagen, daß der Herzog von Savoyen zum zweyten Mahle angefangen hat, mein Buch durchzulesen. Was Sie mir von dem Beyfalle der Engländer sagen, ist für mich sehr schmeichelhaft, und ich hoffe, daß der Übersetzer des Geistes der Gesetze mich ebenso gut übersetzen werde, als der Übersetzer der persischen Briefe. Sie haben sehr wohl gethan, daß Sie, wider Willen der Jungfer Pit, die Empfehlungsbriefe des Mylords Bath abgegeben haben. Sie können sich sicher in die Streitigkeiten der Parteyen einlassen; denn man weiß wohl, daß ein Fremder keine Partey ergreift, und jedermann besucht. Ich wundere mich gar nicht über die Freundschaft, mit welcher Sie diejenigen ausnahmen, die Sie zu Paris gekannt haben, und ich bin versichert, daß Sie täglich mehrere Freunde sich erwerben, je länger Sie sich zu London aufhal-

ten; aber ich hoffe, daß Ihre neuen Freunde Ihre Freunde in Frankreich, worunter ich der vornehmste bin, nicht verdrängen werden. Damit Sie bey Ihrer Zurückkunft eine desto bessere Aufnahme finden, werde ich diejenige Stelle in Ihrem Briefe bekannt machen, wo Sie sagen, daß in England die Männer mehr Männer, die Frauenzimmer aber weniger Frauenzimmer sind, als anderwärts. Weil der Prinz von Wallis mir die Ehre erweist, sich meiner zu erinnern, so bitte ich Sie, mich, wenn es Gelegenheit gibt, zu seinen Füßen zu legen. Ich umarme Sie.

XXXIV. Brief.

An den Abt Benuti zu Bourdeaur.

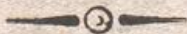
Paris, den 18. May 1750.

Es ist mir sehr unangenehm, mein lieber Abt, daß Sie nach Italien (*) zurück gehen, und noch mehr,

(*) Der Herr Abt Benuti hatte sich, nachdem er die Abtey zu Clerac verlassen, beständig zu Bourdeaur aufgehalten, und war in die Akademie der Wissenschaften dieser Stadt aufgenommen worden; aber als ihn der Kaiser zum Prevot zu Livorno ernannt hatte, so war er genöthiget, dahin zu reisen, und seine Abreise wurde als ein großer Verlust für die Akademie angesehen. Während seines Aufenthalts zu Livorno fuhr er fort, die gelehrte Republik mit verschiedenen guten Abhandlungen zu bereichern; aber der schlechte Zustand seiner Gesundheit nöthigte ihn, sein Amt niederzulegen, um sich nach Cortona zu seiner Familie zu begeben.

daß Sie mit uns unzufrieden sind. Unterdessen sehe ich doch aus dem, was ich gehöret habe, daß man noch nie gesonnen war, die Achtung aus den Augen zu setzen, die man Ihnen auf die rechtmäßigste Art schuldig ist. Ich wünsche, daß Sie auf Ihrer Reise nach Italien alles Vergnügen genießen, und noch mehr, daß Sie nach der Zeit Ihrer Wanderschaft in einen glücklichern Zustand eintreten mögen, der Ihren persönlichen Verdiensten gemäß ist. Können Sie Ihre Abhandlung von dem Präsident Barbot, der sie als Sibyllinische Bücher verwahret, wieder bekommen, so werde ich hier zu Ihrem Besten davon Gebrauch machen; aber Ihr Brief läßt nichts hoffen. Machen Sie meine Empfehlung an unsre Gräfinn und an die Frau Duplessis. (*) Sollten Sie Ihre Reise ganz zu Lande thun, so müssen Sie zu Turin den Commenthur von Solar besuchen, der von Rom dahin kommen wird. Leben Sie wohl, mein lieber Abt, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, und glauben Sie, daß, an welchem Orte der Welt ich auch sey, Sie dennoch einen treuen Freund an mir haben werden.

(*) Ein Frauenzimmer zu Bourbeaur, das die Wissenschaften und besonders die Naturgeschichte liebte, wozu sie eine Sammlung veranstaltete.



XXXV. Brief.

An eben denselben zu Bourdeaux.

Von Paris.

Sie dürfen sich nicht schmeicheln, mein lieber Abt, daß der Abt von Guasco mit seiner triumphirenden Hand an Sie schreiben werde; wenn Sie aber Exminister (*) der auswärtigen Angelegenheiten wären, so würde er vielleicht bey Ihnen zu Mittage speisen, um Sie zu trösten. Der arme Mann führt sein halbes Auge über alle Scarteken herum, leihet seinen schwachen Magen allen Schmausereien der Gesandten, und verdirbt seine Brust in dem Dienste seines Cantimirs und seines Clemens V. und doch verhindert dieß nicht, daß sein Cantimir (**) nicht sehr frostig sey; allein der Fehler liegt an seiner verstorbenen Excellenz. Es ist gar kein Schein da, daß ich nach England gehen werde, eher glaube ich, daß meine Reise nach la Brede gehen werde.

(*) Der Marquis von Argenson, zuvor Minister der auswärtigen Angelegenheiten, lud nach seiner Abbanfung, alle übrigen Mitglieder der Akademie, an den Tagen der Versammlung zu Gaste, und suchte sich also seine Zeit mit den Gelehrten zu vertreiben, und der Abt von Guasco, der in die Akademie aufgenommen war, befand sich unter diesen Gästen.

(**) Abbe Guasco hatte die Satyren des Prinzen Cantimir, russisch = kais. Ambassadeurs am französischen Hofe übersetzt.

Ich habe ein Glückwünschungsschreiben an den Präsident de la Laine wegen seiner Aufnahme in die Akademie an Bonardi geschickt. Der Präsident dieser Akademie, der mir alle Gastereien, denen er seit seiner Zurückkunft bey allen schönen Geistern begewohnt hat, nebst dem Geschlechtsregister (*) aller Gäste erzählt, hat mir gesagt, daß er seinen ersten Brief an unser neues Mitglied richtete, und ich denke, daß Sie dieß der Ordnung gemäß finden werden. Ich sehe, daß unsre Akademie sich in eine Gesellschaft von Freymaurer verwandelt, außer daß man da nicht trinkt und nicht singt, aber doch bauet man daselbst, und der Herr von Tournay ist unser König Hiram, der uns die Arbeiter schaffen wird, aber ich zweifle, daß er uns die Meister schaffen werde.

Ich glaube, der Prinz von Craon ist jetzt zu Wien; aber er wird bald nach Lothringen gehen, wollen Sie mir Ihren Brief zuschicken, so will ich ihm denselben zustellen lassen. Ich muß Ihnen doch auch etwas Neues aus Italien von meinem Geiste der Gesetze melden. Der Herzog von Nivernois hat davon vor ungefähr drey Wochen an den Herrn von Forqualquier auf eine Art geschrieben, die ich nicht, ohne zu

(*) Ein Scherz, der sich auf die sonderbare Beschäftigung eines Herrn aus Languedoc beziehet, die er sich aus der Genealogie aller Familien machte, und wovon er sich ordentlicher Weise mit den Gelehrten unterhält. Der Abt Bonardi hatte auf seiner Rückreise diesen Herrn auf seinem Landgute besucht, und sich mit viel genealogischer Gelehrsamkeit bereichert, die er auch hernach zu Paris überall auskramete, und damit bisweilen dem Herrn von Montesquieu aufwartete, welches ihm aber sehr beschwerlich war, und ihm viele kostbare Stunden raubte.

erröthen, wiederhohlen kann; seit zwey Tagen hat er noch einen bekommen, worin er meldet, daß der König von Sardinien dieses Buch, so bald es zu Turin erschien, gelesen habe; mehr ist mir von dem, was er davon sagt, nicht erlaubt zu wiederhohlen. Ich will Ihnen bloß erzählen, was geschehen ist; nämlich er gab es seinem Sohne, dem Herzoge von Savoyen zu lesen, der es auch schon zwey Mal durchgelesen hat. Der Marquis von Breille meldet mir, daß er gesagt habe, er wolle es sein ganzes Leben hindurch lesen. Es ist wohl Thorheit von mir, Ihnen dergleichen Dinge zu sagen; aber da es ein öffentliches Factum ist, so gilt es wohl gleich viel, ob ich es sage, oder ein anderer, und Sie begreifen leicht, daß ich das Urtheil der Italiänischen Prinzen blindlings billigen müsse. Der Marquis von Breille meldet mir auch, daß Seine königliche Hoheit, der Herzog von Savoyen, mit einem außerordentlichen Genie, vielen Verstand und seltene Fähigkeiten verbande.

Der Buchhändler Huart möchte sehr gerne die Übersetzung in lateinischen Versen von dem Doctor Clansy (*) von dem Anfange des Tempels zu Gnidus haben, um daraus mit der Italiänischen Übersetzung (**) und dem Originale einen Band zu machen; sehen Sie, was Sie von beyden Dingen thun können, entweder mir diese Verse abschreiben zu lassen, oder von der Akademie zu verlangen, daß sie mir das

(*) Ein gelehrter Engländer, der ganz blind, aber ein vorzüglicher lateinischer Dichter war, und während seines Aufenthalts zu Paris, die Übersetzung des Tempels zu Gnidus in lateinischen Versen unternahm, wovon er aber nur den ersten Gesang zu Ende brachte.

(**) Ein Werk des Herrn Abt Benust.

Gedruckte schicke, welches ich Ihnen sogleich zurück senden werde.

A propos! Das Gemählde (*) der Frau von Mirepois hat zu Paris und Versailles großes Glück gehabt; ich habe in Ansehung der Stadt Bourdeaux nichts dazu beigetragen; denn ich hatte den Abt von Guasco abgeschickt, schlecht davon zu reden. Sie, die Sie den größten Verstand unter allen haben, Sie sollten es übersetzen, und dann wollte ich Ihre Übersetzung an die Frau von Mirepois nach London schicken. Ich habe keine Abschrift davon, aber der Präsident Barbot hat sie, oder auch Herr Dupin; Sie wissen, daß alles dieß nur ein Scherz ist, der zu Luneville gemacht wurde, um den König von Polen einen Augenblick zu vergnügen.

Ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß alles in dieser Welt vergolten wird; ich habe schon von dem Urtheile Italiens über den Geist der Gesetze Meldung gethan, und es wird ehestens zu Paris eine weitläufige Kritik zum Vorscheine kommen, die Herr Dupin, Generalpachter, verfertigt, wo ich eben so vor den Richterstuhl der Finanzen werde gefordert werden, als ich schon vor den Richterstuhl des Journals von Trevoux bin gefordert worden. Leben Sie wohl, mein lieber Abt! Beyliegender Brief ist an Vo-

(*) Es ist mir nicht möglich gewesen, dieses poetische Gemählde in Italien aufzuzureiben, welches der Herr von Montesquieu verfertigte, unerachtet er sich sonst eben vor keinen Dichter ausgab. Ich zweifle indessen nicht, die italiänische Übersetzung des Abts Venuti, die ich am Ende dieser Sammlung beifüge, werde von dem Originale, welches sich in Frankreich befinden muß, ein günstiges Urtheil erwecken.

nardi; (*) ich grüße und umarme Sie von ganzem Herzen.

Vertiefen Sie sich ja nicht zu sehr in die Übersetzung: denn wenn der Geist Ihnen nichts davon sagt, so verlohnt sichs nicht der Mühe, daß Sie eine Viertelstunde nachdenken.

XXXVI. Brief.

An den Herrn Cerati.

Paris, den 23. October 1750.

Ich bitte Sie, mein Herr, mir zu erlauben, daß ich Ihnen den Herrn Fordyce, Professor an der Universität zu Edimbourg empfehle, obschon er sich selbst durch seine Kenntnisse und schönen Schriften, besonders aber durch sein Werk von der Erziehung, am besten empfiehlt. Der Herr Professor hat viele Güte gegen mich, und beehret mich mit seiner Freundschaft;

(*) Wir haben schon in einer andern Note von diesem Schriftsteller geredet, der in der Geschichte der neuen französischen Litteratur sehr bewandert, aber auch sehr weltschweisig in seinen Schriften und Briefen ist. Bey seinem Tode hinterließ er viele Handschriften über die unbenannten und falsch benannten Schriftsteller, welches Werk er unternahm, als er, nebst vielen andern gelehrten Männern, von der Sorbonne ausgeschlossen wurde, weil er die Bulle Unigenitus nicht annehmen wollte.

erlauben Sie daher auch mir, daß ich ihn der Ihrigen empfehle. Ich bitte, machen Sie diesen geschickten Mann mit dem Abt Niccolini, den ich umarme, bekannt. Wir haben den vortrefflichen Gendron eingebüßt; ich bin darüber sehr betrübt, und versichert, daß Sie es auch sind; er war ein aufgeklärter edler Mann, und wir haben demselben sehr gute Sachen zu danken. Ich bitte Sie inständigst, lieben Sie mich, wenn es seyn kann, so sehr als ich Sie liebe, und wenn es möglich, so sehr als ich Sie ehre und bewundere. Unser Freund, der Abt von Guasco, der berühmte Reisende, ist in meinem Zimmer, und trägt mir auf, Ihnen tausend Complimente zu machen: Er kömmt aus England.

XXXVII. Brief.

An den Abt Venuti.

Paris, den 30. October 1750.

Mein lieber Abt,

Ich habe Ihnen noch nicht für den vorzüglichen Platz gedankt, den Sie mir in Ihren Triomfo (*) angewiesen haben; Sie sind Petrarch, und ich nichts. Herr

(*) Das Werk des Herrn Abtes Venuti, von dem Montesquieu hier spricht, führt den Titel: Il Triomfo literario della francia. Als Venuti in sein Vaterland zurück gerufen ward, fürchtete er des Undankes beschuldigt zu werden, wenn er aus Frankreich fortelte ohne ein Denkmal seiner Dankbarkeit zurück zu lassen, seine Dankbarkeit für alle Annehmlichkeiten des Lebens, die er hier genossen hatte, so wie seiner Bewunderung, die er gegen die großen Männer.

Lercier (*) hat mich schriftlich ersucht, Ihnen in seinem Namen für das Exemplar zu danken, das ich ihm geschickt habe, und Ihnen zu sagen, daß der Herr von Puyfieur das seinige mit dem größten Vergnügen bekommen habe: Da nun sehr wenig Exemplare hierher gekommen sind, so kann ich Ihnen noch nichts von der glücklichen Aufnahme des Werks sagen, aber ich habe doch viel Gutes davon sagen hören, und, wie es mir scheint, wegen der schönen Einkleidung.

Et te fecere Poetam
Pierides.

Ich kann es noch kaum glauben, mein lieber Freund, daß Sie nicht mehr in Bourdeaux wären; Sie haben viele Freunde dort zurück gelassen, die Sie sehr

ner hegte, in deren Umgange er so glücklich war. Aus dieser Veranlassung verfertigte er dieses Gedicht, welches aus mehreren Gesängen bestand, in welchem er bald durch freundschaftliche Gefühle begeistert, bald von der Verehrung edler großer Verdienste hingerissen, in Lobeserhebungen ausbricht. Welche Beweggründe ihn auch bei dem Urtheile über Montesquieu geleitet haben mögen, so wird doch Jedermann gern dasselbe unterzeichnen. „Hätte Roms Senat nach seinen erhabenen Grundsätzen geherrscht, so würden die freyen Römer noch weit und breit ihren Scepter ausstrecken. Sein Name wird noch mit Ehrfurcht genannt werden, wenn der tarpeische Fels längst in Trümmer zerfallen ist, und sein Ruhm wird fortleben, so lange noch die Gerechtigkeit Urtheil spricht in den Gerichtshöfen Frankreichs, so lange die Götter den Menschen die Gabe zu denken nicht versagen werden.“ Dies ungefähr ist der Inhalt der Stelle, welche Benutti Herrn von Montesquieu widmete, und für welche Montesquieu ihm hier dankt.

(*) Einer von den obersten Commissarien des Bureau der auswärtigen Angelegenheiten, und ein sehr gelehrter Akademiker zu Paris, eben derjenige, der hernach so vielen Verdruß erfahren mußte, weil er, als königlicher Censor, den Druck des Buchs, Geiſt der Geſetze, erlaubt hatte.

bedauern, und ich versichere Sie, daß ich mich auch unter dieser Zahl befinde. Schreiben Sie mir bisweilen. Ich werde Ihre Befehle in Absicht des Buchhändlers Huart und der Sammlung Ihrer Abhandlungen vollziehen; Sie sind in der That sehr billig, und er muß Ihre Großmuth empfinden. Ich will den Herrn de la Curne besuchen; ich will auch mit dem Abt le Boeuf sprechen, und wenn er nicht ganz und gar seinen Namen verdient, so wird er wohl sehen, daß sehr wenig an Ihrer Abhandlung zu verbessern ist. Der Präsident Barbot (*) sollte wohl ihre Abhandlung finden, die als eine Stecknadel in den Heugebünden seines Kabinetts verloren ist. In der That, es ist sehr lächerlich, daß man eine Unhöflichkeit gegen die Frau von Pontac begangen, und so viel aus der Vermehrung des Hauszinses gemacht hat, wovon wir doch nichts bekommen werden, und daß man die Geschäfte der Akademie (**) so schlecht besorgt hat. Schicken Sie mir das, was Sie zu Ihren Abhandlungen, die ich besitze, hinzu gesetzt haben wollen. Leben Sie wohl, mein lieber Abt, ich grüße und umarme Sie von ganzem Herzen.

F 2

(*) Beständiger Secretair der Akademie zu Bourdeaux, ein Mann von einem sehr lebenswürdigen Charakter und großer Gelehrsamkeit, aber sehr unentschlossen, wenn es aufs Arbeiten und Bekanntmachen ankam. Daher kommt es, daß die Schriften dieser Akademie sehr langsam heraus kommen, und wir vieler vortrefflicher Stücke dieses Schriftstellers beraubt sind, die in seinem Cabinette verborgen liegen.

(**) Es ist hier die Rede von den gelehrten Angelegenheiten, weil dieser Secretair der Akademie sich niemals hätte die Mühe geben wollen, seine Abhandlungen in Ordnung zu bringen, und dem Publicum mitzutheilen.

XXXVIII. Brief.

An den Abt Grafen von Guasco.

La Brede, den 19. Nov. 1751.

Ich habe, Herr Graf, zu la Brede, wo ich mich jetzt aufhalte, und wo ich Sie auch hin wünschte, Ihren Brief aus Turin erhalten. Der Herr Marquis von St. Germain, (*) der stets für Sie eingenommen ist, hatte mir schon die vorzügliche Art erzählt, mit der Sie bey Hofe aufgenommen wurden, und die Gerechtigkeit, die man Ihnen daselbst wiederfahren läßt. Es ist rührend zu sehen, wie ein König das Unrecht zu verbessern suche, das sein Minister ihnen zugefügt hat, und ich sehe mit Vergnügen, daß mit der Zeit das Verdienst von allen aufgeklärten Fürsten werde erkannt werden, die sich die Mühe geben, die Sachen mit eignen Augen zu sehen. Die guten Anerbietungen, die der Marquis von St. Germain Ihnen in seinen Briefen gemacht hat, vermehren die gute Meinung, die ich von ihm habe. Ich wünsche Ihnen sehr viel Glück wegen der Investitur (**) Ihrer Grafschaft, und hätte ich erfah-

(*) Sardnischer Gesandter zu Paris, der daselbst sehr hoch geschätzt wurde.

(**) In Piemont können die Geistlichen wegen der Constitution des Landes, keine Lehne besitzen, und auch den Titel davon nicht annehmen. Da beide Brüder den Gefahren des Krieges ausgesetzt waren, so konnte es geschehen, das nach ihrem Absterben das Lehn, von dem ihr Hause den Namen führt, an die Krone oder an ein fremdes Haus fiel. Da er überdieß sich in Teutschland niederge-

ren, daß Sie mit einer Abtey investiret worden, so würde mein Vergnügen eben so vollkommen seyn, als es über diesen glücklichen Wechsel seyn würde. Übrigens, mein lieber Freund, wollte ich nicht, daß Sie in die Versuchung kämen, uns zu verlassen; den Sie wissen, daß wir Ihnen in Frankreich Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und daß Sie daselbst Freunde haben. Es würde ein Undank von Ihnen seyn, uns wegen ein Bißchen Hofgunst zu verlassen; erlauben Sie mir, mich in der Absicht auf den Satz zu berufen, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte.

Ich habe den Mylord Hyde (*) bey mir gehabt, der von Paris nach Verret zu unserer Herzoginn, von da nach Richelieu zu dem Herrn Marschall, von da nach Bourdeaux und la Brede, und von da nach Aiguillon gegangen ist, wo der Herzog befohlen hat, ihn auf seinem Schlosse auf das beste zu bewirthen; so, daß er allenthalben die Achtung findet, die man seiner Geburt und seinen persönlichen Verdiensten schuldig ist; Mylord Hyde liebt Sie sehr, und hätte Sie wohl auch gerne zu la Brede gesprochen.

Sie haben die Eitelkeit, die in meinem Herzen erwacht, an dem empfindlichsten Orte getroffen, als

lassen, wo die Geistlichen nicht unter diesem Gesetze stehen, so bat er den König, ihm selbst dieses Lebn zu geben, und diese Gnade erwies ihm der König durch einen Specialbefehl, worin er ihm zugleich den Nahmen, die Gerichtsbarkeit und Vorzüge der Grafschaft seines Hauses erteilte, und also in diesem Stücke eine Ausnahme von den Landesgesetzen machte.

(*) Ober von Corn-Burn, letzter Abkömmling des berühmten Canzlers Hyde, wurde in Frankreich sehr geliebt, wo er sich seit etlichen Jahren aufhielt, und an der Ausgebrung starb, aber von allen denjenigen bedauert wurde, die seinen vorzüglichen Charakter und seinen Verstand kannten.

Sie mir sagten, daß Se. Königl. Hoheit die Gütigkeit gehabt hätten, sich meiner zu erinnern; versichern Sie diesen großen Prinzen meiner Anbethung; seine Tugenden und schönen Eigenschaften sind mir ein angenehmes Schauspiel. Jetzt ist Europa so verflochten, und es herrscht eine solche Verbindung der Theile, daß derjenige, der das Glück des einen macht, auch das Glück des andern mache, daß das Glück von einem zu dem andern wandre, und wenn ich Schlösser in die Luft baue, so scheint es mir immer noch möglich zu seyn, daß ich Ihrem liebenswürdigen Prinzen einmahl meine Aufwartung machen könne. Sagen Sie dem Marquis von Breil und dem Großprior, daß ich, so lange ich lebe, der ihrige seyn werde; der erste Gedanke, den ich hatte, als ich sie zu Wien sahe, war, ihre Freundschaft zu suchen, und ich habe sie auch erhalten. Die Frau von St. Maur meldet mir, daß Sie in Piemont in einem neuen Herkulan sind, (*) wo Sie, nachdem Sie acht Tage in der Erde gewühlt, endlich eine Heuschrecke von Erz gefunden haben. Um einer Heuschrecke willen haben Sie also eine Reise von zwey hundert Meilen unternommen? Sie und alle Liebhaber der Alterthümer sind Kleinigkeitskammer. Ich habe weder Nachrichten noch Briefe von den Abt Venuti seit seiner Abreise von Bourdeaux; er hatte wohl einige Gefälligkeit gegen mich, ehe er Priester und Probst wurde. Melden Sie mir, ob Sie wieder nach Paris zurückkehren wollen; ich für meine

(*) Die alte Stadt Industria, wovon man noch Ruinen nahe an den Ufern des Po in Piemont entdeckt hat, welche Entdeckung aber nicht viele alte Reichthümer gezeigt. Die kostbarsten Stücke, die man gefunden hat, sind ein schöner Dreysfuß von Erz, einige Münzen, und einige Aufschriften.

Person werde den Winter und einen Theil des Frühjahrs hier zubringen; die Provinz ist zu Grunde gerichtet, und in dem Falle hat jedermann nöthig zu Hause zu bleiben. Man meldet mir, daß die Uppigkeit zu Paris erschrecklich sey; wir haben hier die unsrige verloren, und haben nicht viel dabey eingebüßt. Sollten Sie den gegenwärtigen Zustand in la Brede sehen, so glaube ich, Sie würden damit zufrieden seyn. Man ist Ihrem Rathe gefolgt, und die Veränderungen, welche ich vorgenommen habe, haben alles entwickelt, es ist ein Schmetterling der seine Hüllen abgestreift hat, die ihn als Puppe verbargen. Leben Sie wohl mein Freund, ich grüße und umarme Sie tausend Mal.

XXXIX. Brief.

An eben denselben.

Aus Paris nach Fontainebleau.

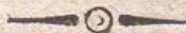
Das, was Sie mir durch Ihr gestriges Schreiben melden, würde mich nicht auf den Entschluß bringen können, meinem ein Mal angenommenen Grundsatz zu entsagen. Von dem nichtswürdigen de la Porte (*) an, bis auf den schwerfälligen Dupin (**), sehe ich

(*) Der Abt de la Porte war der erste, der den Geist der Gesetze in seinen periodischen Blättern zu tabeln wagte; man sagte öffentlich, er wäre von dem Generalpachter Dupin dazu angestiftet worden, der durch solche voraus geschickte Truppen zu scharmulieren anfang.

(**) Dieser Generalpachter ließ auf seine Kosten eine beynabe eben so weitläufige Beurtheilung, als der Geist der Gesetze war, drucken, und sie unter seine Bekanntschaften mit der Bedingung austheilen, daß sie sie Niemanden leihen woll-

nichts, daß eine Antwort verdiente. Ich glaube, das Publicum rächt mich genug, so wohl durch die Verachtung der Kritik des erstern, als durch den Unwillen gegen die Vorwürfe des andern. Aus der gänzlichen Erzählung, die Sie mir bey Ihrer Zurückkunft von dem, was Sie von den zwey Parlamentsrathen von dieser Sache gehöret haben, machen werden, werde ich sehen, ob es sich der Mühe verlohnet, einige Erklärungen über die Stellen zu geben, die ihnen anstößig schienen. Ich bilde mir ein, daß sie nur nach Maßgebung des geistlichen Nouvellisten reden werden, dessen Geschrey und Raserey niemahls einen Eindruck auf gute Köpfe machen sollte. Was den Plan anbetrifft, dem ich nach dem Willen des kleinen Ministers von Würtemberg in einem Werke hätte folgen sollen, das den Titel, Geist der Geseze, führet, so antworten Sie ihm, daß meine Absicht gewesen sey, mein Werk, nicht aber das seinige zu schreiben. Leben Sie wohl.

ten. Es fiel aber dennoch ein Exemplar davon dem Herrn von Montesquieu in die Hände, und als er einige Stücke von dieser Rhapsodie durchgesehen hatte, sagte er: es verlohne sich nicht der Mühe, das Ubrige zu lesen, da er sich aufs Publicum verlese. Und in der That, die Untreue, die man in den Anführungen der verstümmelten Stellen fand, um den Verfasser des Geistes der Geseze bey der Regierung verhaßt zu machen, wie auch die schlechten Urtheile, verursachten, daß Herr Dupin für nöthig hielt, die zerstreuten Exemplare wieder zu sammeln, unter dem Vorwande, eine neue Ausgabe davon zu machen, und die eingeschlichenen Fehler zu verbessern, aber diese neue Ausgabe hat niemahls das Tageslicht gesehen.



XL. Brief.

An eben denselben.

La Breche, den 16. März 1752.

Mein lieber Freund!

Sie fliegen in den weiten Regionen der Luft herum, ich aber kann nur ganz langsam gehen, und so werden wir nie zusammen treffen. So bald es wieder bey mir stand, Paris zu verlassen, so habe ich nicht ermangelt, hieher zu kommen, wo ich wichtige Verrichtungen hatte. Ich reise diesen Augenblick nach Clerac ab, und ich habe meine Reise um einen Monath eher angetreten, um den Herzog von Aiguillon zu sprechen, und die Streitigkeiten mit ihm (*) beizulegen, weil diejenigen, die seine Geschäfte besorgen, mehr als jemahls zaudern. Ich habe das Faß Wein, um welches sie mich ersucht hatten, an den Mylord Eliban geschickt. Der Mylord kann mir, so viel ihm gut dünkt, bezahlen, und wenn er dasjenige der Freundschaft zusehen will, was er von dem Preise abbrechen wird, so wird er mir ein sehr großes Geschenk machen. Sie können ihm melden, daß er den Wein so lange aufbehalten kann, als er

(*) Einige Güter unter der Herrschaft von Aiguillon verursachten einen Prozeß, der schon lange Zeit wegen der France-Neu dauerte; dieser Proceß hätte bald gemacht, daß er mit der Frau Herzoginn von Aiguillon, seiner alten Freundin, brechen müssen, daher er ihn, um dieser Ursache willen, gerne geendiget sehen wollte.

will, sogar bis auf funfzehn Jahre, aber er muß ihn nicht mit andern Weinen vermischen, und er kann versichert seyn, daß er ihn so rein bekommt, als ich ihn von den lieben Gott bekommen habe. Er ist nicht durch die Hände der Kaufleute gegangen.

Warum sind Sie, mein lieber Abt, auf Ihrer Rückreise nach Italien nicht durch Bourdeaux gegangen, und haben Ihre guten Freunde und das Schloß la Brede besucht, das ich, seitdem Sie es nicht gesehen, so sehr verschönert habe. Es ist der anmuthigste Ort auf dem Lande, den ich weiß.

Sunt mihi caelicolae, sunt cetera numina Fauni.
Endlich genieße ich meiner Wiesen, um welcher willen Sie mich so gemartert haben; Ihre Weissagungen sind wahr geworden, es geht besser, als ich dachte, und Eveille sagt: „boudri ben que Mr. l'Abbat de Guasco bis aco.“

Ich habe die Gräfinn gesehen; Sie hat eine sehr schlechte Heirath getroffen, und ich bedaure sie sehr. Die große Lust Geld zu bekommen, macht, daß man nichts bekömmt. Der Ritter Citran hat auch eine große Heirath in eben dem Geschmacke (*) auf unsere Insel gemacht, die ihm zur Mitgift sieben Faß Zucker, die ein Mahl bezahlt sind, eingebracht hat. Es ist wahr, daß er eine Reise in die Inseln unternommen, und

(*) Es geschah oft zu Bourdeaux, daß Edelleute Mädchen aus Amerika zu heirathen suchten, in der Hoffnung, viel Vermögen mit ihnen zu bekommen; der Herr von Montesquieu mißbilligte diese Arten von Heirathen, die nur des Geldes wegen gemacht werden, und die, wie er sagte, die Gesinnungen des Adels verderben, und bey welchen man sich oft betrügt, weil die angeblischen Reichthümer der amerikanischen Inseln sehr selten wahr sind.

daß er gedacht, er müßte ansehnliche Reichthümer erhalten. Leben Sie wohl, ich umarme Sie von ganzem Herzen.

XLI. Brief.

An eben denselben zu Brüssel.

La Brebe, den 27. Jun. 1752.

Sie sind ein liebenswürdiger Mann, mein lieber Graf, Sie bringen drey Freunde zusammen, die sich seit vielen Jahren nicht gesehen haben, weil sie durchs Meer von einander getrennt wurden, und stellen den Verkehr unter ihnen wieder her. Herr Mitchel (*) und ich hatten uns zwar nicht aus dem Gesichte verloren, aber der Herr von Ayrrolles, den ich zu Hannover zu sehen die Ehre gehabt, hatte mich völlig vergessen. Ich habe keinen Wein mehr von dem vorigen Jahre, aber ich will ein Faß von diesem Jahre für beyde aufbehalten. Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß ich im Monathe September zu Paris zu seyn dachte, und da Sie zu gleicher Zeit auch daselbst seyn wer-

(*) Damals englischer Commissar in den Angelegenheiten der Barrierplätze zu Brüssel, und jetzt bevollmächtigter Minister zu Berlin; ein Mann von grosser Einsicht, und von einem liebenswürdigen Charakter. Der Herr von Ayrrolles war Minister von eben diesem Hofe zu Brüssel.

den, so will ich Ihnen die Antwort von dem Negotianten an den Abt de la Porte, der mich beurtheilet hat, ohne mich zu verstehen, mitbringen. Es ist nicht etwa ein schlechter Kaufmann, wie Sie glauben, es ist ein gründlicher, junger Mann in unsrer Stadt, der Verfasser dieser Schrift.

Ich muß Ihnen sagen, mein lieber Abt, daß ich ansehnliche Aufträge aus England wegen des Weines (*) von diesem Jahre erhalten habe, und ich hoffe, unsere Provinz werde sich wieder ein wenig von ihrem Unglücke erhohlen; ich beklage die armen Niederländer sehr, die künftig nichts, als Austern und gar keine Butter werden zu essen haben.

Ich glaube, das System hat sich in Ansehung der Barrierplätze sehr verändert, und England hat empfunden, daß sie zu weiter nichts dienen können, als die Holländer dahin zu bringen, daß sie sich ruhig halten, indeß daß die andern im Kriege begriffen sind. Die Engländer denken auch, daß die Niederlande stärker seyn werden, wenn man ihnen zwölfmahl hundert tausend Gulden (*) Einkünfte zusetzet, als durch die holländischen Besatzungen, die sie so schlecht vertheidigen. Überdieß hat die Königin von Ungarn erfahren, daß man ihr den Frieden in Flandern nur darum zugestehet, damit man den Krieg an einen andern Ort hinspielen könne. Ich werde mich also gar

(*) Man muß sich nicht wundern, daß der Verfasser so oft mit diesem Freunde von seinem Weine redet; denn es war sein größtes Einkommen, und sie hatten beyde mit einander viel an der Verbesserung der Weinberge gearbeitet.

(**) Hülfsgelder, die sich der Wiener-Hof anheischig gemacht hatte, an die Holländer für die Besatzung in den Barrierplätzen zu bezahlen.

nicht mehr wundern, wenn sich das System des Gleichgewichts und der Allianzen bey der ersten Gelegenheit wieder verändert. Es gibt viele Ursachen dazu; wir wollen davon im Monathe September oder October umständlicher reden. Ich habe einen schönen Brief von dem Abte Benuti erhalten, der, nachdem er ein beständiges Stillschweigen gegen mich zwey ganzer Jahre ohne Ursache beobachtet, es nunmehr auch wieder ohne Ursache gebrochen hat.

XLII. Brief.

An eben denselben.

Von Raymond in Gascogne, den 8. Aug. 1752.

Seyn Sie mir recht willkommen, mein lieber Graf; ich bedaure, daß ich nicht habe in Paris seyn können, um Sie zu empfangen. Man sagt, meine Haushälterinn, die Jungfer Betty, habe Sie für ein Gespenst gehalten, und bey ihrem Anblicke ein so großes Geschrey gemacht, daß alle Nachbarn davon aufgewacht sind. Ich danke Ihnen für die Art, mit der sie meinen Clienten aufgenommen haben. Ich werde im September zu Paris seyn; sollten Sie schon von Ihrer Residenz wieder zurück seyn, ehe ich ankomme, so werden Sie mir die Ehre erweisen, Ihr Brevier in mein Zimmer zu tragen; indessen denke ich, daß ich noch eher ankommen werde, als Sie. Sie sind ein

ausserordentlicher Mann; kaum haben Sie aus den Cisternen zu Tournay getrunken, als Tournay schon eine Deputation an Sie abgeschickt. Das ist niemahls einem Canonicus begegnet.

Ich muß Ihnen sagen, daß die Sorbonne, welche sehr unzufrieden mit dem Beyfalle ist, den sie wegen der Arbeit ihrer Abgeordneten erhalten, andere ernennet hat, um die Sache (*) noch einmahl zu untersuchen. Ich bin dabey ganz ruhig. Sie können weiter nichts sagen, als was der geistliche Zeitungsschreiber schon gesagt hat, und ich will ihnen eben das antworten, was ich jenem geantwortet habe. Sie sind in Verbindung mit diesem Zeitungsschreiber nicht stärker, und dieser ist es noch weniger in der Verbindung mit ihnen. Man muß doch allezeit auf die Vernunft zurück kommen; mein Buch ist ein politisches, nicht aber ein theologisches Buch, und ihre Einwürfe befinden sich nur in ihrem Kopfe, aber nicht in meinem Buche.

Was Voltairen anbetrifft, so hat er zu viel Wiß, mich zu verstehen, alle Bücher, die er liest, macht er auch selbst, und hernach billigt oder tadelt er das, was er gemacht hat. Ich danke Ihnen für die Critik des P. Gerdil (**); sie rührt von einem Manne her, der es verdiente mich zu verstehen und hernach mich zu beurtheilen. Es wird mir sehr angenehm seyn, mein

(*) Nachdem die Sorbonne den Geist der Gesetze lange Zeit in Händen gehabt hatte, so hielt sie es für bequem, ihre Censur noch zurück zu halten. Dies ist vielleicht einer von den weisesten Schritten, den sie seit langer Zeit gethan hat.

(**) Ein Barnabite, damahls Professor auf der Universität zu Turin, und jetzt Lehrmeister des Prinzen von Piemont; ein Mann von vielem Verdienste, der durch seine gründlichen Bemerkungen über Lockes, Montesquieus und Rousseaus Werke berühmt geworden ist.

Lieber Freund, Sie zu Paris wieder zu sehen; Sie sollen mit mir von ganz Europa reden, und ich, ich will Ihnen von meinem Dorfe la Brede und meinem Schlosse erzählen, welches jetzt werth ist, denjenigen aufzunehmen, der die ganze Welt durchreis-
set ist.

Et maris et terrae, numeroque carentis arenae

Mensorem.

Die Frau von Montesquieu, der Dechant von S. Surin und ich, sind gegenwärtig zu Baron, welches ein Haus zwischen zwey Meeren ist, das Sie noch nicht gesehen haben. Mein Sohn ist zu Clerac, welches ich ihm, nebst Montesquieu zu seinem Eigenthume übergeben habe. Ich reise in einigen Tagen nach Nisor, der Abtey meines Bruders; wir gehen durch Toulouse, und daselbst will ich der Clementia Isaura, (*) die Sie so gut kennen, meine Aufwartung machen. Sollten Sie dort den Preis erhalten, so melden Sie es mir, ich will Ihre Münze im Vorbeygehen annehmen, daher Sie die Hülfe der Aufseher gar nicht mehr nöthig haben werden. Sie müssen einen Mann haben, der weiter nichts zu thun hat, als die Preismünzen zu sammeln, die Sie davon tragen. Wenn Sie wollen, so werde ich zu Toulouse

(*) Ein Frauenzimmer, das in dem vierzehnten Jahrhunderte den ersten Preis in den Jeux Floreaux aussetzte, worüber dieser Correspondent des Herrn von Montesquieu in der Abhandlung, von dem Zustande der Wissenschaften unter der Regierung Carls VI. und VII. verschiedene Erläuterungen gegeben, und dadurch in der Pariser Akademie 1741 den Preis davon getragen hat. Man hebt ihre Bildsäule mit Ruhm auf dem Rathhause auf, und umkränzt sie alle Jahre mit Blumen.

Ihrer Muse, der Frau Montegu (*) in Ihrem Namen einen Besuch abstaten, wenn ich nur nicht genöthiget bin, mit ihr, so wie Sie es thun, in poetischer Sprache zu reden.

Ich muß Ihnen auch als eine Neuigkeit melden, daß die Bürgermeister eben jetzt die Gräben, welche sie vor der Akademie gemacht hatten, wieder ausfüllen. Hätten die Holländer Bergen op zoom so gut vertheidigt, als unser Intendant (**) seine Gräben vertheidigt hat, so würden wir jetzt nicht Frieden haben. Es ist etwas erschreckliches, mit einem Intendanten zu rechten, aber es ist auch etwas überaus angenehmes, einen Proceß gegen einen Intendanten zu gewinnen. Haben Sie einige Bekanntschaft mit dem Herrn von Larrey im Haag, so bitte ich Sie, mit ihm von unsrer zärtlichen Freundschaft zu reden. Es ist mir lieb, sein Ansehen an dem Hofe des Statthalters zu vernehmen; er verdienet das Zutrauen, das man zu ihm hat. Ich umarme Sie, mein lieber Freund, von ganzem Herzen.

(*) Frau eines französischen Schachmeisters, die die Poesie liebte, und die einen Brief in Versen an diesen Freund des Herrn von Montesquieu geschrieben hat.

(**) Herr von Tourni, Intendant von Goulenne, dem Bourdeaux seine Verschönerungen zu danken hat. Um einem Plane von Gebäuden, den er unternahm, zu folgen, und sie in einer geraden Linie zu ziehen, wollte er den Pallast der Akademie verbauen; sie setzte sich dagegen, und gewann bey Hofe den Proceß wider den Intendanten.

XLIII. Brief.

An eben denselben.

La Brede, den 4. Octob. 1752.

Ihr Brief, mein lieber Graf, meldet mir, daß Sie zu Paris wären, und ich wundere mich selbst darüber, daß ich noch nicht da bin. Die Reise, die ich mit meinem Bruder in die Abtey zu Nisor thun mußte, und die beynahe einen Monath gedauret hat, hat alle meine Maßregeln unterbrochen, und ich kann nicht eher, als zu Ende dieses, oder zu Anfange des folgenden Monaths dahin kommen. Denn ich will Sie schlechterdings sehen, und noch einige Wochen vor ihrer Abreise mit Ihnen zubringen. Aber mein lieber Abt, Sie sind ein Prophet, weil Sie es errathen haben, daß ich nicht so bald kommen würd, daher Sie sich auch nicht in mein unteres Zimmer begeben wollen, aber ich gebe der Jungfer Betti Befehl, Sie daselbst aufzunehmen, ob sie gleich diesen Befehl nicht erst nöthig hat. Ich bitte Sie also, daselbst Ihren Aufenthalt zu nehmen. Sie gehennach Wien; ich glaube, daß ich seit zwey und zwazig Jahren alle meine Bekanntschaften dort verloren habe. Der Prinz Eugen lebte damahls noch, und die'r große Mann ließ mich einige angenehme Augenblicke (*) mit sich zubringen.

(*) Der Verfasser sagte, da er diesen Prinzen von keinem Gegenstande anders urtheilt gehöret, als man von Rechts Montesqu. VII. B.

Die Herren Grafen Kinsky, der Fürst von Lichtenstein, der Marquis von Prie, der Graf von Harrach und seine ganze Familie, die ich zu Neapel, wo er Vicekönig war, zu sehen die Ehre gehabt habe, haben mich mit Güte aufgenommen; alle übrigen sind gestorben, und ich, ich werde auch bald sterben. Können Sie mich ihnen wieder ins Gedächtniß bringen, so werden Sie mir ein großes Vergnügen machen. Sie werden nun auf einem ganz neuen Schauplatze erscheinen, und ich bin versichert, daß Sie sich daselbst eben so viele Ehre erwerben werden, als Sie anderwärts gethan haben. Die Deutschen sind gut, aber ein wenig argwöhnisch; nehmen Sie sich in Acht, sie trauen den Italiänern nicht, weil sie solche für allzu fein halten; aber sie wissen, daß sie ihnen nicht ganz unnütz sind, und sind zu klug, als daß sie ihrer sollten entbehren wollen.

Sie haben sehr unrecht gehandelt, daß Sie nicht bey Ihrer Zurückkunft aus Italien durch la Brede gegangen sind. Ich muß Ihnen sagen, daß dieß bis auf das Schloß (*), jetzt einer der angenehmsten Orte ist, die es in Frankreich gibt, so ungezwungen hat sich die

wegen urtheilen mußte, auch wenn er von Zeit zu Zeit seine Partey verließ, und sich in die Gesellschaft mischte. In einer kleinen Schrift, die der Herr von Montesquieu über die Ehre geschrieben, hatte er von dem Prinzen Eugen gesagt: „Man ist über die großen Reichtümer dieses Prinzen eben so wenig eifersüchtig, als über die Reichtümer, die in den Tempeln der Götter glänzen.“ Der Prinz, der über diese Ausdrücke erzückt war, empfing den Herrn von Montesquieu bey seiner Ankunft zu Wien sehr gnädig, und nahm ihn in seine vertraueste Gesellschaft auf.

(*) Das Sonderbare dieses Schlosses verdienet eine kleine Note. Es ist ein sechsckiges Gebäude mit Aufstiehsbrun-

schöne Natur daselbst entwickelt. Ich habe aus England wegen des Weines Antwort erhalten, den ich auf Ihr Verlangen an Mylord Eliban schicken sollte; er hat ihn sehr gut gefunden, und man verlangt von mir eine Lieferung von funfzehn Fässern; dieß wird mich in den Stand setzen, mein Landhaus völlig auszubauen. Das Glück, welches mein Buch in diesem Lande gemacht hat, trägt, wie ich glaube, zu dem guten Abgange meines Weines auch etwas bey. Mein Sohn wird nicht ermangeln, Ihren Auftrag zu besorgen. Was den bewußten Mann anbetrifft, so vermehrt er mit mir sein Unrecht, so wie er es erkennet; er wird alle Tage bitterer, und ich werde darüber immer ruhiger; er ist für mich todt. Der Herr Dechant, der sich jetzt in meinem Zimmer befindet, macht Ihnen tausend Complimente, Sie sind, sagt er, einer von den Domherren in der Welt, die er am meisten ehrt. Er, ich, meine Frau und meine Kinder, wir schätzen und lieben Sie alle, als wenn Sie von unserer Familie wären. Es wird mir außerordentlich angenehm seyn, mit dem Herrn Grafen von Sartiranne (*) Bekanntschaft zu machen; wenn ich zu Paris seyn

den, mit doppelten Gräben voll stessenden Wassers umgeben, die mit Quadersücken ausgefüllt sind. Es wurde unter Carl VII. gebauet, um als eine feste Burg zu dienen, und gehörte damals dem Hause de la Lande, dessen letzte Erbin einen von den Vorfahren des Herrn von Montesquieu heirathete. Das Innere dieses Schlosses ist in der That wegen seiner Bauart nicht sehr angenehm, aber der Herr von Montesquieu hat das Außere durch angelegte Pflanzungen sehr verschönert.

(*) Sardnischer Gesandter zu Paris, ein Mann von großem Verstande, und ein größerer Freund der Wahrheit, als man es in der Gesellschaft wünschet.

werde, so beruht es auf Ihnen, ihm eine gute Meinung von mir bezubringen. Ich bitte Sie, recht sehr viel zärtliche Complimente an alle meine Freunde abzustatten, die Sie etwa werden zu sehen bekommen; aber wenn Sie nach Montigni gehen, so müssen Sie daselbst mein ganzes Herz ausschütten. Ihr Italiäner seyd insgesamt pathetisch; biethen Sie doch alle Gaben auf, welche Ihnen die Natur gegeben hat; machen Sie davon vor allen Dingen bey der Herzoginn von Aiguillon und bey der Frau Dupre von St. Maur Gebrauch; sagen Sie dieser, wie hoch ich Sie schätze (*); ich bin wegen der Richtigkeit des Gemähl- des (**), das Sie von ihr gemacht haben, mit dem Mylord Eliban einer Meinung.

Ich muß Sie über eine Sache zu Rathe ziehen; denn ich habe mich noch allezeit sehr wohl befunden, wenn ich Sie um Rath fragte. Der Verfasser der Nouvelles ecclesiastiques hat mir in einem Blatte vom vierten Junius ein Buch beygelegt, welches ich erst sehr spät zu Gesichte bekommen, und welches die Aufschrift führet: „Vertheidigung des Geistes der Gesetze, von einem geschickten protestantischen Schriftsteller, der unendlich viel Verstand hat.“ Dieser Geistliche eignet mir es zu, um davon Gelegenheit zu neh-

(*) Er sagte von ihr, daß sie alle Eigenschaften hätte, um aus ihr seine Geliebte, seine Frau, oder seine Freundin zu machen.

(**) Als diese Dame sich einstmals im Amazonenhabite auf dem Lande zu Montigni befand, hatte er sie in einem Sonnet geschildert. Als dasselbe dem Mylord Eliban vorgelesen wurde, der sie nicht kannte, sagte er, es müßte dieser Person in demselben nothwendig geschmeltelt worden seyn. Als er sie aber hernach kennen lernte, so warf er dem Verfasser vor, daß er noch nicht genug gesagt hätte.

men, mir die bittersten Anzüglichkeiten zu sagen; ich habe es nicht für nöthig gehalten, darauf zu antworten, erstens aus Verachtung, zweytens weil diejenigen, die die Sache verstehen, wissen, daß ich nicht Verfasser von diesem Werke bin, (*) so daß dieser ganze Kunstgriff auf den Verläumder zurückfällt. Ich kenne die gegenwärtige Luft in dem Richterstuhle zu Paris nicht, aber wenn diese Blätter einen Eindruck auf jemand machen können, das ist, wenn jemand hat glauben können, daß ich der Verfasser von dem Werke sey, welches sicher kein Katholike gemacht haben kann, würde es da wohl thunlich seyn, eine kleine und ganz kurze Antwort cum aliquo grano salis darauf zu geben? Wenn es nicht schlechterdings nothwendig ist, so stehe ich davon ab, indem es mir bis auf den Tod zuwider ist, noch ferner Gelegenheit zu geben, daß man von mir rede. Ich möchte aber auch wissen, ob dieses einigen Zusammenhang mit der Sorbonne hat. Ich weiß hier ganz und gar nichts von alle dem, und diese Unwissenheit ist mir sehr angenehm. Doch alles dieses bleibt unter uns, und ohne daß es scheint, als hätte ich Ihnen etwas davon geschrieben; mein Grundsatz ist jederzeit gewesen, mich niemahls mit verächtlichen Leuten einzulassen. Da ich mich wohl dabey befunden, als ich dem, was Sie wollten, folgte, da Sie mich nämlich nöthigten, mich zu vertheidigen, (**) so will

(*) Der Verfasser dieser Schrift war der Herr de la Beaumelle.

(**) Er war es, der durch sein starkes Zureden ihm wider seinen Willen die einzige Antwort abnöthigte, die er unter dem Titel: Vertheidigung des Geistes der Gesetze, den herausgekommenen Beurtheilungen entgegen setzte, welche das Publicum mit so vielem Beyfalle aufgenommen hat.

ich nichts eher unternehmen, als bis ich Ihre Antwort habe. Huart will eine neue Ausgabe von den persischen Briefen besorgen, aber es gibt einige Juvenilia (*) darin, die ich noch ein Mal durchsehen möchte; obgleich ein Türk, als ein Türk, und nicht als ein Christ sehen, denken und reden muß, und hierauf geben viele Leute nicht Achtung, wenn sie die persischen Briefe lesen.

Ich sehe, daß der arme Clemens V. in Vergessenheit gerathen wird, und daß Sie die Thaten Philipps des Schönen, um der Angelegenheiten unsers Jahrhunderts willen verlassen wollen. Die Geschichte meines Landes wird dabey eben so viel verlieren, als die Republik der Gelehrten, aber die politische Welt wird dabey gewinnen; unterlassen Sie ja nicht, mir von Wien aus zu schreiben, und vergessen Sie nicht, mir auch die fernere Freundschaft ihres Bruders zu erhalten; dieß ist einer von denjenigen Soldaten, (**) die ich als bestimmt ansehe, die größten Dinge auszuführen. Leben Sie wohl mein lieber Freund, ich umarme Sie von ganzem Herzen.

(*) Er hat zu einigen Freunden gesagt, daß, wenn er diese Briefe jetzt herausgeben sollte, er einige weglassen würde, in welchen das Feuer der Jugend ihn zu weit geführt hätte; daß er, von seinem Vater gezwungen, den ganzen Tag bey dem Coder zuzubringen, des Abends so vergnügt gewesen, daß er sogleich einen persischen Brief verfertigt, der ihm denn ohne Mühe aus seiner Feder geflossen.

(**) Er war damals Generalmajor in österreichischen Diensten; er wurde in dem letzten Kriege zum Generalquartiermeister der Armee in Böhmen erwählt; und hatte in dieser Würde an dem Siege zu Plantan Theil; die Ehre, die er sich durch die merkwürdige Vertheidigung von Dresden und Schweidnitz erworben hat, beweiset, daß der Herr von Montesquieu sich auf die Menschen verstand. Er starb am

XLIV. Brief.

An eben denselben zu Wien.

Paris, den 5. März, 1753.

Ich habe, mein lieber Graf, Ihren Brief aus Wien vom 28. Dezember erhalten. Es ist mir leid, diejenigen verloren zu haben, die mich der Ehre Ihrer Freundschaft würdigten. Es ist mir nur noch der Fürst von Lichtenstein übrig, und ich bitte Sie, mich ihm zu empfehlen. Ich habe Proben der Freundschaft von dem Herrn Duval, Bibliothekar (*) des Kaisers erhalten,

Schlagflusse zu Königsberg, wo er als Kriegsgefangener war, in der Würde eines General en Chef der Infanterie und Großkreuzes von dem Marie Theresien Orden. Die Kaiserinn beehrte den Verlust dieses Generals, dem auch selbst der Feind während seiner Gefangenschaft und bey seinem Tode die größte Ehre erwies, mit dem deutlichsten Kummer. Und diesen Tod hätte er vielleicht vermeiden können, wenn die rühmlichen Ehrenbezeugungen, die der König von Preußen seiner Tapferkeit, nach der Belagerung von Schweidnitz erwies, mit der Erlaubniß verbunden gewesen wären, ins Bad zu geben, wie solches in dem Vergleich, den er bey der Übergabe des Places mit dem feindlichen Generale gemacht hatte, ausdrücklich bedungen war.

(*) Nämlich von seiner Privatbibliothek; ein Mann, der um so schätzbarer ist, weil er, in einem Stande, der weit von den Wissenschaften entfernt ist, geboren, sich dennoch ohne Unterstützung, bloß durch die Stärke seiner natürlichen Gesesgaben, empor gearbeitet hatte.

der seinem Vaterlande Lothringen viel Ehre macht. Empfehlen Sie mich gleichfalls dem Hrn. Baron van Swieten; ich bin ein wahrer Bewunderer dieses berühmten Aesculaps. (*) Ich habe gestern den Herrn und die Frau von Senectere besucht; Sie wissen, daß ich jetzt nur noch die Väter und die Mütter in den Familien besuche; wir redeten sehr viel von Ihnen, sie lieben Sie sehr. Ich habe mit . . . (**) Bekanntschaft ge-

(*) Er wußte, daß die Buchhändler zu Wien ihm die Freiheit zu danken hätten, daß sie den Geist der Censur verkaufen durften, welches Werk die vorübergehende Censur der Jesuiten einzuführen verhinderte; denn der Herr Baron van Swieten war nicht nur Aesculap, erster Leibarzt, sondern er ist, auch Apoll, der bey den Österreichischen Musen den Vorsth hat, so wohl vermöge seiner Bedienung als kaiserlicher Bibliothekar, die durch eine besondere Gewohnheit an diesem Hofe mit dem Range des ersten Leibarztes verbunden ist, als durch das Amt eines Präsidenten der Censur der Bücher und Wissenschaften des Landes, so, daß er auch zu gleicher Zeit der Arzt des Verstandes seyn könnte, wie er der Arzt des Körpers ist, wenn nur der Despotismus auf dem Par-nas nicht allzu schrecklich für die Musen wäre, und wenn nicht die Strenge gegen den Unterschleif gefährlicher Bücher, wenn sie allzu sorgfältig ist, denselben nur sinnreicher machte, so wie sie uns auch manchemahl diejenigen raubt, die bey verschiedenen Gewerben einen nicht geringen Nutzen haben. Dem mag nun seyn, wie ihm wolle, so ist ungeachtet der Satyre des Herrn von Voltaire, die man in seinen Gesprächen findet, und die sich gerade auf die Besorgung der bey uns dieses gelehrten Arztes beziehet, ihm dennoch Wien einige nützliche Veränderungen zum Besten der Wissenschaften schuldig, und dieser berühmte Dichter hat es ihm vor allen andern zu danken, daß seine allgemeine Geschichte, aller Versuche ungeachtet, sich dennoch in den Händen aller Einwohner dieses Landes befindet.

(**) Diesen Namen habe ich nicht lesen können, da die Schrift sehr ausgelöscht war.

macht; alles, was ich Ihnen davon sagen kann, ist, daß es ein prächtiger Herr ist, der von seinen Einsichten hoch überzeugt ist; aber er ist doch nicht unser Marquis von S. Germain, auch ist er kein piemontesischer Gesandter. (*) Viele von diesen diplomatischen Köpfen eilen zu sehr, uns zu verurtheilen; sie sollten uns ein bißchen besser studieren. Ich bin sehr begierig, die Nachrichten zu wissen, die gewisse Gesandten über unsre innern Angelegenheiten an ihre Höfe schicken. Ich habe hier erfahren, daß Sie mich der Benennung eines schlechten Bürgers, gerade zur gelegenen Zeit, gerettet haben. Man muß es Ministern, die oft Grundsätze von einer willkürlichen Gewalt eingesogen haben, vergeben, daß sie nicht alle Mal die rechten Begriffe mit gewissen Sachen verbinden, und sinnreiche Sprüche wagen. (**)

Die Sorbonne sucht mich immer anzugreifen; es sind zwey Jahre, daß sie arbeitet, ohne zu wissen, wie man sich dabey verhalten müsse. Wenn sie mich auf das Äusserste treibt, so glaube ich, ich werde sie noch

(*) Er war sehr genau mit dem Marquis von Breil, mit dem Commenhur zu Solar, seinem Bruder, und mit dem Marquis von S. Germain, alle drey Sardische Gesandten, bekannt gewesen; der erste war zu Wien, die beyden andern zu Paris, alle drey aber Männer vom größten Verdienste.

(**) Als die Rede von dem Geist der Gesetze bey der Tafel eines Gesandten, war, sagte seine Excellenz, daß er es als ein Werk eines schlechten Bürgers ansehe. „Montesquieu, ein schlechter Bürger!“ schrie sein Freund; „ich für meine Person, sehe den Geist der Gesetze als das Werk eines guten Unterthanen an; denn man kann seinem Herrn keine größere Probe der Liebe und Treue geben, als wenn man ihn aufklärt und ihn unterrichtet.“

völlig begraben lassen. (*) Es würde mir aber solches gewiß nicht lieb seyn; denn ich liebe den Frieden über alles. Es sind etwa vierzehn Tage, daß mir der Abt Bonardi ein groß Packet geschickt, um es in meinen Brief an Sie mit einzuschließen; da ich weiß, daß nichts darin ist, als altes Geschmiere, welches Sie doch nicht lesen werden, so habe ich Ihnen das viele Postgeld ersparen wollen, und bewahre also den Brief, bis zu Ihrer Zurückkunft, oder bis Sie mir befehlen, ihn Ihnen zu schicken, im Fall er etwas mehr, als Gassenneuigkeiten enthalten sollte. Ich habe mit vielem Vergnügen alles vernommen, was Sie von Ihren Angelegenheiten melden; die verbindlichen Dinge, die Ihnen die Kaiserinn gesagt hat, machen ihrem Verstande Ehre, und die Wirkungen von der guten Gesinnung, die sie Ihnen gezeigt hat, werden ihr noch mehr Ehre machen. Wir lesen hier die Antwort des Königs von England an den König von Preußen, und halten sie für eine Antwort wider welche man nichts einwenden kann. Sie als ein Lehrer des Völkerrechts können diese Frage für sich beurtheilen.

Sie haben sehr wohl gethan, daß Sie durch Lunnville gehen wollen; ich schließe aus der Zufriedenheit, die ich selbst auf dieser Reise gehabt habe, auf das Vergnügen, welches Sie bey der gnädigen Aufnahme des Königs Stanislaus werden empfunden haben. Ich mußte ihm versprechen, noch eine Reise nach Lothringen zu thun. Ich wünschte, daß wir uns auf Ihrer Zurückkehr aus Teutschland daselbst treffen möchten,

(*) Es war ein Werk herausgekommen, unter dem Titel: Das Grab von Sorbonne, welches unter dem Nahmen des Abts von Prade gemacht worden.

die Bitte, die Ihnen der König durch seinen gnädigen Brief gethan hat, wieder dahin zurück zu kommen, muß Sie nöthigen, diesen Weg wieder zu nehmen. Sehen Sie, da sind wir nun schon wieder Mitbrüder im Apoll, (*) und in diesem Range nehmen Sie meine Umarmung an.

XLV. Brief.

An eben denselben zu Wien.

1753.

Ich finde ihre Gründe, mein lieber Graf, warum Sie sich nicht so geschwinde verbindlich machen wollen, sehr triftig; aber ich glaube, daß die Gründe, die man hat, Sie zurück zu halten, noch weit besser sind, und ich hoffe, daß Ihr patriotischer Geist, sich denselben ergeben werde. Ich sehe daraus mit vielem Vergnügen, daß dasjenige vollkommen wahr sey, was man mir von der Sorgfalt sagte, die man auf die Erziehung der Erzherzoge wendet. Es ist nicht genug, sie gelehrten Leuten zu übergeben; sie müssen Leute haben, die erhabene Einsichten besitzen und die Welt kennen, und ich glaube ohne Ihre Bescheidenheit zu beleidigen, daß Sie in dieser Rücksicht gewiß den Vorzug verdienen. Das Studium der Geschichte ist einem Fürsten sehr nothwendig, aber man muß ihn auch die Geschich-

(*) Der König Stanislaus hatte sie in seine Akademie zu Manci aufnehmen lassen.

te, als Philosoph, betrachten lassen, und es ist sehr schwer, daß ein Ordensmann, der gewöhnlicher Weise ein Pedant und seinem Stande nach von Vorurtheilen eingenommen ist, sie ihm in diesem Gesichtspuncte entwickeln könne, besonders wenn die Rede vom kritischen und für das Reich wichtigen Zeitpuncten ist. Wenn man das Amt, daß man Ihnen anbiethet, von diesem Dorne befreyet, so liebe ich das Wohl der Menschen zu sehr, als daß ich Ihnen nicht rathen sollte, alle andere Schwierigkeiten, die sich dem Fortgange dieser Sache widersetzen, zu übersehen. Wenn Sie nur einige Vorsicht anwenden, so wird die Wiener Luft Ihren Augen nicht mehr schaden, als die Luft in Flandern, Sie müßten denn das Bier dem Tockajer Weine vorziehen. Was die Etiquette bey Hofe betrifft, so bin ich versichert, daß man zu gerecht denkt, als daß man einer solchen Kleinigkeit wegen einen nützlichen Mann sollte verlieren wollen. Ich verlasse mich hierin auf die Geistesgröße Marien Theresiens. Sie sehen, daß ich nicht ein Wort von dem künftigen Glücke sage, weil ich weiß, das dieß Sie eben nicht am meisten rühre. Ich bitte Sie, lassen Sie mich Ihre Entschließung, oder die Entscheidung des Hofes wissen, Sie ist mir in Ansehung des letztern eben so wichtig, als in Betrachtung Ihrer.

Fahren Sie aber fort, unabhängig zu seyn, so rathe ich Ihnen zu der Unternehmung von der Sie Meldung thun. Ein Canonicus muß weit besser, als ein Weltlicher, im Stande seyn, von dem Geiste der Kirchengesetze zu handeln. Ihr Plan würde sehr gut seyn, aber ich finde die Ruhe noch besser, und überlasse dieses Feld des Ruhms Ihrem unermüdeten Eifer. Leben Sie wohl.

XLVI. Brief.

An eben denselben zu Verona.

La Brede, den 28. Sept. 1753.

Mein lieber Freund,

Ihre Titel vermehren sich so, daß ich sie nicht mehr behalten kann. Wir wollen es versuchen. . . . Graf von Clavieres, Canonicus zu Tournay, Ritter eines kaiserlichen Kreuzes, (*) Mitglied der Akademie der Aufschriften, Mitglied der Societäten zu London und Berlin, und so vieler andern, bis auf die zu Bourdeaux. Sie verdienen auch alle diese, und noch viele andre Ehrenbezeugungen mehr.

Es ist mir sehr angenehm, daß Sie in der Unterhandlung für Ihr Kapitel (**) glücklich gewesen sind.

(*) Die Kaiserinn hatte dem Domkapitel zu Tournay ein Unterscheidungskreuz erlaubt, in welchem sich der kaiserliche Adler mit der Chiffer des Namens Maria Theresia befand. Dieses Kapitel ist das älteste in den Niederlanden und das einzige, in welchem bey der Aufnahme die Abzinnenprobe erfordert wird.

(**) Kraft einer Bulle Martins V. soll dieses Kapitel, wie viele andere in Teutschland, aus zwey Classen von Canonicis, nämlich Edlen und Graduirten bestehen. Eigennützigte Leute suchten oft, um diesen Körper in ihrer Abhängigkeit zu erhalten, diese Einrichtung übern Haufen zu werfen, und zu Begünstigung ihrer Absichten ihre eignen Creaturen hinein zu bringen. Um den Folgen der Veranz

Es ist ein Glück für dasselbe, Sie zu besitzen, und es thut besser, daß es Sie an den Hof seiner Angelegenheiten wegen abschickt, als daß es Sie zum Singen und Trinken zurück behalte; denn ich bin versichert, daß Sie Angelegenheiten sehr gut besorgen, aber sehr schlecht singen, und wenig trinken können. Es ist mir leid, daß die Sache, welche Sie persönlich anging, fehl geschlagen ist; Sie sind nicht der einzige, der dabey verloren hat; Sie haben aber noch Ihre Freyheit übrig, welche nichts kleines ist; allein die Etiquette wird sich für den Vortheil, dessen sie sich beraubt hat, so leicht nicht schadlos halten können; ob ich gleich muthmaße, daß es wohl noch andre Ursachen, als bloße Etiquette seyn mögen, indem das Beyspiel andrer Höfe über diese hätte siegen können. Wenn gewisse Leute Wurzel gefaßt haben, so wissen sie gewiß auch Mittel zu finden, um aufgeklärte Leute zu entfernen; überdieß sind Sie kein schöner Geist aus dem Lütticherlande oder aus Luxemburg. Ich behalte mir darüber meine Gedanken vor.

derungen, die wider den Sinn der Einrichtung gemacht wurden, zu entgehen, so schickte dieses Kapitel einen Abgeordneten, um ein Diplom von der Kaiserinn zu erhalten, daß diesem Mißbrauche Einhalt thue, und theils die Zahl der Abnen festsetze, die man bey der Aufnahme in die Classe der Adeltigen darthun solle, theils auch vorschreibe, daß die Licentiaten und Doctores nicht bloß ein Diplom von diesen Graden, welches man oft kauft, haben, und nicht eher dafür angesehen werden sollen, als bis sie ihre Studien ordentlich 5 Jahre auf der Universität zu Löwen fortgesetzt haben. Diese Einrichtung war eben so nützlich, die Studien auf dieser Universität anzufeuern, als zuträglich für das Kapitel, das schon die heilsamen Wirkungen durch die Anzahl guter Subjecte empfunden, die seitdem alle Tage zunimmt.

Ihr Brief ist mir zu la Brede, wo ich mich jetzt befinde, eingehändigt worden. Ich gehe vom Morgen bis auf den Abend, als ein wahrhafter Landmann, spazieren, und veranstalte hier Sachen, die von aussen sehr schön sind.

Endlich sind Sie doch einmahl nach dem schönen Italien abgereiset. Ich hoffe, die Gallerie zu Florenz werde Sie wohl lange Zeit zurück halten. Aber auch ohne diese Gallerien war diese Stadt zu meiner Zeit ein sehr angenehmer Aufenthalt; es war für mich ein sehr angenehmer Anblick, den ersten Minister des Großherzogs auf einem kleinen hölzernen Stuhle in einen Casquin und einem kleinen Strohhute vor seiner Thüre sitzen zu sehen. Glückliches Land! rief ich aus, wo der Premierminister in einer so grossen Einfalt und in einer solchen Musse lebt. Sie werden die Frau Marquisin Ferroni und den Abt Niccolini sprechen, sagen Sie ihnen viel von mir. Umarmen Sie an statt meiner den Herrn Cerati zu Pisa, und zu Turin werden Sie mein Herr, unsern Groß-Prior, und die Herren Marqu. von Breil und S. Germain kennen lernen. Machen Sie auch bey Gelegenheit meine Aufwartung bey Seiner Königlichen Hoheit; und wenn Sie an den Grafen von Cobenzel nach Brüssel schreiben, so bitte ich Sie, ihm meinerwegen zu danken und ihm zu sagen, wie rühmlich mir das Urtheil sey, das er von mir fället. Wenn es einmahl solche Minister, wie er ist, geben wird, so wird man hoffen können, daß der Geschmack an den Wissenschaften in den österreichischen Staaten wieder aufleben werde, und dann werden Sie nichts mehr von diesen irrigen und un-

geschickten (*) Vorschlägen, die Sie so geärgert haben, hören dürfen.

Ich glaube wohl, daß ich bey Ihrer Ankunft zu Paris seyn werde. Ich will an die Frau Herzoginn von Aiguillon schreiben, wie empfindlich es Ihnen wäre, von ihr vergessen zu seyn; aber, mein lieber Abt, die Damen erinnern sich nicht aller Ritter; es müssen Paladins seyn. Übrigens wünschte ich, Sie bey Ihrer Zurückkunft von Rom acht Tage in la Brede zu sehen; wir wollen uns dann von dem schönen Italien und dem tapfern Teutschlande unterhalten.

Sehen Sie einmahl Voltairen, der fast nicht weiß, wo er sein Haupt (**) hinlegen soll: Ut eadem tellus, quae modo Victori defuerat, deesset ad sepulturam. Der gute Kopf gilt doch immer mehr, als ein witziger Schöngeist.

Was den Herzog von Nivernois anbetrifft, so haben Sie die Güte, mich ihm zu empfehlen, wenn Sie ihn zu Rom sehen, ich glaube nicht, daß Sie einen besondern Brief von mir an ihn nöthig haben.

(*) Dieser Freund hatte ihm gemeldet, daß ihn zwey Behauptungen sehr geärgert hätten, die er hatte anhören müssen. Die erste war, daß bey Gelegenheit eines Werks, das er hatte drucken lassen, ein vornehmer Herr zu ihm sagte, es schicke sich nicht für einen Mann vom Stande ein Schriftsteller zu werden. Die andre war von einem Officier vom ersten Range, der seinem Bruder bey Gelegenheit des beständigen Lesens der Bücher, die zu seinem Meister gehörten, sagte: Die Bücher dienen oft wenig zum Arzte, ich habe dergleichen niemahls gelesen, und bin dem ungeachtet zum ersten Range gekommen.

(**) Dieses bezieht sich auf seine Abreise von Berlin, und auf seine verdrüßliche Begebenheit zu Frankfurt.

Sie sind sein Mitbruder in der Akademie, und er kennt Sie; indessen wenn Sie es für nöthig halten, so melden Sie mir es nur. Leben Sie wohl.

XLVII. Brief.

An eben denselben.

Paris, den 26. Decemb. 1753.

Ich bin gestern gegen Abend zu Bourdeaux angekommen, ich habe noch Niemanden gesehen, denn ich bin mehr genöthiget Ihnen zu schreiben, als sonst jemanden zu sehen. Ich will Huart (*) besuchen, und wenn er Ihre Befehle noch nicht vollzogen hat, so will ich ihn dazu nöthigen; indessen haben Sie doch mehr Ansehen bey ihm, als ich; ich gebe ihm nichts, als Worte, und Sie geben ihm Geld.

Ich bin sehr stolz darauf, daß der Herr Auditeur Bertolini mein Buch für gut genug gehalten, es zu verbessern, und daß ihm meine Grundsätze gefallen haben. Ich werde Sie zu seiner Zeit bitten, mir ein Exemplar von dem Werke des Herrn Bertolini zu besorgen; seine Vorrede ist sehr gut, alles, was er sagt, ist gerecht, ausgenommen seine Lobeserhebungen. Tausend angenehme Dinge von mir an den Herrn Abt Niccolini. Ich hoffe, mein lieber Abt,

(*) Verleger seiner Werke zu Paris.

daß Sie uns diesen Winter besuchen, und die italienischen und teutschen Titel mit den Französischen verbinden werden. Wenn Sie durch Turin gehen, so wissen Sie ja, welche vornehmen Freunde ich daselbst habe; ich umarme Sie von ganzem Herzen.

XLVIII. Brief.

An eben denselben zu Neapel.

Paris, den 9. April 1754.

Ich bin seit etlichen Tagen zu Paris, mein lieber Graf. Unser Buchhändler Huart geht so eben von mir weg, er hat mir sehr gute Gründe angegeben, die ihn veranlassen haben, Sie in Hitze zu bringen, aber Sie sollen ehestens Ihre Rechnung und Ihren Aufsatz haben.

Sie haben einen vollen Kasten schöner Blüten der Gelehrsamkeit, die Sie mit beyden Händen in den Ländern, die Sie durchreisen, austreuen. Es ist ein Glück für Sie, daß Sie mit Ehren vor dem Papste (*) erschienen sind; das ist der Papst der Gelehr-

(*) Benedict XIV. der ihn in die Akademie der römischen Geschichte hatte aufnehmen lassen; er hatte in Gegenwart Seiner Heiligkeit, der ordentlichen Weise den Versammlungen, die er in dem Pallaste seiner Residenz halten ließ, bewohnete, eine Abhandlung über den Prätor Peregrinus der Römer vorgelesen; diese Abhandlung wurde zu Rom

ten ; nun aber können die Gelehrten nichts bessers thun , als daß sie eben den zu ihrem Haupte wählen , welcher das Haupt der Kirche ist. Die Anerbiethungen , die er Ihnen gemacht , würden für jeden andern , nur für Sie nicht , verführerisch sehn , aber Sie lassen sich selbst nicht einmahl durch den Schein des Glückes versuchen , und hegen die Gefinnungen eines Mannes , der sein Glück schon gemacht hat. Die schönen Sachen , die Sie mir von dem Grafen von Firmian (*) sagen , sind eben nicht neu für mich ; es ist Ihre Schuldigkeit , mir seine Bekanntschaft zu verschaffen , und es gebühret Ihnen , daran zu arbeiten ; denn sonst würden Sie sehr übel gethan haben , mir so viel Rühmliches von ihm zu sagen. Ich erinnere mich nicht , den P. Contucci (**) zu Rom gekannt zu haben. Der einzige Jesuite , den ich sahe , war der P. Vitri , der oft bey dem Cardinale von Polignae speisete ; es war ein sehr wichtiger Mann , (***) der alte Münzen und Glaubensartikel machte.

gedruckt , und stehet in der Sammlung der Akademie zu Cortone Theil 7.

(*) Damals kaiserlicher Minister zu Neapel , und jetzt bevollmächtigter Staatsminister in der Lombardey zu Mailand , ein Verehrer der Werke des Herrn von Montesquieu , und Freund der Gelehrten in allen Ländern.

(**) Bibliothekar des römischen Collegiums , und Aufseher über das Cabinet der Alterthümer , welches der P. Kircher diesem Collegium hinterlassen hatte.

(***) Dieser Jesuite hatte zu Rom vielen Antheil an den Angelegenheiten der Constitution Unigenitus , und formte Münzen ab. Man wußte seinen Entwurf von einem neuen St. Augustin , um ihn dem Augustin des Jansenius entgegen zu stellen ; seine Grundsätze darüber waren so beschaffen , daß die seltsamen Sätze des P. Harduins dadurch verschönert und der Pelagianismus in seinem ganzen Umfange erneuert werden mußte.

Ich habe das Recht zu erwarten; mein lieber Abt, daß Sie mir bald einen Brief aus dem Herkulanum schreiben werden, in welchem ich Sie schon alle unterirdische Gänge durchlaufen sehe. Man hat uns schon vieles davon geschrieben; was aber Sie mir davon sagen werden, will ich, als Erzählungen eines glaubwürdigen Mannes annehmen. Fürchten Sie sich nicht, daß Sie mich durch umständliche Erzählungen abschrecken werden.

Ich bin wegen der Beschwerden der Maltheser die man unbarmherzig behandelt (*) mit Ihnen einerley Meinung; indessen ist es doch vielleicht der ansehnliche Orden, den es in der ganzen Welt gibt, und der am meisten dazu beiträgt Ehrliche und Tapferkeit bey allen Nationen, wo er ausgebreitet ist, zu erhalten. Sie sind sehr kühn, daß Sie Ihren ehrwürdigen Capuziner an mich adressiren; fürchten Sie sich denn nicht, ich möchte ihm den persischen Brief gegen die Capuziner zu lesen geben?

Ich werde im Monathe August zu la Brede seyn. Orus, quando ego te aspiciam! Ich bin nicht mehr für dieß Land gemacht, oder ich muß gar aufhören ein Bürger zu seyn. Sie sollten wohl durch das südliche Frankreich zurück kommen; Sie werden daselbst Ihr altes Laboratorium noch finden, und mir neue Ideen über meine Gehölze und Wiesen geben können. Der große Umfang meiner Ländereyen (**) gibt Ihnen Ge-

(*) Es war damals ein Streit zwischen dem Hofe zu Neapel und dem Orden zu Malta wegen der Rechte der Sicilianischen Monarchie entstanden, die man auch auf diese Insel ausdehnen wollte.

(**) Er gewann einen Proceß wider die Stadt Bourdeaux, der ihm 1100 Ruthen unbebauten Landes eintrug, wo er

legenheit genug, Ihren Eifer für den Ackerbau zu üben; überdieß, hoffe ich, haben Sie nicht vergessen, daß Sie der Eigenthümer von 100 Ruthen dieser Ländereyen sind, wo Sie pflügen, pflanzen, und säen können, so viel Sie wollen. Leben Sie wohl, ich umarme Sie von ganzem Herzen.

XLXI. Brief.

An eben denselben.

La Brede, den 3. November, 1754.

Mein lieber Abt,

Sie werden den Brief erhalten haben, den ich an Sie nach Neapel geschrieben, so wie auch den andern, den ich seitdem nach Rom adressirt habe. Ich weiß nicht mehr, an welchem Orte der Erde Sie sind, aber da einer von Ihren Briefen vom 13. August 1754 von Bologna datirt ist, und mir Ihre nahe Zurückkunft nach Paris ankündigt, so richte ich

Holzungen und Mayereyen anlegte; außerdem war der Ackerbau seine vornehmste Beschäftigung, wenn er Zeit hatte. Er hatte seinem Grunde ein Geschenk von 100 Ruthen dieses unbebauten Landes gemacht, damit er seine Entwürfe vom Ackerbaue frey ausüben könnte, aber seine Abreise und die auswärtigen Bedienungen haben gemacht, daß dieses Land unangebaut blieb.

diesen nach Turin an Ihren Freund, den Marquis von Barol.

Zuerst danke ich Ihnen für Ihr Andenken wegen des Weins von Roche Maurin, und versichere Sie, daß ich den Auftrag des Mylord Pembroke mit der größten Aufmerksamkeit besorgen will. Ich habe meinen Freunden, und vor Ihnen, der Sie mehr, als zehn andere gelten, die Achtung zu danken, in welcher mein Wein seit drey oder vier Jahren in Europa steht. Was das Geld anbetrifft, so ist dieß eine Sache, deren ich, Gott sey Dank, niemahls so sehr benöthiget gewesen bin. Sie sagen mir gar nichts, ob Mylord Pembroke, der mit Ihnen von meinem Weine sprach, sich noch an meine Person erinnere, ich habe ihn vor ungefähr zwey Jahren, voll Achtung und Bewunderung seiner guten Eigenschaften, verlassen; Sie erzählen mir nichts von dem Herrn von Cloire, der bey ihm war, und ein Mann von großen Verdiensten ist, den ich sehr gerne wiedersehen möchte. Ich wünschte, daß Ihre Umstände Ihnen erlaubten, von Turin nach Bourdeaux zu gehen. Da Sie alles sehen, warum wollen Sie denn nicht auch einmahl Ihre Freunde zu la Brede besuchen? Alles ist bereit, Sie mit Freunden aufzunehmen. Aber vielleicht sehe ich Sie in Paris, und da dürfen Sie kein ander Quartier nehmen, als bey mir, um so viel mehr, da die Frau von Boyer, Ihre alte Wirthinn, gestorben ist; so bald ich Ihre Ankunft erfahren werde, will ich meine Abreise beschleunigen.

Das, was der Papst von dem Briefe (*) Lud-

(*) Seine Heiligkeit hatte ihm gesagt, er habe unter seltenen Händen einen Brief, in welchem dieser Monarch

wigs XIV. an Clemens XI. gesagt hat, ist eine sehr artige Anekdote. Der Beichtvater fand ohne Zweifel eben so viele Schwierigkeit, den König dahin zu bringen, daß er versprach, die vier Sätze der Geistlichkeit zurück nehmen zu lassen, als er fand, ihn zu dem Versprechen zu bewegen, daß seine Bulle ohne Widerrede angenommen werden sollte; aber die Könige können nicht alles halten, was sie versprechen, weil sie zuweilen auf Treu und Glauben derjenigen versprochen, welche ihnen nur von ihrem Eigennutze geleitet, rathen. Leben Sie wohl, mein lieber Graf, ich grüße und umarme Sie tausendmahl.

L. B r i e f.

An den Herrn Cerati.

Bourbeaur, den 1. December 1754.

Ich mache damit den Anfang, daß ich Sie von ganzem Herzen umarme. Ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn de la Condamine, Mitglied der Akademie der

Clemens XI. versprach, seine Geistlichkeit von der Berathschlagung über die vier Sätze der Französischen Geistlichkeit von 1682 abzubringen; dieser Brief habe ihm so sehr am Herzen gelegen, daß er, um ihn aus den Händen des Cardinal Kämmerling Annibal Albani, der wegen der Auslieferung Schwierigkeit machte, zu bekommen, genöthiget war, ihm nicht ohne einige Gewissenszweifel, wie er sagte, gewisse Dispensationen zu bewilligen, die der Cardinal verlangte.

Wissenschaften zu Paris vorzustellen. Sie kennen seinen Ruhm, aber es ist besser, daß Sie seine Person kennen, und ich stelle Ihnen denselben dar, weil Sie für mich ganz Italien sind. Erinnern Sie sich, ich bitte Sie sehr, desjenigen Freundes, der Sie liebet, Sie ehret, und Sie höher schätzet, als jemand in der Welt.

LI. Brief.

An den Abt Marquis Niccolini.

Bourbeaug, den 1. December 1754.

Erlauben Sie, mein lieber Abt, daß ich im Vertrauen auf Ihre Freundschaft Ihnen den Herrn de la Condamine empfehle. Ich will Ihnen nichts sagen, als daß er einer von meinen Freunden ist; sein großer Ruhm wird Ihnen etwas anders, und seine Gegenwart das übrige sagen. Mein lieber Abt, ich liebe Sie bis an den Tod.

LII. Brief.

An den Abt Grafen von Guasco.

La Brede, den 2. December 1754.

Seyn Sie sehr willkommen, mein lieber Graf; ich zweifle nicht, daß meine Haushälterinn Ihr Bette werde haben wärmen lassen. Da Sie nothwendig müde seyn mußten, weil Sie Tag und Nacht auf der Post zugebracht, und zu Fontainebleau herum gestrichen waren, so hatten Sie diese kleine Sorgfalt zu Ihrer Erholung wohl nöthig. Sie sollen nicht eher aus meinem Zimmer und auch nicht aus Paris kommen, als bis ich ankomme; Sie mußten denn bloß um deswillen nach Paris gekommen seyn, um mir zu sagen, daß ich Sie nicht sehen werde. Ich sehe, daß Sie nach Flandern gehen. Ich wünschte nur, daß Sie auch außer unserer Freundschaft Ursache genug hätten, bey uns zu bleiben, aber ich merke wohl, daß unsere Prälaten bald keine andern als Doyenarts (*) zu Mit-

(*) Peter Doyenart war Bedienter bey dem Sohne des Herrn von Montesquieu, als er sich auf dem Collegio Ludwigs des Großen befand. Weil er ein wenig Latein gelernet hatte, so glaubte er, er sey zum geistlichen Stande berufen, und erhielt durch Vorbitte einer Dame von dem Herrn Bischöfe von Bayonne, unter dessen Diöcese er gehörte, die Erlaubniß, die geistliche Kleidung zu tragen. Da er Prie-

arbeitern werden haben müssen. Hätten Sie wohl geglaubt, daß dieser in einen fanatischen Priester verwandelte Bediente bey allen Gesinnungen seines ersten Standes eine Würde in einem Kapitel erhalten sollte? Ich werde Ihnen viele Dinge zu sagen haben, wenn ich Sie, wie ich hoffe, zu Paris treffe; oder könnten Sie wohl einen Freund täuschen, der seinen Heerd verläßt, um zu Ihnen zu kommen, sobald er weiß, wo er Sie finden soll.

Es ist mir sehr angenehm, daß Seine königliche Hoheit, der Herzog von Savoyen, die Zuneigung Ihrer Italiänischen Übersetzung so gnädig aufgenommen habe; wie es denn sehr schmeichelhaft für mich ist, daß mein Werk in Italien mit so glücklichen Vorbedeutungen erscheint. Ich habe diese Übersetzung ge-

ster geworden war, und eine Pfründe in der Kirche zu Bayonne bekommen hatte, so kam er nach Paris, um sich des Herrn von Montesquieu Schutz bey dem Herrn Grafen von Maurepas auszubitten, damit er eine bessere Pfründe, die eben leer war, erblelte; er bath ihn deswegen, eine Bittschrift an den Minister mitzunehmen. Sie fing sich mit den Worten an: „Peter Doyenart, Priester der Diöcese von Bayonne, der zuvor von dem verstorbenen Bischöfe gebraucht war, die Verschwörungen der Jansenisten zu entdecken, dieser Treulosen, die weder einen Papst, noch König erkennen ic.“ Nachdem der Herr von Montesquieu dies gelesen hatte, machte er die Bittschrift wieder zu, übergab sie dem Supplicanten, und sagte zu ihm: „Geben Sie, mein Herr, und überreichen Sie die Bittschrift selbst, sie wird Ihnen Ehre machen und mehr Wirkung thun; aber zuvor gehen sie doch in meine Küche, um mit meinem Bedienten zu essen.“ Dies vergaß Herr Doyenart bey den häufigen Besuchen niemahls, die er bey seinem alten Herrn abstattete. Er gelangte einige Zeit drauf zur Schatzmeisterstelle in einem Kapitel einer Cathedrale in Bretagne.

lesen, und habe allenthalben meine Gedanken deutlich und getreu ausgedrückt gefunden. Ihre Zueignungsschrift ist sehr gut, aber ich bin nicht stark genug, um in der Italiänischen Sprache, über die Schönheit des Ausdrucks urtheilen zu können.

Ich finde den Entwurf und den Plan zu Ihrer Abhandlung über die Statuen (*) wichtig und schön, und bin sehr begierig sie zu sehen. Leben Sie wohl.

LIII. Brief.

An eben denselben.

La Brede, den 15. December 1754.

In der Ungewißheit, daß Sie mich vielleicht erwarten, muß ich Ihnen noch einen Brief vor meiner Abreise schreiben. Sie sind Canonicus zu Tournay, und ich, ich baue Wiesen zu la Brede. Ich hätte funfzig

(*) Dieses Werk, das damahls nur angefangen war, wurde fortgesetzt, aber die Unpäßlichkeit des Verfassers hat ihn einige Jahre verhindert, die letzte Hand daran zu legen. Indessen höre ich, daß er es zu Ende gebracht habe, und daß es nur noch dürfe abgeschrieben werden, damit man es dem Drucke übergeben könne. Einige Kapitel, die von verschiedenen Gelehrten gelesen worden, machen, daß man gut davon urtheilet, und wünschet, das Werk gang zu haben. Man sagt, es fände sich darin eben so viel Weltweisheit, als Gelehrsamkeit.

Pfund Kleeörner aus Flandern nöthig, die man mir über Dünkirchen nach Bourdeaux schicken könnte. Geben Sie doch, ich bitte Sie recht sehr darum, einem von Ihren Freunden zu Tournay den Auftrag, mir dieses zu besorgen, und ich will Sie, als Edelmann, oder besser zu sagen, als Kaufmann bezahlen; kommen Sie dann nach la Brede, so sollen Sie Ihren Klee in seiner Größe sehen; bedenken Sie, daß meine Wiesen Ihre Schöpfung sind; es sind Kinder, denen Sie jetzt die Erziehung nicht versagen dürfen. Ich glaube, Sie werden unsere Freunde gesehen, und ihnen etwas von mir gesagt haben. Ich will Sie gewiß bald besuchen, aber dieß muß Sie nicht verhindern, die Geschichte des Prätendenten der Jungfer Betty (*) zu erzählen, sie wird desto sorgfältiger bedienen. Ich will Ihnen in einem besondern Briefe den Tag meiner Ankunft melden, den ich noch nicht weiß, und wenn ich Ihnen nicht schreibe, und vor Ihnen erschiene, ohne Sie davon benachrichtiget zu haben, so werden Sie Ihren Pelz, Ihr Brevier und Ihre Münzen wohl in das Zimmer meines Sohnes schaffen können. Sollten Sie die Frau Dupre zu St. Maur zu sehen bekommen, so fragen Sie sie doch, ob sie einen Brief von mir erhalten hat. Versichern Sie sie, ich bitte Sie sehr, meiner Ehrfurcht, wie auch den Herrn von Trudaine, unsern ehrwürdigen Freund, Herr Abt, noch einmahl, warten Sie auf mich.

Weil Sie wollen, daß ich an den Herrn Ber-

(*) Eine Irrländerin, seine Haushälterin zu Paris, die sehr für den Prätendenten eingenommen war.

tolini schreiben soll, so addressire ich den Brief an Sie, um ihm denselben zuzustellen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

LIV. Brief.

An den Herrn Bertolini zu Florenz.

Mein Herr,

Ich habe die beyden Stücke von Ihrer Vorrede (*) gelesen, und ergreife die Feder, um Ihnen zu sagen, daß ich davon ganz bezaubert sey, wenn ich es auch nicht ohne Eigenliebe angesehen habe, weil ich darin so gepuzt bin, wie an einem Festtage, so glaube ich doch nicht, daß ich darin hätte so viele Schönheiten finden können, wenn sie nicht wirklich darin wären. Es ist eine Stelle darin, die ich Sie recht sehr bitte wegzulassen; es ist der Artikel, der die Engländer betrifft, und wo Sie sagen, ich hätte die Schönheit ihrer Regierung besser entwickelt, als

(*) Diese weise Magistratsperson zu Florenz hat ein Werk verfertigt, in welchem er beweiset, daß die Grundsätze in dem Geiste der Gesetze die Grundsätze der besten Schriftsteller des Alterthums sind. Dieses Werk ist noch nicht gedruckt, und die Republik der Gelehrten kann es mit Recht von ihm verlangen. Die vorläufige Abhandlung ist jetzt wirklich unter der Presse, und ich glaube, daß das Publicum mir davon Nachricht gegeben habe.

ihre eignen Schriftsteller. Wenn die Engländer, die ihre Bücher besser kennen, als wir, dieß finden werden, so kann man versichert seyn, sie werden die Großmuth haben, es zu sagen, wir wollen also diese Sache ihnen überlassen. Ich kann mich nicht enthalten, mein Herr, Ihnen zu sagen, daß ich erstaune, wie ein Fremder unsere Sprache so gut inne haben kann, und ich muß Ihnen nochmahls für meine Vertheidigung danken, die Sie; der mich so gut versteht, gegen Leute unternehmen, die mich so schlecht verstanden haben, daß man wetten könnte, sie hätten mich nicht ein Mahl gelesen. Überdieß wünsche ich mir Glück, daß einige Stellen meines Buchs Ihnen eine Gelegenheit gegeben haben, unsere große Königin zu loben. Ich habe die Ehre, mit der tieffsten Ehrfurcht und Hochachtung zu seyn. 2c.

LV. Brief.

An den Abt Grafen von Guasco.

La Brede, den 8. Dezember 1754.

Mein lieber Freund!

Ich bin über das Verfahren der Geofrin ganz erstaunt; ich vermuthete diesen schlechten Streich nicht von ihr gegen einen Freund den ich schätze, den ich liebe, und dessen Bekanntschaft sie mir zu verdanken hat. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht verhin-

dert habe, ferner zu ihr zu gehen. Wo ist die Gastfreundschaft? Wo ist die Moral? Welches sind denn die gelehrten Leute, die in diesem Hause sicher seyn werden, wenn man daselbst von einem solchen Eigensinne abhängen soll? Sie hat Ihnen nichts vorzuwerfen, ich weiß es gewiß; was sie von Ihnen (*) sagt,

- (*) Da dieser Handel zu der Zeit in ganz Paris erzählt wurde, so wird es nicht undienlich seyn, etwas davon zu sagen. Die Ursachen, die die Frau Geofrin vorgab, warum sie mit diesem Fremden bräche, der von ihrer Gesellschaft gewesen war, waren folgende: 1. Da er ihr einen Auftrag zu einem Auftrage Porcellain gegeben, als er in England war, so habe er ihr den Betrag von seinen Einkünften zu Paris zu drey verschiedenen Mahlen wiederbezahlen lassen, an statt ihr einen Wechselbrief über das Ganze zu schicken. 2. Weil er wider den Ton der guten Gesellschaft gesündigt habe, indem er eines Tages mit ihr in dem Augenblicke, da man sich zu Tische gesetzt, von einer Colffe geredet, die ihn sehr marterte, und nöthige sich wegzubegeben. 3. Weil er allzuvielen Gesellschaften besuchte. 4. Weil sie muthmaßte, er sey ein Eylon von dem Wiener oder Turiner Hofe, weil er mit den fremden Ministern so gut stünde. Aber zu diesen Gründen, die ohne Zweifel wahr waren, haben die Leute noch bösshafter Weise gesagt: 1. Daß, da dieser Fremdling immer mehr und mehr Bekanntschaft in Paris gemacht, und nicht alle Tage zu ihr gekommen, sie sich für beleidigt gehalten. 2. Daß er, da er das Leben des Prinzen von Cantimir verfertigt, und von den Personen geredet, mit denen er in Bekanntschaft stand, sie nicht genannt habe. 3. Daß, da er ihr zu der Bekanntschaft mit dem Herrn Marquis von St. Germain, Sardinischen Gesandten, einem sehr beliebten Manne, den sie gerne bey sich sehen wollte, Hoffnung gemacht, die Sache anders abgelaufen war, weil sich der Gesandte darnach nicht sehnte, und daß dies die Epoche des Kaltsinns gewesen. Dem mag nun seyn, wie ihm wolle, so verursachte doch ein Zank, den sie eines Tages mit ihm anfang, die völlige Trennung; sie suchte sich hierauf auf vielerley Weise zu rechtfertigen, so,

sind nur Poffen, daß es sich nicht der Mühe verlohnet, Ihnen solche wieder zu erzählen. Und was kann Ihnen alles dieses schaden? Sie gibt ja nicht den Ton in Paris an, und es können nur einige kriechende und niedrige Seelen, und einige Schwägerinnen seyn, die ihre Art zu denken nach der ihrigen einrichten. Sie sind in guten Gesellschaften bekannt, Sie haben daselbst Ihre Proben schon seit langer Zeit gemacht; Sie werden allezeit oben bleiben. Besuchen Sie die Herzoginn von Aiguillon, (*) sie denkt nicht wie die andern; besuchen Sie unsere Freunde du Marais, und ich bin versichert, daß Sie, keine Veränderung in Ihrer Art zu denken und in ihren Betragen gegen sie finden werden. Wir werden uns bald sehen, und über diese Sache sprechen; es verlohnt sich nicht der Mühe, daß Sie sich darüber grämen. Nachdem ich alles wohl überlegt habe, kann ich mich nicht entschließen, meinen Roman, Arsaces (**) dem Buchdrucker zu übergeben. Der Triumph der ehelichen Liebe des Orients ist vielleicht zu entfernt von unsern Sitten, als daß ich glau-

daß sie auch den Herrn von Montesquieu wider ihn aufzubringen sich bemühet, aber ihre Freundschaft hielt alle Proben aus.

(*) Ihr Verstand, durch viele schöne Kenntnisse bereichert, ihre erhabene Art zu denken, und ihr höfliches Begegnen, zogen ihr allzeit die beste Gesellschaft in Paris, sowohl, von Gelehrten, als den vornehmsten Fremden zu; dieß war das Haus, in welchem der Herr von Montesquieu sich gewöhnlicher Maßen aufhielt.

(**) Dieser Roman ist nach seinem Tode nicht gedruckt worden, und das Manuscript davon ist in den Händen seines Sobnes, des Herrn Baron von Secondat. Die vernünftige Staatskunst, die darin herrscht, verliert vielleicht ebenso viel durch diese Zurückhaltung, als die eheliche Liebe die den Grund davon ausmacht.

ben sollte, daß er in Frankreich würde gut aufgenommen werden. Ich will Ihnen das Manuscript mitbringen, wir wollen es mit einander durchlesen, und dann will ich es auch einigen guten Freunden zu lesen geben. Was meine Reisebeschreibung anbetrifft, so verspreche ich Ihnen, daß ich sie in Ordnung bringen will, sobald ich nur etwas Zeit haben werde; wir wollen uns zu Paris über die Form (*) vergleichen, die ich ihnen geben will. Es sind noch zu viel Personen am Leben, von denen darin die Rede ist, und um derentwillen ich das Werk nicht bekannt machen darf, und ich gehöre nicht zu denjenigen, die dem Herrn von Fontenelle riethen, den Sack auszuschütten, (**) ehe er sterben würde. Der Druck seiner Komödien hat nichts zu seinem Ruhme beygetragen. Weil Sie zuweilen einen Kenner der Alterthümer abgeben wollen, so sehe ich gar nichts unschickliches darin, wenn Sie Ihrer

(*) Er mußte noch nicht, ob er die Nachrichten von seinen Reisen in Gestalt der Briefe oder als eine bloße Erzählung verfertigen sollte; da ihm aber der Tod zuvor gekommen ist, so sind wir bis jetzt dieses Werks eines philosophischen Reisenden beraubt, der überall deutlich sah, wo andere nur hinbläffen.

(*) Als 1749 der Herr von Fontenelle gerne seine Komödien bekannt machen wollte, so ließ er sie in der Gesellschaft der Frau Tencin vor, um zu wissen, ob er sie bekannt machen könnte. Man hielt sie zu schlecht für ihren Verfasser, und man trug es der Frau Tencin auf, ihm von dem Drucke derselben abzurathen, worin ihr der Herr von Fontenelle auch folgte. Aber da die väterliche Liebe wieder aufwachte, so wollte er gerne die Meinung einer andern Gesellschaft wissen, die ihm denn rieth, den Sack aller seiner Handschriften auszuschütten, und diesem Rathe folgte er. Aber das Publicum war nicht so nachsichtig gegen seine Komödien.

Sammlung den Titel einer Gallerie von politischen Gemälden dieses Jahrhunderts geben; der ich gar kein Kenner der Alterthümer bin, würde dieselbe einer Gallerie von Bildsäulen vorziehen. Sie denken ohne Zweifel, ein solches Werk gehöre nur für das zukünftige Jahrhundert, dem man ohne Gefahr nützlich seyn kann. Denn da, wie Sie bemerken, der Charakter und die persönlichen Eigenschaften der handelnden Personen und der Minister einen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten und politischen Begebenheiten haben, so ist der Eingang in dieses Heiligthum den Ungeweihten gefährlich; leben Sie wohl.

LVI. Brief.

An eben denselben.

Bourdeaux, den 25. Dezember 1754.

76. *Ar. Briefe glückl. händl.*
Was soll ich Ihnen rathen, mein lieber Freund? ich will Sie nicht zur Rache verleiten, aber Sie befinden sich in der Nothwendigkeit der natürlichen Vertheidigung. Ich bin wirklich sehr unzufrieden mit den schlechten Streichen dieser Frau; aber es wundert mich nicht. Wüßten Sie die Streiche, die sie mir selbst mehr als ein Mahl gespielt hat, Sie würden weniger befremdet und auch vielleicht nicht so unwillig seyn. Ihre Redlichkeit ist bekannt; rechtschaffne Leute werden sie Ihnen niemals absprechen; es hat nich

jedermann solche Beweise abgelegt, wie Sie, und Sie haben Ihren Platz in der Akademie nur ihren wiederholten Siegen (*) zu danken; eine einzige wunderliche Frau kann Ihnen doch nicht das alles rauben, was Ihnen verdienstvolle Männer zu Paris und bey anderen Nationen einräumen. Machen Sie keine Grillen, Ihre Beobachtungen über den vorgegebenen Unterschied der Aufnahme sind vielleicht die Wirkung Ihrer Zaghaftigkeit. Sie mögen nun noch zu den unsrigen gehören, oder nicht, so gehören rechtschaffene und gelehrte Männer allen Nationen zu, und alle rechtschaffene Männer von allen Nationen sind Ihre Landesleute. Sie waren uns sehr lieb und angenehm, als wir mit Ihrem Vaterlande Krieg führten; warum sollten wir jetzt gegen Sie den Frieden aufheben? Gehen Sie Ihren Weg fort, Sie kennen uns, und wissen, daß sich oft mehr Unbesonnenheit oder voreiliges Urtheilen, als Bosheit in unsern Handlungen befindet; Sie kennen auch diejenigen, auf die Sie rechnen können; bekümmern Sie sich nicht um eine eigensinnige Frau und niedrige Seelen. Ich verbiethes Ihnen schlechterdings, jetzt nach Tournay zu gehen, um die Frühmetten zu singen, bis ich zu Paris ankomme. Man muß das Herz nicht voll Bitterkeit haben, wenn man Gott loben will. Ich hoffe, diese ganze Sache bey meiner Ankunft in Paris völlig ins Licht zu setzen, und die Quelle dieser Zänkerey zu finden. Sie sind ein Sceptiker, wenn Sie noch an mei-

M 2

(*) Nachdem er 3 Jahre hinter einander den Preis davon getragen hatte, so erhielt er mit einmüthigen Stimmen die Stelle eines von den vier auswärtigen Ehrenmitgliedern, die durch den Tod des Herrn Marquis Cappont, General-Quartiermeister des Papstes, leer geworden war.

ner Reise zweifeln wollen; wir werden uns eher sehen, als Sie glauben. Mein Sohn, (*) der zu Clerac ist, hat böse Augen; wir werden vielleicht alle drey, Sie, ich und er noch blind werden; alsdann wollen wir den Tanz der Blinden (**) zu unserm Troste wieder erneuern. Leben Sie wohl, ich umarme Sie von ganzem Herzen.

(*) Der Herr Baron Seconbat von Montesquieu, der würdige Sohn dieses berühmten Schriftstellers, weicht nach Niederlegung seines Amtes der Weltweisheit und den Wissenschaften, besonders der Geometrie, Physik und Naturgeschichte, wovon das Publicum die einzelnen Stücke, die er in die Wochenblätter einrücken lassen, mit Vergnügen gelesen hat.

(**) Peter Michault, Secretair des Herzogs von Chartrots, Dichter zur Zeit Ludwigs XI., verfertigte ein Gedicht unter dem Titel: Moralisches und Satyrisches Werk. S. die Abhandl. der Akad. der Wissensch. T. IX. in 4. p. 749.

LVII. Brief.

Billet an eben denselben.

Paris, 1755.

Sie waren gestern bey dem Streite mit dem Herrn von Mairan (*) wegen China. Ich besorge, daß ich zu viel Lebhaftigkeit dabey gezeigt habe, und es würde mir sehr leid seyn, wenn ich diesen vortrefflichen Mann beleidigt haben sollte. Wenn Sie heute noch bey dem Herrn Trudaine (**) speisen, so werden Sie ihn vielleicht daselbst antreffen; in dem Falle bitte ich Sie, ihn ein wenig auszuforschen, ob er das, was ich sagte, übel genommen habe, nach dem, was Sie mir davon sagen werden, dann will ich so mit ihm umgehen, daß er von der Achtung überzeugt werden soll, die ich für seine Verdienste und Freundschaft habe.

(*) Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der französischen Akademie, der durch vortreffliche Werke und durch Offenheit und Sanftmuth seines Charakters bekannt ist. Diese zwey Gelehrten waren nicht einerley Meinung über gewisse Puncte, welche die Chineser betrafen, Herr von Mairan, war wegen der Briefe des P. Parantín, eines Jesuiten, sehr für dieselben eingenommen, der Herr von Montesquieu aber mißtraute denselben. Als die Reise des Admiral Anson herauskam, so rief er aus: „Ach, ich habe es allezeit gesagt, daß die Chineser keine so ehrlichen Leute sind, als es mich die erbaulichsten Briefe überreden wollten.“

(**) Staatsrath und Aufseher der Finanzen, der viel mit gelehrten Männern umging, und sich bemühte, die Kunst immermehr in die Höhe zu bringen; er war einer von den vertrauesten Freunden des Herrn von Montesquieu.

LVIII. B r i e f.

An eben denselben zu Tournay.

Paris, im Jänner 1755.

77. *Am*
Brüder
Am
Brüder
 Ich habe nichts verabsäumt, mein lieber Freund, um zu entdecken, woher die Unbesonnenheit gekommen ist, die man auf Ihre Rechnung geschrieben hat; aber ich habe weiter nichts herausbringen können, als daß man es gesagt hat, ohne den Ursprung davon zu entdecken. Ich wollte eben nicht schwören, daß Sie Unrecht haben, wenn Sie glauben, daß sie aus der Boutique nahe bey Assumption hergekommen. Wenn man großes Unrecht hat, so ist es gar kein Wunder, daß man es auf alle nur mögliche Weise zu entschuldigen suche, und daher von Zänkereyen bis zu Niederträchtigkeiten übergehe. Die Frau Geofrin ist zu mir gekommen, um mich, wie es scheint, auszuforschen; sie unterließ nicht, Sie mit einer spöttischen Mine aufs Tapet zu bringen, aber ich brach kurz ab und ließ sie merken, wie sehr ich über ihr Verfahren mit einem Freunde, den ich, wie sie wußte, liebe und hochschätze, ungehalten wäre; sie wurde darüber ein wenig bestürzt, und unsere Unterredung dauerte nicht lange; ich habe mir vorgenommen, mit ihr zu brechen; (*) ich hätte ihr nicht so viel Bosheit und Nie-

(*) Man weiß von guter Hand, daß er zu Jemanden gesagt hat, er wäre so böse, daß er nicht mehr einen Fuß in ihr

Verträchtigkeit zugetrauet. Die Herzoginn von Anguillon ist eben so unwillig darüber, als ich; sie hat mit aller Lebhaftigkeit, die ihr, wie Sie wissen, eigen ist, wider den Ungrund des Verdachts eines politischen Espionirens geredet, und das Lächerliche von dieser vorgegebenen Entdeckung gezeigt. Sie erwähnte ebenfalls, Sie hätten den ganzen Krieg durch bey uns gelebt, ohne nur jemahls den geringsten Verdacht gegeben zu haben; und es gäbe gar keine Gelegenheit, es zu der Zeit zu thun, da wir mit den Ländern, zu denen Sie gehören, völligen Frieden haben. Eine im Vorbeygehen angebrachte Muthmaßung, über Ihre Reise nach Wien und Ihre Verbindungen in Flandern hat leicht zunehmen können, da sie immer aus einem Munde in den andern gegangen ist, und die Bosheit hat sich dann

Haus sehen wolle, und bies wurde unglücklicher Weise nur allzu wahr; er wurde einige Tage darauf krank, und starb zu Paris an einem bössartigen Fieber, das ihn in wenig Tagen wegnahm. Es ist gewiß, das dieser Bruch zu gleicher Zeit die beste Vertheidigung und die vollkommenste Rache seines Freundes gewesen ist; aber die Frau Geofrin wird sich wegen dieser häuslichen Kränkung schon durch den Ruhm zu trösten gewußt haben, den sie vermittelst der Setzungen erlangt hat. Sie reden von nichts als von der großen Figur, die sie bey Gelegenheit ihrer Reise nach Pohlen an verschiedenen nordischen Höfen mache; denn da sie ihr Verdienst allzu sehr in den engen Zirkel einer Privatgesellschaft eingeschlossen fand, so unternahm sie, ohne sich durch ihr hohes Alter abhalten zu lassen, nach dem Besspiels der Königin von Saba, diese lange Reise, um den als König zu bewundern, der als Privatmann ihre Gesellschaft beehret hatte. Wir lesen in der Leindner Zeitung, das sie an diesem Hofe einstweilen das Amt eines Großbostrangl verwaltet, und willens ist, sich eben so glänzend an dem Petersburger Hofe zu zeigen, als sie sich an den Höfen zu Wien und Warschau gezeigt hat.

dieselben ohne Zweifel zu Nutzen gemacht. Was mich bey allem diesem am meisten geärgert hat, ist die Aufführung einiger Ihrer Mitbrüder; aber, mein lieber Abt, es gibt allenthalben kleine Geister und niedrige Seelen, selbst unter den Gelehrten, selbst in den gelehrten Gesellschaften, aber Sie haben doch Ihre Stelle bloß Ihrem eigenen Verdienste zu danken.

Übrigens, da Sie jetzt in Ruhe sind, so machen Sie sich Ihre Muße zu Nutzen, um Ihre Abhandlungen in den Stand zu setzen, daß sie bald erscheinen können, (*) so wie auch Ihre Geschichte Clemens V. die wir immer mit vieler Ungeduld zu Bourdeaux erwarten. Das Vergnügen, im Chor zu singen, muß bey Ihnen nicht den Geschmack an gelehrten Vergnügungen vertreiben.

Einige Monathe Abwesenheit werden machen, daß sich alle die lächerlichen Gerüchte verlieren, und Sie werden alsdenn eben so zu Paris stehen, als Sie vor dieser Weiberzänkerey daselbst gestanden sind. Ich erinnere Sie an Ihre Zusage wegen der Reise nach la Brede, wenn Sie von Tournay zurück kommen; ich glaube, daß es gegen den Monath August seyn werde. Ihre Abreise läßt mir eine große Leere, und ich empfinde es, wie viel ich an Ihnen entbehre; verges-

(*) Dieser Rath ist vielleicht allzu sehr nach dem Buchstaben vollzogen worden; denn an statt diese Sammlung bey seiner Zurückkunft zu Paris drucken zu lassen, so bemühte er sich, sie einem Buchdrucker zu Tournay zu geben, von dem man sagen könnte, daß er niemahls andre Bücher, als Katechismen und Almanache gedruckt hatte; diese Ausgabe ist ein deutlicher Beweis von der Unwissenheit des Landes; sie besteht aus zwey Bänden in 8. Die Abwesenheit des Verfassers hinderte ihn, darauf Acht zu haben.

fen Sie meinen Klee, Ihre Wiesen und Ihre gas-
cognischen Maulbeerbäume nicht. Ich umarme Sie
von ganzem Herzen.

LIX. Brief.

An die Gräfinn von Pontac. (*)

Von Clerac nach Bourbeaur.

Sie sind recht liebenswürdig, Madame, daß Sie
mir über die Heirath meiner Tochter (**) geschrieben
haben; Sie und ich, wir sind Ihnen sehr ergeben,
und erbitten uns alle beyde die Fortdauer Ihrer gütigen

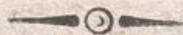
(*) Obgleich dieser Brief nicht an einen italiänischen Freund ge-
schrieben worden, so hielt ich ihn doch nicht für ganz un-
bequem für diese Sammlung, weil darin die Rede von
zweyen Freunden ist, die aus den vorbergehenden Briefen
bekannt sind.

(**) Er hatte sie an den Herrn Seconbat von Agen, aus ei-
ner andern Linie seines Hauses, in der Absicht verheira-
thet, um seine Güter, im Falle daß sein Sohn, der seit
vielen Jahren verheirathet war, keine Kinder bekäme, bey
seinem Hause zu erhalten. Das Fräulein von Montesquieu
war ihrem Vater eine große Verhülfe zur Verfertigung des
Buches, vom Geiste der Gesetze, durch die Vorlesungen,
die sie ihm alle Tage, um seinen ordentlichen Leser zu scho-
nen, hielt. Selbst die Bücher, die sich sehr unangenehm
lasen, als z. B. Beaumanoir, Joinville und andere von
der Art, machten sie nicht verdrüsslich; sie vergnügte sich
selbst daran, und machte diese Lectüre sehr angenehm, in-
dem sie die lächerlichsten Worte wiederholte.

Gefinnung. Ich höre, daß die Geschwornen (*) dem Herrn Abt Venuti einen gestickten Beutel von Sammt mit Schaumünzen geschicket haben; ich dachte, sie würden es nicht thun. Das Geschenk ist eben nicht wichtig, aber es ist das Geschenk einer großen Stadt, und würde auch in Italien eine gute Empfehlung seyn; aber da braucht es keiner Empfehlung, weil der Abt da so bekannt ist, daß man seiner Ehre nichts zusetzen kann. Seyn Sie so gütig, und sagen Sie dem Abt von Guasco, daß ich nicht begreife, wie das Echo dem Merkur von Paris Verse (**) bringen konnte, die in dem Walde zu la Brede verfertigt sind. Es ist mir leid, daß ich dieß nicht eher gewußt habe, denn ich hätte sonst dieses Sonnet meiner Tochter zur Mitgift gegeben. Ich habe die Ehre, Madame, mit der größten Hochachtung zu seyn u. s. f.

(*) Titel der obersten Magistratspersonen in der Stadt Bourdeaux; sie machten dem Herrn Abt Venuti dieß Geschenk, um ihm die Erkenntlichkeit der Stadt für die Aufschriften und andere Aufsätze zu bezeugen, die er bey Gelegenheit der Feiern, die zu Bourdeaux wegen der Durchreise der Dauphine, einer Tochter des Königs in Spanien, gehalten wurden, verfertigt hatte.

(**) Es sind eben die, von denen schon im XI. Briefe vom 10. Febr. 1745 geredet worden.



LX. Brief.

An den Abt Grafen von Guasco. (*)

Paris, den 5. December 1750.

Mein lieber Abt,

Es ist schön, wenn man ein gutes Herz hat; man muß sich aber nicht von andern zum Narren gebrauchen lassen. Der Herr Intendant mag sagen was er will, so wird er sich doch nicht rechtfertigen können, daß er der Akademie sein Wort nicht gehalten, und sie durch falsche Versprechungen zum Irrthume verleitet hat. Ich wundre mich gar nicht, daß er, da er sein Unrecht fühlt, sich zu rechtfertigen suchte; allein Sie, sind von allem Zeuge gewesen, und müssen sich nicht durch Entschuldigungen, die eben nicht mehr, als seine Versprechungen taugen, irre machen lassen. Seitdem ich ihm die Freundschaft aufgesagt, befinde ich mich zu wohl, als daß ich solche von neuem suchen sollte. Was soll mir die Freundschaft eines angesehenen Mannes, der aber stets mißtrauisch ist, der nur das für recht hält, was seinem Systeme gemäß ist,

(*) Diesen Brief, der in der ersten Ausgabe nicht befindlich ist, haben wir zu spät erhalten, und ihn folglich nicht an den gehörigen Platz bringen können.

der niemahls jemanden ein Vergnügen zu verursachen, oder einen Dienst zu erweisen im Stande ist? Ich werde mich noch besser befinden, wenn ich ihn um gar nichts mehr weder für mich noch für meine Freunde werde bitten dürfen; denn ich werde alsdann von vielen Grobheiten befrehet seyn:

Dulcis inexpertis cultura potentis amici:

Expertus metui.

Man muß eine Coquette meiden, welche weiter nichts als eine Coquette ist, weil sie nur mit falscher Hoffnung täuscht. Dieß ist mein letztes Wort. Ich hoffe, daß unsre Herzoginn meinen Gründen Gehör geben werde; ihr Erbgut wird dabey nichts mehr und nichts weniger gelten.

Die Erinnerung des Herrn Abts Oliva (*) ist mir sehr angenehm; ich denke allezeit mit Vergnügen an die Augenblicke, die ich in der gelehrten Gesellschaft dieses einsichtsvollen Italiäners zubachte, der

(*) Bibliothekar des Cardinals von Rohan in dem Hotel de Soubise, bey dem sich alle Wochen an einem gewissen Tage viele Gelehrte versammelten, um sich von gelehrten Dingen zu unterreden. Der Herr von Montesquieu besuchte auf seiner ersten Reise nach Paris diese Gesellschaft; allein da er sah, daß der P. Tournemine darin herrschen wollte, und jedermann sich nach seinen Meinungen richten sollte, so blieb er allmählig weg, und machte ein Geheimniß aus der Ursache, warum es geschehe. Von der Zeit an suchte ihn der P. Tournemine bey dem Cardinal von Fleury wegen der persischen Briefe verhaßt zu machen. Man hat oft den Herrn von Montesquieu sagen hören, daß er, um sich zu rächen, nichts anders gethan, als diejenigen, mit denen er davon geredet, zu fragen: „Wer ist der P. Tournemine? Ich habe niemahls etwas von ihm gehört;“ . . . Dieß verdroß diesen Jesuiten, der sehr ehrgeizig war, außerordentlich.

sich über die Vorurtheile seiner Nation zu erheben wußte. Bloß der Despotismus und die Zänkereyen eines P. Tournemine waren im Stande, mich von einer Gesellschaft zu entfernen, von der ich gerne Nutzen haben wollte. Die Uneinigkeit dieser Arten von kleinen freyen Akademien ist ein wahrer Verlust für Gelehrte, und es ist ein Unglück für sie, daß auch die Gesellschaft des P. Desmolets (*) eingegangen ist. Ich verlange, daß Sie mir noch vor Ihrer Abreise nach Turin schreiben, und ich verspreche Ihnen einen Brief, so bald Sie daselbst angekommen sind. Leben Sie wohl.

(*) Man hat verschiedne Bände sehr guter gelehrter Abhandlungen, die in dieser Gesellschaft vorgelesen und von dem Bibliothekar des Dratoriums, bey dem die Verfasser derselben zusammenkamen, gesammelt wurden. Da die Jesuiten, als Feinde der Väter des Dratoriums, diese Versammlungen, ungeachtet sie bloß gelehrte Sachen betrafen, wegen der damahligen theologischen Streitigkeiten für gefährlich ausgesprochen hatten, so zerschlugen sie sich zum großen Schaden der Wissenschaften.

LXI. Brief.

An den Großprior Solar.

Turin.

Eure Excellenz bemühen sich vergebens; ich finde die Entschuldigungen, die Sie mir über Ihre seltenen Briefe machen, nicht so gründlich, daß ich es Ihnen vergeben könnte; und eben weil ich Ihre Gründe nicht zureichend genug finde, so räche ich mich dadurch, daß ich Ihnen nach dem Ceremoniel schreibe.

Ich muß Ihnen als eine Neuigkeit melden, daß man einen von unsern Parlamentsrathen verbannet hat, weil er seine Feder zur Aufsehung der Vorstellungen hergegeben, die dieses Parlament dem Könige gethan hat; und was noch unglaublicher ist, ist, daß man ihn verbannet hat, ohne die Gegenvorstellung gelesen zu haben.

Der Abt von Guasco ist sehr zufrieden von London zurück gekommen, und rühmt den Herrn und die Frau von Mirepoix, an die Sie ihn empfohlen haben, gar sehr. Er sagt, Sie würden in diesem Lande sehr geliebt. Unser Abt ist von dem glücklichen Fortgange des Einsprossens der Blattern, um deren willen er sich die Mühe genommen, eine Reise nach London zu thun, ganz begeistert, und pries sie eines Tages in Gegenwart der Herzoginn Du Maine zu Sceayr

gar sehr an; allein man begegnete ihm wie den Aposteln, die unbekannte Wahrheiten predigen. Die Herzoginn gerieth in Hize, und sagte, man sähe wohl, daß er die Wildheit der Engländer angenommen habe, und es wäre eine Schande, daß ein Mann von seinem Charakter einen der Menschlichkeit so zuwiderlaufenden Satz vertheidigen wollte. Ich glaube, sein Apostelamt wird zu Paris (*) nicht viel Glück haben. Und in der That, wie kann man glauben, daß eine asiatische Gewohnheit, die durch die Engländer nach Europa gekommen, und uns von einem Fremdlinge gepredigt wird, werde gebilliget werden, die wir das ausschließende Recht des Tons und der Moden haben? Der Abt gedenkt kommenden Frühjahr eine Reise nach Italien zu machen, und trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß er sich im voraus ein großes Vergnügen mache, Sie in Turin anzutreffen. Ich wünschte, daß ich daran Theil nehmen könnte; allein ich glaube, mein altes Schloß und meine Weinsässer werden mich bald wieder in die Provinz zurück rufen; denn seit dem Friedensschlusse ist mein Wein in England noch glücklicher, als mein Buch. Ich ersuche Sie, dem Herrn Marquis von Breille in meinem Nahmen die angenehmsten Dinge zu sagen, und mir bald Nachricht

(*) Erst nach der Reise des Herrn von Condemine nach London sahe man zu Paris die ersten Versuche mit dem Einpsprossen. Dieser Akademist schränkte sich nicht bloß darauf ein, daß er seine Beobachtungen hierin mündlich erzählte, sondern er brachte sie auch zu Papiere, und theilte sie dem Publicum mit, welches dadurch in den Stand gesetzt wurde, darüber nachzudenken, und sich von den wirklichen Vortheilen zu überzeugen, die man aus dieser Sache erhalten könnte, obgleich sie noch von dem Vorurtheile und der Cabale vieler Ärzte verworfen wurde.

von den zwey Personen zu geben, die ich zu Turin liebe und am meisten hochschätze.

LXII.

Fragment eines Briefes des Herrn von Montesquieu an den König von Pohlen und Herzog von Lothringen. (*)

Ew. Majestät müssen die Gnade haben, Ihrer Akademie die geringen Verdienste die ich etwa haben möchte, selbst zu versichern. Nach Ihrem Zeugnisse wird mir jedermann desto mehr glauben. Eure Majestät sehen, daß ich keine Gelegenheit vorbeylesse, die mich Denselben etwas näher bringen könne; wenn ich an die großen Eigenschaften Eurer Majestät denke, so fordert meine Bewunderung allezeit dasjenige von mir, was mir die Ehrfurcht verbiethen will.

LXIII.

Fragment der Antwort des Königs von Pohlen auf den vorigen Brief.

Mein Herr,

Ich muß mir nothwendig viel Gutes von meiner gelehrten Gesellschaft versprechen, da sie Ihnen das

(*) Um Seine Majestät um eine Stelle in der Akademie zu Manet zu ersuchen.

Verlangen einflößt, in dieselbe aufgenommen zu werden. Ein so berühmter Name, als der Ihrige in der gelehrten Welt ist, und ein Verdienst, das noch größer ist, als Ihr Name, müssen ohne Zweifel schmeichelhaft für dieselbe seyn, und alles, was ihr schmeichelt, rührt zugleich auch mich. Ich habe einer ihrer Privatversammlungen beigewohnt, und Ihr Brief, den ich vorlesen ließ, hat so viele Freude erregt, daß sie es selbst über sich genommen, sie Ihnen auszudrücken. Diese Freude würde noch größer seyn, wenn die Gesellschaft sich Hoffnung machen könnte, Sie von Zeit zu Zeit bey sich zu sehen. Dieses Glück, dessen Werth sie würde zu schätzen wissen, würde zugleich ein Glück für mich seyn, indem es mich wirklich freuen würde, Sie an meinem Hofe zu sehen. Meine Gefinnungen gegen Sie sind allezeit einerley, und ich werde niemahls aufhören, mit der größten Aufrichtigkeit zu seyn

Mein Herr

Dero

wohlgewogner

Stanislaus König. (*)

(*) Dieser Brief wurde an den Herrn von Montesquieu zugleich mit dem Briefe des beständigen Secretärs, der im Namen der Akademie geschrieben war, übersandt. Der Secretär meldete ihm, daß die Gesellschaft mit dem größten Vergnügen, den Brief, den er an Seine Majestät geschrieben, gesehen hätte. „Sie bathe sich, mein Herr, eine Gnade von dem Könige aus, die wir Ihnen gerne selbst angetragen hätten, wenn es uns die Gemohnheit erlaubt hätte. Wir schätzen uns glücklich, daß Sie unsern Wünschen zuvorgekommen sind. Sie können uns weit besser, als ein anderer, mit dem Geiste unsrer Gesetze bekannt machen, und uns die Absichten des Monarchen erfüllen lehren, den Sie lieben, und wir uns gerne geneigt machen

Montesq. VII. B. M

LXIV. Brief.

An den Herrn von Solignac, Secretair der
Akademie zu Nanci.

Mein Herr,

Ich glaube, ich kann meine Erkenntlichkeit der Akademie nicht besser bezeigen, als wenn ich den Tribut, den ich ihr schuldig bin, bezahle, ehe sie ihn von mir verlangt, und wenn ich meine Schuldigkeit, als Akademiker, in dem Augenblicke meiner Ernennung ablege. Da ich einen Monarchen redend einführe, den seine großen Eigenschaften auf den Thron von Asien erhoben haben, und eben diese Eigenschaften großes Unglück erfahren lassen, den ich als den Vater des Vaterlandes, die Liebe und das Vergnügen seiner Unterthanen schildere; so glaubte ich, daß sich dieses Werk

wollen. Eine Stelle unter uns ist schon ein Mittel dazu, und wir geben sie Ihnen mit so viel mehrern Vergnügen, da wir dadurch einiger Maßen unsre Erkenntlichkeit gegen Seine Majestät bezeigen können u." Die Gefälligkeit, die die Akademie hatte, den Wünschen des Herrn von Montesquieu zu willfahren, ward bald durch das Geschenk vermehrt, welches dieser neue College ihr mit einem Buche unter dem Titel Enstmach machte, welches von dem folgenden Briefe an den Secretair der Akademie begleitet wurde. Man ersieht daraus die Ursache, die den Herrn von Montesquieu nöthigte, die Materie, die er in diesem Werke abhandelte, allen andern vorzuziehen.

besser für Ihre als eine andre Akademie schicken würde. Ich bitte Sie überdieß, derselben meine große Erkenntlichkeit zu bezeugen 2c. Paris, den 4. Aprill 1751.

LXV. Brief.

Brief der Herzoginn von Aiguillon
an den Abt Grafen von Guasco.

Pontchartrain, den 17. Febr. 1755.

Ich habe nicht das Herz gehabt, mein lieber Herr Abt, Ihnen von der Krankheit, noch weniger aber von dem Tode des Herrn von Montesquieu Nachricht zu geben. Weder die Hülfe der Ärzte, noch die Sorgfalt seiner Freunde haben eine so werthe Person retten können. Ich schliesse von meinem Grame auf den Ihrigen. *Quis desiderio sit pudor tam cari Capitis?* Der Antheil, den das Publicum während seiner Krankheit bezeugte, das allgemeine Bedauern, das öffentliche Geständniß des Königes, (*) daß er ein Mann wäre, dessen Stelle man nicht wieder ersetzen könnte, sind Zierden seines Andenkens, aber nicht zureichend, seine Freunde zu trösten. Ich wenigstens erfahre es; der Eindruck des Anblicks und die Wehmuth werden sich mit der Zeit verlieren, aber der Verlust eines sol-

(*) Er schickte überdieß einen Herrn vom Hofe zu ihm, und ließ sich nach seinem Befinden erkundigen.

chen Mannes wird in der Gesellschaft derjenigen, die sie genossen haben, allezeit empfunden werden. Ich habe ihn niemahls verlassen (*) bis an den Augenblick, da er seinen Verstand verlor, welches achtzehn Stunden vor seinem Ende geschah. Die Frau Dupre hat ihm eben die Liebe erwiesen, und der Chevalier von Saucourt (**) hat ihn nicht bis auf den letzten Augenblick verlassen. Ich bin, mein lieber Abt, Ihre stets ergebene zc.

(*) Dieser Beystand war für die Ruhe des Patienten nicht umsonst, man wird ihm vielleicht noch einmahl einen neuen gelehrten Reichthum von diesem berühmten Manne zu danken haben, dessen das Publicum sonst wäre beraubt worden. Denn man hat erfahren, daß eines Tages, als die Frau Herzoginn von Miguillon zu Tische gegangen war, der P. Roth, ein irrländischer Jesuit, der sein Beichtvater war, zu ihm gekommen, und da er ihn mit seinem Secretair allein gefunden, diesen aus dem Zimmer gehen lassen, und die Thüre abgeschlossen. Die Frau von Miguillon kam gleich vom Tische zurück, und fand den Secretair in dem Vorzimmer, der ihr sagte, daß der P. Roth ihn hätte heißen hinausgehen, weil er mit dem Herrn von Montesquieu allein reden wolle; sie näherte sich der Thüre, und als sie die Stimme des Patienten hörte, der voller Hitze redete, so klopfte sie an, und der Jesuit machte auf: „Warum wollen Sie diesen sterbenden Mann martern?“ sagte sie. Hierauf nahm der Herr von Montesquieu das Wort, und sagte: „Sehen Sie, Madame, der P. Roth wollte mich zwingen, ihm den Schlüssel zu meinem Pulte zu geben, damit er meine Papiere wegnehmen könnte.“ Die Frau von Miguillon machte dem Beichtvater deswegen Vorwürfe, der sich aber entschuldigte und sagte: „Madame, ich muß meinen Obern gehorchen,“ und hiermit wurde er fortgeschickt, ohne etwas zu bekommen.

(**) Dieser Edelmann, ein guter Freund des Herrn von Montesquieu, hat sich besonders auf die Medicin gelegt, und übt sie bloß aus Vergnügen und Freundschaft aus. Er ist einer von denen, welche die besten Artikel in die Encyclopädie geliefert haben.

LXVI. Brief.

Auszug eines Briefes des Herrn Baron
Secondat von Montesquieu.

An den Abt Grafen von Guasco

Bourbeaur, den 25. März 1765.

Ich habe Ihren Brief aus Florenz vom achten Febr. nicht ohne das rührendste Vergnügen und die zärtlichste Erkenntlichkeit lesen können. Ich kenne seit langer Zeit den Herrn Abt Marquis Niccolini und den Herrn Cerati aus dem Gerüchte. Ich habe hundertmahl meinen Vater in den rührendsten Ausdrücken, welche die Sympathie ihrer Seelen bewies, von Ihnen reden hören. Ich nehme Ihre und derselben Anerbiethungen (*) an; sie sind dem Andenken meines Vaters zu rühmlich, als daß sie nicht sollten mit aller nur mög-

(*) Dieser Freund hatte ihm geschrieben, daß der Herr Cerati und der Abt Niccolini, ob sie gleich nicht Mitglieder der Akademie zu Bourbeaur wären, dem von ihm gemachten Anerbiethen beitreten wollten, daß man nämlich zu einem marmornen Brustbilde des Herrn von Montesquieu zusammen schließen, und es in Italien von einem der geschicktesten Bildhauer machen lassen wollte, um es in den Saal der Versammlung setzen zu lassen; dieß sollte zur Erleichterung des gefaßten Entschlusses geschehen, den die Akademie wegen Errichtung eines ähnlichen Denkmals gefaßt hatte, welches aber aufgeschoben wurde, weil der Cassenbestand bey dieser Akademie sehr schlecht war.

lichen Achtung und Zärtlichkeit aufgenommen werden; einige von der Akademie werden mit Vergnügen zu dem Aufwande das ihrige beitragen, aber wir können nicht viel auf diese Hülfe bauen. Ich kann Ihnen auch vorjetzt nicht sagen, wie weit sich ihre Großmuth erstrecken möchte. Ich weiß nicht, ob die Franzosen vielleicht zu eitel sind, aber wir glauben gegenwärtig in Frankreich eben so geschickte Bildhauer zu haben, als in Italien; man war auch schon wegen des Preises mit dem Herrn Lemoine richtig. Es ist der großmüthigste und uneigennützigste Mann von der Welt. Als die französische Akademie ein Gemählde (*) von meinem Vater zu haben wünschte, die berühmtesten Mahler in Paris aber es nicht auf sich nehmen wollten, weil sie mit der einzigen in England geschlagenen Münze zurechte zu kommen sich nicht getraueten: so war Herr Lemoine so gütig, daß er einem jungen Mahler einen großen Medaillon verfertigte, der der kleinen Münze völlig ähnlich war. Da nun Herr Lemoine schon einmal die Bildung meines Vaters in seinem Kopfe hat, so wird er mehr, als ein andrer, im Stande seyn, sie in einem marmornen Brustbilde auszuführen, und da

(*) Dem Herrn von Montesquieu war es niemahls in den Sinn gekommen, sich mahlen zu lassen, und es geschah nur nach unendlichen Schwierigkeiten, daß er dem Ansuchen des Herrn Abt Grafen von Guaico, der damahls bey ihm in Bourdeaux war, nachgab, sich von einem italiänischen Mahler, der bey seiner Zurückkunft aus Spanien durch diese Stadt ging, mahlen zu lassen. Dieser Freund besitzt das Portrait, welches ihm völlig ähnlich, und das einzige von allen ist, das nach dem Leben verfertigt worden. Er hat mich versichert, der Mahler habe gesagt, er hätte noch nie einen Mann gemahlt, dessen Gesichtsbildung sich alle Augenblicke so verändere, und der so wenig Geduld besessen habe, sein Gesicht auf einige Zeit her zu setzen.

er das Model von dem, was er gemacht, aufgehoben, und es vielen Personen gewiesen hat; die meinen Vater kannten, und ihm die Fehler zeigten, die noch in diesem Versuche waren, so ist noch eine Ursache mehr, zu glauben, daß er in einem Werke von Wichtigkeit glücklich seyn werde.

LXVII. Brief.

Auszug aus einem andern Briefe.

Von eben demselben an eben denselben.

Aus Bourdeaux.

Ich sehe, daß Sie den Brief nicht bekommen haben den ich die Ehre hatte Ihnen aus Paris zu schreiben, und worin ich weitläufig mit Ihnen von dem Brustbilde des Verfassers von dem Geiste der Gesetze redete. Der Prinz von Beauveau, der zum Commandanten von Guienne aufs Jahr 1765 ernennet ist, schien Lust zu einer Stelle in der Akademie von Bourdeaux zu haben; man trug sie ihm sogleich an, und er schlug sie nicht aus. Er bath die Akademie zu erlauben, daß er dem Verfasser des Geistes der Gesetze ein marmornes Brustbild dürfte machen, und in den Saal ihrer Zusammenkünfte setzen lassen. Dieß wurde mit vieler Erkenntlichkeit angenommen. Lemoine arbeitet an demselben, und es wird bald fertig seyn. Wenn die Herren Cerati und der Herr Marquis Niccolini Lust hätten, als auswärtige Mitglieder in die Akademie zu Bour-

deaug zu treten, so würde ich mir eine Ehre daraus machen, sie aus einer Art von Achtung und Erkenntlichkeit in Vorschlag zu bringen. Ich weiß, daß es tausend Dinge davon zu sagen gibt; mein Vater sprach von Beyden jederzeit mit den lebhaftesten Empfindungen der Achtung und Freundschaft, aber da ich nicht alles das, was er mir davon sagte, behalten habe, so werde ich besser nach dem davon reden können, was Sie mir darüber schreiben werden, und als ein altes Mitglied unserer Akademie sollten Sie sich für ihren Ruhm interessiren.

LXVIII. Brief.

An den Ritter von Andies *).

La Brede, im Jahre 1748.

Sie sind anbethenswürdig, mein lieber Ritter; Ihre Freundschaft ist köstlich, wie Gold, und ich werde mich darnach einrichten, daß ich noch eher nach Paris komme, als der Mann, der das Licht verbreitet, von dort abgereiset ist. Aber da werden Sie dann schon zu Plombieres seyn, und ich werde den Verdruß ha-

(*) Die Originale von Montesquieu's Briefen an den Ritter von Andies, befinden sich in den Händen des Bürgers Tallanrand-Vertgord, ehemahligen Oberbefehlshabers von Languedoc, der Montesquieu's Freund war.

(Anmerkung der Herausgeber.)

ben müssen, in's leere Nest zu sehen. Ich habe mich an der Unterredung, die Sie in einer gewissen Gesellschaft gehabt haben, ungemein ergeht; ich fürchte nie etwas Schlimmes, wo Sie zugegen sind. Herr von Fontenelle hat immer die Gabe gehabt, die einen Mann, wie er, vortrefflich kleidet, daß er Andere auf eine leichte und ungezwungene Art loben kann.

LXIX. Brief.

An eben denselben.

Bourbeaur, den 27. Jänner 1749.

Nun, wenn ich denn auch den *Esprit des loix* (*) geschrieben hätte, so hätte ich mir ja dadurch die Achtung meines lieben Ritters erworben. Er würde mich

(*) Man sagt, daß Montesquieu, als er nach Paris gekommen, den Helvetius wegen seines *Esprit des loix*, ehe er ihn abdrucken ließ, zu Rathe gezogen habe. Dieser war nicht damit zufrieden, daß er noch mit so vielen Vorurtheilen geschrieben, und nicht das Übel mit der Wurzel weggeschnitten hätte. Er theilte darauf dem Präsidenten Henaut das Manuscript mit; und dieser sagte, daß der Arbeit noch die letzte Hand fehle, obgleich vortreffliche Materialien darin befindlich wären. Silhouette ging noch weiter als diese beyden Männer; er rieth ihm, den Plunder in's Feuer zu werfen. Unser Philosoph gab ihm keine weitere Antwort, als daß er in seiner Gegenwart noch das Motto auf den Titel setzte: *Prolem sine matre creatam*,

deswegen noch lieber haben, und warum sollte man nicht schon in dieser Hinsicht den Geist der Gesetze

und nun das Manuscript in die Druckerey schickte. Die in diesem Werke aufgestellten Principien der Gesetze blenten in Helvetius Kram, und er nahm sie mit beiden Händen auf; Montesquieu hingegen ging von lauter Factis aus. Der Eine suchte eine Theorie zu haben, und der Andere hatte eine Geschichte geschrieben.

Der *Esprit des loix* kam zuerst im Jahre 1758 heraus. Diefes Werk, das seinem Verfasser bey den Ausländern Dank und Verehrung erwarb, zog ihm in seinem Vaterlande sehr bitteren Tadel zu. Der Abbe de la Porte, einer seiner ersten Gegner, gab 1750 „Anmerkungen über den Geist der Gesetze, oder die Kunst dies Buch zu lesen, es zu verstehen und es zu beurtheilen,“ (*Observations sur l'esprit des loix, ou l'Art de lire ce livre, de l'entendre et de le juger,*) in zwey Duodez-Bänden heraus. Er ward von Boulanger von Rivery in einer Apologie de l'esprit des loix, von hundert vierzig Seiten, widerlegt, auf welche der Abbe eine unbedeutende Beantwortung folgen ließ.

Crevier schrieb *Observations sur l'esprit des loix*, in einem Duodez-Bande, 1764. Diesen Gegner bestritt der Verfasser des *Avvertissements*, welches der Ausgabe in Quart von 1767 vorgefetzt ist. Wir haben das letztere in unserer Ausgabe ausgelassen; der gute Geschmack und unsere Zeiten machten uns dies zur Pflicht.

So erschien auch ein Buch unter dem Titel: *L'esprit des loix quintessencié, par une suite des lettres analytiques*, vom Abbe Bonnaire in zwey Duodez-Bänden. Boulanger von Rivery behandelte ihn eben so, als er den Abbe de la Porte behandelt hatte.

Perquet gab darauf einen Duodez-Band unter dem Titel, *Analyse de l'esprit des loix*, und eine andere Schrift, *L'esprit des maximes politiques* in zwey Duodez-Bänden, im Jahre 1767 heraus, welche eine Fortsetzung des *Esprit des loix* seyn sollten. Er hatte aber wenig Glück.

Die *Theorie des loix civile, ou principes fondamentaux de la société*, in zwey Duodez-Bänden, 1767,

schreiben? Ich habe ja mein ganzes Leben hindurch seinen Beyfall zu haben gewünscht, und darum habe

verrieth bloß einen Verfasser, der mit Grotius, Puffendorf und Montesquieu auf gleiche Weise unzufrieden war.

L'homme moral, opposé à l'homme physiques de M. R. --- par le P. C. --- war nicht besser abgefaßt.

Im Jahre 1761 kam eine Ausgabe der Oeuvres de Montesquieu in sechs Duodez-Bänden zu Amsterdam, und in Commission bey Grasset zu Lausanne, mit philosophischen und politischen Anmerkungen eines Ungeannten heraus, der den Leser sehr oft auf den Esprit des loix quintessencié verwieset.

Des General-Pächters Dupleix Kritik hatte den Titel, Observations sur l'esprit des loix, in drey Duodez-Bänden. Die Unzuverlässigkeit der Citaten und die Schwäche der darin vorgeschlagenen Hülfsmittel brachten dieß Buch sogleich in schlechten Ruf. Man hatte einige Exemplare davon abgesetzt; der Verfasser war aber so klug, daß er sie wieder an sich kaufte. Es blieb also nur eine sehr geringe Anzahl derselben in den Händen des Publicum, und diese Seltenheit hat ihnen einen mercantilschen Werth verschafft.

Von der Lettre critique des Helvetius, ingleichen von Saurin's Lettre critique, welche in die Ausgaben von 1796 eingerückt sind, welche man aber Montesquieu's Beantwortung nicht beygefügt hat, will ich nichts sagen; und eben so wenig von der Skizze des Commentators über den Geist der Gesetze, (esquisse du commentateur de l'Esprit des loix,) dessen Plan weit vortheilhafter hätte ausgeführt werden können.

Dieß ist eine kurze Übersicht der Kritiken, die wider Montesquieu's Geist der Gesetze erschienen sind. Umständlicher wird man das, was dahin gehört, in dem dritten Tome von Frerens Opuscules zusammen getragen finden.

Montesquieu hatte in seiner Defense de l'esprit des loix den vornehmsten seiner Gegner lächerlich und verhasst gemacht; die übrigen überging er sämmtlich mit Stillschweigen. Inzwischen traten einige andere Schriftsteller auf, sie zu widerlegen. Von Boulanger von Rivery haben wir bereits geredet. Eine andere Beantwortung des

ich ihm ein Mahl für allemahl die Erlaubniß gegeben, sich meiner Schwachheit anzunehmen. Ich sehe wohl, der Verfasser dieses Werks muß die Achtung des Herrn Daube verlieren, er mag wollen oder nicht. Ihr Brief hat mich ganz bezaubert; ich glaubte, als ich ihn las, Sie selbst reden zu hören.

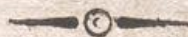
Abbe de la Porte schrieb Ristieu, ein damaliger junger Kaufmann zu Bourdeaur, und nachher einer der Ostindischen Compagnie. Sie wird in einige Ausgaben der Lettres familiares mit eingerückt. Sie besteht aus hundert fünf und dreißig Seiten in Duodez. Man druckte nur eine kleine Anzahl Exemplare besonders ab. Montesquieu legte einen großen Werth auf dieselbe, hatte aber selbst keinen Theil daran. Er gestand sogar, daß ihn die Beantwortung gewisser Einwürfe sehr in Verlegenheit gesetzt haben würde, die aber sein junger Vertheidiger so bündig widerlegt hätte, daß sich nichts weiter dagegen einwenden ließe.

Man legte dieser Schrift selbst einen Vorzug vor der Suite de la defense de l'esprit des loix von Beaumelleben, obgleich diese mit vieler Wärme geschrieben ist.

In der Bibliothèque d'un homme public befindet sich ein vortreffliches Bruchstück, worin eine gewisse Kritik über den Esprit des loix sehr schön beantwortet ist,

Lenglet, Richter zu Bazaume, hat gleichfalls sehr scharfsinnige Anmerkungen zur Ehre dieses großen Mannes heraus gegeben.

Dies sind die vornehmsten apologetischen Schriften. Aber — den Herkules vertheidigen! wer darf sich doch unterstehen ihn anzugreifen? — Defendre Hercule! qui ose l'attaquer? — (Anmerkung der Herausgeber.)



LXX. Brief.

An eben denselben.

Bourbeaur, den 24. Februar 1749.

Ich bin durch sie, mein lieber Ritter, wegen des Schicksals des Esprit des loix zu Paris ungemein beruhiget. Aus Italien meldet man mir sehr angenehme Sachen, von andern Ländern weiß ich nichts. (*)

Warum können doch die Geschäfts- und Staatsmänner auf die Meinung verfallen, als wenn ich An-

(*) Friedrich II. sagte zu Herzberg, daß weder Montesquieu noch Tacitus, je ins Deutsche übersetzt werden könnten. Vie de Frédéric II. tome 2. p. 68 der Ausgabe 1792.

Der Esprit des loix liegt beständig auf der Tafel des Unterhauses zu London; in Frankreich that ihm die Geistlichkeit die Ehre an, das Lesen desselben bey Strafe des Kirchenbannes zu verbieten.

Die Engländer schickten den berühmten Kupferstecher Dacier nach Frankreich, um Montesquieu's Bildniß in Kupfer zu stechen; sein Andenken erwartet jetzt auch in dem letztern Staate ein Denkmahl, das seiner und der Franzosen würdig ist.

In England würde man ihn an Newton's Seite in der Westminsterkirche begraben haben; in Paris haben wir die Ruhestätte seiner Asche zu St. Sulpice nicht auffinden können.

In England waren Waco, Abbisson und Mansfield Kanzler; in Frankreich war Montesquieu nichts weiter als ein großer Mann. — (Anmerkung der Herausgeber.)

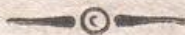
griffe auf sie hätte thun wollen? Ich habe gesagt, daß die Ritter des alten Roms, die denn doch ihre Sachen weit besser zu machen wußten, als ihr übrigen Ritter die eurigen zu machen wißt, diese Republik verdorben hätten; und ich habe dieß nicht bloß gesagt, sondern ich habe es bewiesen. Warum wenden sie nun so etwas auf sich an, wobey ich sie gar nicht gemeint habe, noch habe meinen können?

LXXI. Brief.

An eben denselben.

Paris, den 24. November 1749.

Mein lieber Ritter, es herrscht hier jetzt eine große Unfruchtbarkeit an Neuigkeiten. Ich weiß Ihnen nichts, gar nichts zu sagen, es müßte denn seyn, daß die Opern und Komödien der Madame von Pompadour bald ihren Anfang nehmen werden, und folglich der Herzog de la Valliere im Begriffe steht, einer der ersten Männer seiner Zeiten zu seyn. Und da man hier von nichts als Komödien und Bällen spricht, so steht denn auch Voltaire in ganz besondern Gnaden, und man sagt sogar, daß er an dem Tage, da er seinen Catilina geben soll, anstatt einen Catilina zu geben, eine Elektra geben wird. Nun, meinethwegen! Leben Sie wohl, mein lieber Ritter.



LXXII. Brief.

An eben denselben.

La Brede, den 1. Junius 1751.

Sie sind der ewige Gegenstand meiner Liebe, mein werthester Ritter, und es findet keine andere Unbeständigkeit bey mir Statt, als in so fern ich bald Ihren Verstand, und bald Ihr Herz liebe. Von der hiesigen Landesgegend Ihnen etwas zu sagen, so sind wir hier Alle — — Der Reiche bedauert, der Arme vergießt Thränen, und das alles mit einer Zaghaftigkeit und Beflommenheit, die man nur in einer belagerten Stadt empfinden kann. Ich, der ich für meine Person keine Sicherheit weiß, als die Dicke der Mauern meines Schlosses, ich verschließe mich darin, träume mich nach der Schweiz, und liebe Sie.

LXXIII. Brief.

An eben denselben.

Bourbeaur, den 2. Jänner 1751.

Mein lieber Ritter, Sie haben Ihren Nichten nicht gesagt, wie alt und verfallen der Mann ist, den Sie ihnen vorschlagen, und wie wenig er im Stande seyn

wird, die großen Absichten zu erfüllen, die Sie mit ihm haben. Es fällt mir dabey eine Stelle aus einem Gedichte ein, worin es heißt:-

J'ai soixante ans; c'est trop peu pour vos charmes.

Sylva sagt sehr richtig: „Es ist nichts schwerer, als sich bloß in den Verstand zu verlieben;“ und ich für meine Wenigkeit sage, es ist nichts schwerer, als sich bloß in den Verstand und in das Herz zu verlieben. Doch dieß ist zu erhaben für einen armen Jäger vor dem Herrn; ich will nur von unserm Elende reden, welches gewiß auf's höchste gestigen ist, und so weit geht, daß es meiner Meinung nach besser ist, bey den Elenden lange Weile zu haben, als sich in ihrer Gegenwart lustig zu machen. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo dieß Alles noch hinaus will; das aber weiß ich, daß es mit jedem Tage ärger wird, und es endlich auf eine völlige Entvölkerung hinaus läuft. Ja, mein lieber Ritter, wir werden entvölkert werden, und vielleicht werden wir noch vor den Andern aus der Welt gehen.

Sie gehen auf die Jagd, und ich, ich pflanze Bäume, und mache Heide und wüste Plätze urbar. Man muß sich so gut belustigen, als man kann. Leben Sie wohl.



LXXIV. Brief.

An eben denselben.

Den 12. März 1754.

Ich wünschte; mein lieber Ritter, daß Sie hier bey uns wären. Wir vermissen sie alle Tage. Jetzt, da ich zusehends, und insonderheit in meinen eignen Augen, alt werde, schränke ich mich ganz auf meine Freunde ein. Bulkeley hat den Gipfel seiner Wünsche erreicht; sein Sohn, in welchen er, wie alle Väter, bis zum Thörichtwerden verliebt ist, hat ein Regiment bekommen! Pelham, der beynahe schon erster Minister von England war, ist gestorben. Der war denn doch ein rechtschaffener Minister, auch als Minister ein ehrlicher Mann, nach dem Zeugnisse aller und jeder; war uneigennützig und friedliebend; wollte die Schulden der Nation bezahlen; aber er hatte nur Ein Leben, und eine Unternehmung dieser Art erfordert mehrere Menschenleben. Gestern hab ich ein neues Trauerspiel aufführen gesehen, die Trojanerinnen. Das Stück ist ziemlich schlecht gerathen. Der Gegenstand desselben ist schön, wie Sie wissen, beynahe eben der, den Seneca bearbeitet hat. Indessen sind doch einige recht schöne Stellen und wirklich große Züge darin, wohin un-

Montesqu. VII. B.

D

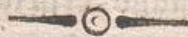
ter andern der sehr schöne vierte Act, und auch der Anfang des fünften gehört. Ulyß sagt von einem Freunde des Priamus, der den Astyanax gerettet hatte: „Die Könige würden Götter auf dem Throne und auf demselben auf immer befestiget seyn, wofern sie ihre Herzen niemanden als solchen Freunden gäben.“

Les rois seroient des dieux sur le trone affermis.
S'il ne donnoient leurs coeurs qu'à de pareils amis.

Ich kann Ihnen noch nicht sagen, wann die Sache des Parlaments, oder vielmehr die Sache aller Parlamentar, zu Ende kommen wird. Das Ding wird noch immer verworrener, und der Knoten löset sich nicht auf.

Ich bin mit der Frau von Aiguillon von Pontchartrain zurück gekommen, wo ich acht sehr angenehme Tage zugebracht habe. Der Herr vom Hause (*) besitzt eine Munterkeit und Thätigkeit, die ihres Gleichen nicht hat. Er siehet Alles, lieset Alles, lacht über Alles, ist mit Allem zufrieden, beschäftigt sich mit Allem. Er ist ein feiner Weltmann, den ich fast beneiden möchte; sein Charakter ist der einzige in seiner Art. Leben Sie wohl, mein lieber Ritter.

(*) Herr von Maurepas.



LXXV. Brief. (*)

An den Abt von Guasco.

La Brede, den 8. Dezember 1754.

Ich erstaune, mein lieber Freund, über das Verfahren der Geoffrin. (**) Nimmermehr hätte ich mir vorgestellt, daß sich diese Frau gegen einen Freund, dem

D 2

(*) Dieser und die folgenden Briefe stehen in der Ausgabe von 1767 in Duodez, die einen Medaillon von Montesquieu und das Motto Hinc jura, auf dem Titel hat.

(Anmerkung der Herausgeber.)

(**) Des Spiegelfabrikanten Geoffrin Frau. Sie bediente sich des ansehnlichen Vermögens ihres Mannes, verbunden mit den Vorzügen ihres Verstandes, Assembleen von Personen beiderley Geschlechts von ausgezeichnetem Verdienste und Range in ihrem Hause zu veranstalten, die denn theils an ihrem Zirkel Theil nahmen, theils demselben Ruf und Ansehen gaben. Sie hatte dem Grafen Poniatowski, der nachher König von Pohlen ward, wichtige Dienste geleistet. Nachdem derselbe zum Throne gelangt war, ließ er sie 1768 nach Warschau kommen, und ihr viele Ehre und Fürsorge angedeihen, bis sie nach Paris zurück ging, wo sie 1777 starb. Es ging ihr, wie allen den Weibern, die, wenn sie gewahrt werden, daß man ihnen Verstand und Kenntnisse einräumt, oder sie sie auch wirklich besitzen, alsdann den geräuschvollen Ruf der Celebrität dem stillen Glücke häuslicher Tugenden vorzuziehen pflegen. Mably, Thomas und Morellet besangen diese berühmte Frau in Lobgedichten und Lobreden; ihre Feinde aber wiesen ihr eine Rolle in der Komödie, die Philosophen, an.

ich schätze und liebe, und dessen Bekanntschaft sie mir verdankt, so unanständig und hämisch hätte betragen können. Ich mache es mir zum Vorwurfe, daß ich Sie nicht abgehalten habe, wieder zu ihr zu gehen. Wo bleibt da das Recht der Gastfreundschaft? wo die Sittlichkeit? wo die Aussicht, daß wissenschaftliche Männer in diesem Hause sicher seyn werden, wenn man daselbst von Eigensinn und Launen abhängt? Sie hat Ihnen nichts vorzuwerfen, dieß bin ich versichert. Was sie von Ihnen gesagt hat, sind lauter Albernheiten, die sich der Mühe nicht verlohnen, sie Ihnen wieder zu sagen. Doch am Ende besehen, was kann das alles Ihnen schaden? Sie gibt ja in Paris den Ton nicht an, und höchstens kann es nur einige kriechende, kleinliche Seelen, und einige Buhldirnen geben, die es der Mühe werth halten, ihre Denkungsart nach der ihrigen zu modeln. Sie sind der gesitteten und feinen Welt hinlänglich bekannt, haben sich bey derselben längst beglaubiget, werden auch immer im Stande seyn, die Prüfung auf's neue auszuhalten. Besuchen Sie nur die Herzoginn von Aiguillon; sie denkt nicht wie manche andere. Besuchen Sie unsere Freunde bey Marais (*), und ich bin überzeugt, sie werden keine Veränderung in ihrer Art zu denken und zu han-

Die schönen Geister, die nur durch Wiedererinnerung bey der Nachwelt glänzen, nannte sie des bêtes frottées d'esprit, Thiere, die über und über mit Wiß bekleidet sind. „Auf dem Wege der Freundschaft, sagte sie, muß man kein Gras wachsen lassen. — Es sind dreierley Sachen, die die Pariser Weiber aus dem Fenster werfen: ihre Zeit, ihre Gesundheit, und ihr Geld. — Wirtschaftlichkeit ist die Mutter der Unabhängigkeit und Freigebigkeit.“ —

(Anmerkung der Herausgeber.)

(*) Herr von Trubaine.

deln gegen Sie finden. Wir werden nächstens einander sehen, und dann von dieser Geschichte reden; es ist der Mühe nicht werth, daß Sie sich darüber fränken.

LXXVI. Brief.

An eben denselben.

Bourbeaux den 25. Dezember 1755.

Was soll ich Ihnen sagen, mein lieber Freund? Zur Rache will ich Sie nicht reizen: aber Sie befinden sich doch in dem Falle der Nothwehr, der natürlichen Selbstvertheidigung. Der häßliche Streich, den dieß Weib Ihnen gespielt hat, verdriest mich in der That recht sehr; aber wundern kann ich mich doch darüber auf keine Weise. Wenn Sie wüßten, wie unanständig und ungesittet sie mir selbst mehr als ein Mahl begegnet hat, so würden Sie bey weiten nicht so sehr in Erstaunen gesetzt, vielleicht auch weniger erbittert seyn. Ihre Ehre ist völlig gesichert; kein rechtschaffener Mann wird Ihnen dieselbe je streitig machen. Es hat gewiß nicht ein jeder solche Proben abgelegt, als Sie; Sie verdanken Ihre Stelle bey der Akademie lediglich Ihren wiederhohnten Siegesfränzen. Eine einzige eigensinnige Frau wird Ihnen das nicht entreißen oder auch schmälern können, was so viele verdienstvolle Männer in Paris, was selbst

andere Nationen Ihnen zuerkannt haben und noch immerfort einräumen. Sehen Sie sich also keine Grillen in den Kopf. Ihre Bemerkungen über den angeblichen Unterschied der Ihnen widerfahrenen Begegnung sind vielleicht nur eine Folge Ihrer Muthlosigkeit und Schüchternheit. Sie mögen noch ferner Einer von uns seyn, oder Sie mögen es nicht seyn, so gibt es doch unter allen Nationen rechtschaffene und gelehrte Männer, und alle rechtschaffene und gelehrte Männer unter allen Nationen sind ihre Landsleute. Sie werden von uns immer wohl aufgenommen und geliebt werden, wenn wir (Franzosen) auch wider Ihr Vaterland Krieg führten: und warum sollten wir auch um Ihrentwillen Frieden machen? Gehen Sie immer Ihren geraden Schritt fort. Sie kennen uns, und wissen, daß bey unserm Verfahren oft mehr Mangel an gehöriger Überlegung oder Voreiligkeit im Urtheilen als wirkliche Bosheit Statt findet. Sie kennen auch diejenigen, auf welche Sie sichere Rechnung machen können. Kümmeren Sie sich also nicht über eine zankstüchtige Frau, über Buhlschwester und niedrige Seelen. Ich untersage es Ihnen sehr nachdrücklich, jezt nicht eher wieder in die Frühmette zu Tournay zu gehen und Ihre Horas zu singen, als bis ich nach Paris gekommen bin; und man muß ja auch keinen Groll im Herzen haben, wenn man bethen, und sich mit Gott unterhalten will. Bin ich erst zu Paris, so hoffe ich (*) daß wir die ganze Geschichte in's Licht

(*) Die eigentliche Ursache von dem zwischen Guasco und Madame Geoffrin entstandenen Bruche läßt sich schwerlich entdecken. Die wahrscheinlichste ist diese, es hatte ihr verdrossen, daß sie in der Lebensbeschreibung des Prinzen Con-

setzen, und die Quelle dieser Klatscherey entdecken werden. Wollen Sie meine Reise in Zweifel ziehen, so sind Sie ein echter Pyrrhonianer; wir werden einander eher sehen, als Sie es glauben. Mein Sohn, (*) der jetzt zu Clerac ist, leidet sehr an seinen Augen; es kann seyn, daß wir alle drey blind werden, Sie, er und ich. Wenn dieß denn aber auch wäre, so wollen wir dann den Tanz der Blinden (**) wider hervorsuchen, um uns zu trösten.

Leben Sie wohl. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

semit, nicht war genannt worden, und Guasco den Cardinischen Gesandten, Marquis von St. Germain, nicht zu ihr gebracht hatte. Sie scheint auch ihre kleinliche Nachbegierde weit genug getrieben zu haben; denn sie hatte ihn beschuldigt, daß er ein Spion der Wiener und Turiner Höfe wäre, und ihm überdies verschiedene schlechte Züge aufgebürdet, wofür wegen Montesquieu ihn rechtfertiget. Doch der Nachwelt ist es daran wenig gelegen; nur die Herzengüte eines Freundes wie Montesquieu kann ihr dabei allein wichtig seyn. —

(Anmerkung der Herausgeber.)

(*) Der Baron von Secondat, Montesquieu's Sohn, starb 1795 zu Bourdeaux. Er hatte sein ganzes Leben hindurch in der Stille den Wissenschaften obgelegen. Er war ein furchtsamer, schüchtern Mann, und hinterließ nur einen einzigen Sohn.

(Anmerk. der Herausgeber.)

(*) La danse des aveugles, ein Gedicht von Michaut, einem gleichzeitigen Dichter von Ludwig XI. (Die Herausgeber.)



LXXVII. Brief.

An eben denselben nach Tournay.

Paris, den — — Jänner 1755.

Ich habe nichts verabsäumt, mein lieber Freund, der dummen Klätscherey auf die Spur zu kommen, die man von Ihnen in Umlauf gebracht hat, habe aber nichts weiter entdecken können, als daß es sich bestätigt, man hat sie nur so ausgesprengt, ohne die Quelle derselben anzugeben. Ich wollte darauf schwören, daß Sie sich geirrt haben, als sie argwohnten, daß sie aus einer gewissen bekannten Bude hergekommen wäre. Hat man einen großen Irrthum einmahl begangen, so ist es nichts ungewöhnliches, daß man ihn auf alle Art und Weise zu rechtfertigen sucht; und da kennt man denn bey Klätschereyen keine Grenzen. Madam Geoffrin ist zu mir gekommen, um, wie es mir schien, mich auszuforschen. Sie verfehlte nicht mit einer verächtlichen Miene das Gespräch auf Sie zu bringen; aber ich schnitt den Faden kurz ab, und ließ es sie fühlen, wie sehr mich ihr Betragen gegen einen Freund verdröste und in Erstaunen setzte, den ich, wie sie sehr wohl wußte, liebte und schätzte. Sie ward ein wenig betreten; unsere Unterredung dauerte nicht lange, und ich bin fest entschlossen, mit ihr zu brechen (*). Ich hielt sie jedoch einer so ent-

(*) Wir wissen von guter Hand, daß er damahls zu jemanden gesagt hat, es verdröste ihn diese Geschichte so sehr, daß er der Frau nie wieder einen Fuß in's Haus setzen würde. Dieß traf nur mehr als zu genau ein; dann er

seßlichen Bosheit und Schwärze der Seele, nicht fähig. Frau von Niquillon findet sich durch dieß Alles eben so sehr beleidiget, als ich. Sie hat mit aller der Lebhaftigkeit, die ihr, wie Sie wissen, eigen ist, wider das läppische Geschwätz von dem Verdachte einer Staatskundschafterey und das lächerliche Märchen dieser vorgeblichen Entdeckung ihre rednerische Stimme erhoben; hat nicht verfehlt es in das hellste Licht zu setzen, daß Sie während des ganzen Krieges sich bey uns und unter uns aufgehalten hätten, ohne uns die geringste Veranlassung zu geben, einen Verdacht auf Sie fallen zu lassen, und daß auch jetzt zu einer Zeit, da wir mit den Ländern, von welchen Sie abhängen, in völligem Frieden stehen, keine Ursache dazu vorhanden sey. Eine bey Gelegenheit Ihrer Reise nach Wien oder in Hinsicht auf Ihre Geschäfte in Flandern von jemanden im Vorbeygehen hingeworfene Vermuthung, die dann aus einem Munde in den andern gegangen ist, hat leicht einige Wahrscheinlichkeit erhalten können, und die Bosheit hat sich dieselbe ohne Zweifel zu Nuze gemacht. Was mir bey dieser ganzen Geschichte am alleranstößigsten gewesen ist, ist die Art und Weise, wie sich einige Ihrer Mitbrüder und Collegen dabey benommen haben. Aber, mein lieber Abt, kleine Geister und kriechende Seelen gibt es allenthalben, auch unter den Gelehrten und solchen Männern, die die Wissenschaften zu ihrem Lebensgeschäfte machen, auch in gelehrten Gesellschaften. Doch

wurde einige Tage nachher krank, und starb zu Paris an einem bösarztigen Fieber, das ihn innerhalb wenigen Tagen aus der Welt nahm. Gewiß war dieser Bruch theils die stärkste Schugrede für seinen Freund, theils die edelste womit er denselben rächete.

mit einem Worte, Sie verdanken Ihre Stelle Ihren Verdiensten.

Da sie nun aber der Ruhe genießen, so bedienen Sie sich doch Ihrer Muße, an Ihre Abhandlungen die letzte Hand zu setzen, und sowohl diese, als Ihre Geschichte Clemens V. der wir zu Bourdeaux mit so vielem Verlangen entgegen sehen, zum Druck fertig zu machen. Das Vergnügen, auf dem Chore zu singen, muß Ihnen den Geschmack an litterarischen Vergnügungen nicht rauben.

Eine Abwesenheit von etlichen Monathen wird alle jene lächerlichen Gerüchte niederschlagen, und Sie werden zu Paris demnächst eben so gut gelitten seyn, als Sie es vor diesem Weibergeklatsche waren. In Ansehung der Reise nach La Brede nach Ihrer gesetzlichen Anwesenheit auf Ihrer Pfründe halte ich Sie bey Ihrem Worte, ich rechne, daß sie im August-Monathe wird vor sich gehen können. Ihre Abreise ver setzt mich in eine weite Einöde, und ich empfinde es schon zum Voraus, wie sehr ich Sie vermissen werde. Vergessen Sie nicht meinen Klee, Ihre Wiesen und Ihre Gasconischen Maulbeerbäume. Ich umarme Sie mit innigem Gefühle meines Herzens. u. s. w.

LXXVIII. Brief.

An den Herrn von Maupertuis. (*)

Der Anti-Lucrez des Cardinals von Polignac ist erschienen, und er hat viel Glück. Es ist derselbe ein Kind, das seinem Vater gleicht. Er schildert sehr angenehm und mit Geschmack; aber er schildert auch

(*) Aus Maupertuis Lobrede, auf Montesquieu, im dritten Theile seiner Werke.

Alles, und hält sich bey jeder Sache, bey jedem kleinen Umstande auf. Ich wünschte, daß er ein Paar tausend Verse weggestrichen hätte. Aber diese Paar tausend Verse hatten, wie alle übrigen, den Gottesdienst zu ** zum Gegenstande, und an die Spitze desselben hat man Männer gestellet, die zwar das Latein der Aeneide, aber nicht die Aeneide selbst, verstehen. Sie sagen mir, daß ich Sie lieben möchte, und Sie wissen doch, daß ich nichts anders thun kann.

LXXIX.

An Herrn D u c l o s,

Mitglied der Akademie françoise.

Bourbeaur, den 15. August 1748.

Der Brief, den Sie, mein berühmter Herr College, mir in Betracht der Angelegenheit des Abts von Guasco (*) geschrieben haben, ist so verbindlich, daß ich es mir zur Pflicht machen muß, Ihnen meinen innigsten Dank dafür abzustatten. Ich habe ein recht großes Verlangen, Sie wiederzusehen; aber Helvetius und Saurin werden Sie weit eher wiedersehen, als ich. Inzwischen habe ich doch seit etlichen Tagen manche Ketten zersprengt, die mich hier gefesselt hielten. Die vergnügten Abende im Brancassischen Hotel schweben noch immerfort meinen Gedanken vor, und so auch die niedlichen Soupers, die zwar diesen Namen nicht hatten, wobey wir uns aber fast todt lachten. Sagen Sie doch, ich bitte Sie recht sehr darum, an Frau von Rochefort und an Herrn und Frau von Forcalquier, daß sie einem Manne, der sie so

(*) Guasco hatte um eine Stelle bey der Academie des inscriptions et belles lettres ange sucht.

innigst befehret, ein wenig gut bleiben möchten. Sie sollten mir aber auch billig einige von den reizenden Schwänken der Frau von Forcalquier verschaffen, die wir einige Mal zu Paris mit anhörten, und die ihrer Seele wie ein Blitzstrahl entsprangen. Ich bin, seitdem ich Sie nicht gesehen habe, sehr ehrbar und bescheiden geworden. Ich thue nichts, gar nichts, mag auch schlechterdings nichts thun; und ich habe mir vorgenommen, auch nicht einmahl mehr für mich selbst zu denken, sondern mich gänzlich dem Vergnügen, mich an Anderer Gedanken zu ergehen, zu überlassen. Muß ich da nicht wünschen, bey der Frau von Forcalquier den Anfang zu machen? Leben Sie wohl, werthester Herr College; ich bitte Sie zu glauben, daß ich hochachtungsvoll sey etc.

LXXX.

An eben denselben.

Paris, den 4. März 1751.

Ich habe Ihr Buch (*) nur erst halb durchgelesen, mein lieber Düclos; und doch finde ich überall so viel Wiß, und Sie sagen so viel schöne Sachen, und wissen Alles so gut zu sagen. Man wird sagen, daß la Bruyere und Sie ihr Zeitalter sehr genau kennen, daß Sie aber mehr Philosoph sind, als er, und daß auch Ihr Zeitalter philosophischer sey, als das seinige. Sey dem aber wie ihm sey, so lassen Sie sich sehr angenehm lesen, und geben Einem zu denken. Mit freundschaftlicher Umarmung wünsche ich Ihnen zu dieser Arbeit Glück.

(*) Considerations sur les mœurs de ce siècle.

Gründliche Zergliederung

des

Geistes der Geseze.



Von Bertolini.

Gründliche Zergliederung

des

Wesens der

Der Verfasser der Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Falles hat ein Werk über die Gesetzgebung geliefert. Eine vollkommene Übereinstimmung, die glücklichste Aneinanderkettung, eine genaue Ähnlichkeit, und gleichsam ein und dasselbige majestätische Familien-Gesicht dieser beyderseitigen Originale, geben uns sogleich auf den ersten Blick zu erkennen, daß sie von einer und derselbigen Vaterhand herrühren. Auf gleiche Weise bestrebten sich Plato, Cicero und andere große Männer, nachdem sie die Hülfquellen der Regierung aufgesucht und entwickelt hatten, Regeln für die Gesetzgebung an die Hand zu geben. So ungezweifelt wahr ist es, daß die Dauer und das Glück der Staaten von der Güte der Gesetze unzertrennlich, Unternehmungen dieser Art aber nur seltener und mit vorzüglicher Geistesstärke ausgerüsteten Männern aufbehalten sind, weil diese allein fähig sind, Plane zu großen Reichen zu entwerfen und den Grund dazu zu legen.

Der Gegenstand des Werks könnte nicht wichtiger und anziehender seyn. Man sucht darin nichts Geringeres, als die Kenntnisse dererjenigen, welche befehlen, in Ansehung der Dinge, die sie vorzuschreiben haben, zu vermehren, und zugleich denenjenigen, welche gehorchen, neue Lust zu gehorchen einzulößen.

Es ist nicht schwer, einen so reichhaltigen und wohlthätigen Gegenstand zu erschöpfen, wenn man dabey Grundsätze annimmt und festsetzt, die eben so ergiebig und wohlthätig sind. Der Friede und der Wunsch in einer geselligen Verbindung zu leben, aus den Gesetzen der Natur geschöpft; das eben so gefährliche als widersinnige System von dem natürlichen Zustande eines Krieges Aller gegen Alle vernichtet; das Völkerrecht auf dieß große Princip gebauet, daß die Nationen sich in Friedenszeiten so viel Gutes, als sie nur immer können, erweisen, und sich im Kriege so wenig Böses, als es nur möglich ist, zufügen müssen; der Eroberungs- und Vergrößerungsgeist verschrieen; dem Despotismus ewige Brandmahle, den tyrannischen Machtsprüchen und willkürlichen Verfügungen Schmach und Verabscheuung aufgehetzt; die öffentliche Glückseligkeit auf gegenseitige Liebe zwischen Regenten und Unterthanen gegründet; und endlich schickliche Anweisungen, geläuterte Sitten und Liebe zu den Gesetzen zu erwecken und zu befördern: dieß sind die Hauptzüge dieses Werks, die den allgemeinen Geist desselben, oder vielmehr den Triumph der Mäßigung und der Sicherheit, ausmachen.

Unser Verfasser betrachtet zuvörderst die Gesetze aus einem allgemeinen Gesichtspuncte, das ist, er zieht zuerst die allgemeinen und unveränderlichen Gesetze in Erwägung, die in den Verhältnissen, worin die verschiedenen physischen Wesen gegen einander stehen, ohne alle Ausnahme und mit ununterbrochener Ordnung, alle Regelmäßigkeit und Willfährigkeit beobachtet werden müssen.

Er läßt die ersten und ursprünglichen Gesetze, die eine Beziehung auf die vernünftigen Wesen haben,

vom Himmel herab kommen. Da diese Geseze ihren Ursprung keinen menschlichen Anstalten, sondern dem Urheber der Natur verdanken; so wird man entzückt, überall in denselben die Wahrheit zu finden, ohne daß ihre Gestalt je veraltet.

Er untersucht darauf die Geseze in Rücksicht auf den Menschen, vor der Errichtung geselliger Verbindungen und folglich im Stande der Natur betrachtet. Er geht darauf zu denjenigen fort, die man gemacht oder nach und nach festgesezt hat, nachdem die Menschen sich in einer Gesellschaft mit einander verbunden haben, nach den Verhältnissen, worin entweder eine Nation gegen die andere steht, welches das Völkerrecht ausmacht; oder worin der Regent und die Unterthanen gegen einander stehen, welches das Staatsrecht ausmacht; oder worin ein Bürger gegen den andern steht, welches das bürgerliche Recht ist. Der Verfasser besitzt zu vielen Scharfsinn, als daß ihm der mächtige Einfluß entwischen sollte, den diese verschiedenen Begriffe auf sein ganzes Werk haben, die denn auch überall darin sichtbar sind. Auch gelingt es ihm, ein ganz neues Licht über diese Sache zu verbreiten, die, wenn sie gleich von so vielen geschickten Köpfen ist aufgeklärt worden, gleichwohl noch in unsern Zeiten durch mancherley Ungereimtheiten verunstaltet ist.

Nach diesen voran geschickten vorläufigen Begriffen machen nun die Verfassung der verschiedenen Regierungsarten, ihre Macht zum Angriffe und zur Vertheidigung, die Freyheit, die natürliche Beschaffenheit des Clima und des Erdbodens, der Gemeingeist der Nation, der Handel, die Bevölkerung — die vornehmsten Hauptstücke aus, auf welche der Verfas-

fer die Gesetzgebung sich erstrecken läßt (*). Aus diesen ersten und ursprünglichen Verhältnissen fließen denn viele andere, wie aus ihrer natürlichen Quelle.

Was die Regiments-Verfassung betrifft, so nimmt er drey Regierungsarten an, die republikanische, die monarchische, und die despotische. Er entwickelt die Natur derselben, und zeigt die Grundgesetze, die daraus herfließen. Diese Gesetze sind ihrer Natur nach von einem so großen und allgemeinen Umfange, daß man sie als die Grundlage der Staatsverfassung ansehen kann. Da nun gerade nach diesen Grundgesetzen die höchste Gewalt der Regenten, die Rechte der Unterthanen und die Pflichten der obrigkeitlichen Personen bestimmt und festgesetzt werden müssen; so hat sich denn auch unser Autor durch die richtige Bestimmung eben dieser Gesetze vorzüglich ausgezeichnet. Fast dürfte ich sagen, daß seine Theorien nicht bloß eine unfruchtbare Bewunderung hervor gebracht haben. Er hält sich nicht bey Vorurtheilen auf; er geht immer

(*) Ich habe es für das klensamste gehalten, in diesem Aufsatz so wohl als in meinen über Montesquieu's Werk gemachten Anmerkungen, der bürgerlichen Gesetze der französischen Monarchie, und so auch ihrer Feudal-Gesetze, nicht zu erwähnen, sondern den Leser dessfalls auf das Original selbst zu verweisen. Es sind dies schwere und verwickelte Materien, die sich ohne eine unzählige Menge von Local-Kenntnissen nicht verstehen lassen. Eben so habe ich in Ansehung des Verhältnisses der Gesetze gegen die Religion verfahren. Denn wie dürfte doch ein Subaltern-Schriftsteller seine zitternde Hand auszustrecken wagen, um Früchte von einem Baume zu pflücken, dessen Wurzel sich an den Himmel anschleßt! Auch habe ich nichts von einigen Beispielen sagen mögen, die der Verfasser anführt. Alle diese große Massen mag man bey ihm selbst in Augenschein nehmen.

unmittelbar auf die Sache selbst, und leitet diese Gesetze aus der Natur einer jeden Constitution her. So setzt ein scharfsinniger Schriftsteller immer erst die Principa fest.

Da jede Art der Regierungsform, außer ihren ihr eigenthümlichen Grundgesetzen, auch noch besondere Stützen und Triebräder bedarf, die ihrer Verfassung Haltbarkeit und Festigkeit geben, und sie in Thätigkeit setzen; so sucht, erforscht und entdeckt denn auch unser Autor mit einer Richtigkeit des Verstandes und einer Genauigkeit, die ihres Gleichen nicht haben, diese Triebräder in der Natur einer jeden Regierungsform selbst; Triebräder, die er Principe, Grundsätze nennt. Die politische Tugend, das ist die Liebe des Vaterlandes und der Freyheit und Gleichheit setzt und erhält die republikanische Regierungsform in Thätigkeit. Ehre ist das Alles in Bewegung setzende Trieb-
rad unter der monarchischen Regierung. Und unter einer despotischen Regierung reißet die Furcht Alles mit sich fort. Diese Grundsätze haben so viele Hinsichten, und einen so unmittelbaren Einfluß auf die Verfassung des Staats, daß man sie als den Schlüssel zu einer zahllosen Menge von Gesetzen ansehen kann. Unser Autor entdeckt aus einem so schönen Gesichtspuncte die unabsehbaren Canäle und unermesslichen Zweige, in welche sich die Gesetze verbreiten.

Auf dieses Princip bringt er denn auch die Gesetze zurück, die die Erziehung betreffen. In der That haben auf eben diesem Wege die größten Staatsmänner und weisesten Gesetzgeber den Plan zu ihrer Gesetzgebung entworfen, indem sie immer die Erziehung als die Seele, die Ordnung, den Rathgeber, die Stärke der Regierung betrachtet haben. Hier nun, insonderheit wenn er von der mo-

narchischen Regierung angemessenen Erziehung redet, ist der Ort, wo er in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens eindringt, um die Triebfedern der Ehre zu entdecken, und die Anlagen zu den seltsamen Verirrungen derselben zu entwickeln. Er geht in das entfernteste Alterthum zurück, um auffallende und ruhrende Beispiele, die zur Bildung eines echten Republikaners so nothwendig sind, aufzusuchen, und er läßt uns feste Gesichtspuncte in jenen sonderbaren Anstalten finden, die man ohne seine Erläuterungen für nichts weiter als ein Werk einer mäßigen Speculation oder eines unruhigen Kopfes würde gehalten haben.

Der Verfasser, des Besitzes seines unerschöpflichen Reichthums versichert, hat seine Lust daran immer Keime versteckter Gedanken hervorblicken zu lassen, welche der Leser erst durch Nachdenken an's Tageslicht ziehen und völlig sichtbar machen muß. Die herrliche Kette von Gedanken, die immer auf einander folgen, ohne ein Mahl in's Auge zu fallen, scheint in diesem Buche über die Erziehung darauf hin zu weisen, daß dieß gerade der schickliche Ort sey, Ehrfurcht gegen diejenige Philosophie einzulösen, die, aller nichts würdigen oder doch mehr vorwitzigen als nützlichen Streitfragen entlediget, bloß das Forschen nach dem wahren Guten und die Grundsätze der gesunden Moral zur Absicht hat: folglich auch gegen diejenige weise und wohlthätige Philosophie, die mit Mutteraugen bloß darauf siehet, bloß darauf ihre Sorgfalt richtet, einen Verstand und ein Herz, die wachsam, die weise, die gerecht für die Gesellschaft werden sollen, gehörig auszubilden; diese Philosophie, die die Kraft und Wirksamkeit eines lebendigen Gesetzes hat, weil sie gute Fürsten, gute Obrigkeiten, gute Unterthanen, gute Pa-

trioten, gute Altern, und mit einem Worte, den guten Staatsbürger bildet. Begeistert von dieser Philosophie, machten es die Kinder jener barbarischen Länder zu ihren Zeitvertreibern, Homer's Gedichte zu lesen, und die Trauerspiele eines Sophokles und Euripides abzusingen. Ohne diese Philosophie würde Epaminondas nie die Bewunderung der Welt geworden seyn.

Nachdem der Verfasser so feste und sichere Grundlagen in Ansehung der Erziehung hingeworfen hat, wobey er immer den Grundsätzen einer jeden Regierungsform in der Nähe folgt; so wendet er nun auch auf eine so fruchtbare und so allgemeine Theorie eben dieser Grundsätze diejenigen Gesetze an, die der Gesetzgeber der ganzen Gesellschaft geben will.

Eine sonderbare Erscheinung! So sehr in der Nähe oder so weit entfernt auch die Aussichten des Verfassers immer seyn mögen, so können sie doch seiner mühsamen Aufmerksamkeit nirgends Grenzen setzen. So wie er eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzt, genau zu unterscheiden, wo er nur bloß einen Fingerzeig geben, nur bloß belehren, bloß anweisen und leiten sollte; so weiß er auch hier, wenn gleich erst nach unzähligen und äußerst verwickelten Untersuchungen, die immer mit der mühsamsten Arbeit und einer anhaltenden Anstrengung unzertrennlich verbunden sind, alle und jede Seiten dieser Gegenstände der Gesetzgebung und die feinsten, fezeligsten Verschiedenheiten derselben, sehr richtig aus einander zu setzen. So wie bey einer vollkommenen Schönheit des menschlichen Körpers, die in einem richtigen Ebenmaße der verschiedenen Theile desselben besteht, diejenigen Glieder, die mehr Stärke haben müssen, auch mehr Dicke und

Größe haben, diejenigen hingegen, die schwächer und schlaffer seyn müssen, schmaler und feiner sind: eben so und auf gleiche Weise hat der Verfasser bey seiner Darstellung der Geseze verfahren. In Gemäßheit der Grundsätze der republikanischen Regierungsform, unter welcher es von der äußersten Wichtigkeit ist, daß der Wille des einzelnen Individui die Verfügung des allgemeinen Grundgesetzes nicht störe, zeigt er mit der äußersten Pünctlichkeit und Genauigkeit, daß die Geseze fähig sind, die Subordination gegen die obrigkeitlichen Personen, die Ehrerbiethung gegen Alte und Greise, die väterliche Gewalt, die Anhänglichkeit an uralte Gewohnheiten und Einrichtungen, die Reinheit und Güte der Sitten, zu begünstigen und zu bewirken. Er bestimmt auch die Theilung der liegenden Gründe, die Aussteuer der Töchter, die Art und Weise Contrakte zu schließen, die Schenkungen, Testamente und Erbfolgen, alles so, daß die Gleichheit, die die Seele dieser Regierungsform ist, dabey bestehen und erhalten werden kann.

Und da die Römischen Geseze, ungeachtet aller Staatsveränderungen, immerfort das Muster einer jeden vernünftigen Gesetzgebung seyn und bleiben werden; so ist der Verfasser, um die genaue Verbindung zwischen den Gesezen der Erbfolge und der Natur der Regierung desto besser in die Augen fallen zu lassen, bis auf den Ursprung Roms zurück gegangen, und hat die in diesem Betrachte vorhandenen bürgerlichen Geseze, deren Veränderung jedes Mahl von der Beschaffenheit der Regierung abhing, selbst unter den Strohdächern und bey der Theilung des kleinen Gebieths eines erst werdenden, bloß aus Landstreichern

und Viehhirten bestehenden Volks aufgesuchet. (*) So wohl hier als an allen übrigen Orten wird man überzeugt, daß die Staatskunst, die Philosophie, die Rechtswissenschaft überall dahin Licht verbreiten, wo man vorhin nur eine schwache Dämmerung hervor brechen sah.

Die bürgerlichen Vorzüge, der Rang, der Unterschied der Stände, der Adel, gehören zu dem Wesentlichen der Monarchie. Aus den Grundsätzen dieser Regierungsform also leitet er die Gesetze her, die die Gerechtsame und Privilegien der adeligen Güter, die Lehengüter, die Wiedereinlösung und Rückforderung versetzter oder veräußerter Lehne, die Erbfolge bey eröffneten Lehnen und Fideicommissen, und andere Vorrechte her, die man folglich dem Volke nicht mittheilen konnte, ohne die Macht des Adels und die Macht des Volks selbst zu schwächen, und unnützer Weise alle Grundsätze zu entkräften.

Mit Entzücken erkennet hier der Verfasser die Vortrefflichkeit der Grundsätze der monarchischen Regierungsform, und die Vorzüge, die die letztere vor allen übrigen Regierungsarten hat. Die verschiedenen Stände, die bey dieser Staatsverfassung Statt finden und auf dieselbe sich gründen, machen die Stützen derselben dadurch unerschütterlich, daß sie sich immer, und selbst noch in dem Augenblicke, wo sie zu wanken drohen, einander das Gleichgewicht halten.

(*) Der Artikel von den die Erbfolge betreffenden Römischen Gesetzen, der allein in dem Originale, wiewohl nicht ohne Unterbrechung, das 17te Buch ausmacht, findet eigentlich hier seine natürliche Stelle nach dem 5ten Kapitel des 5ten Buchs, wohin ich ihn verlegt habe.

Er entwickelt darauf die Gesetze, die auf die Alles mit Hestigkeit in Bewegung setzende Strenge, die auf die Gewaltthätigkeiten, die scheußliche Trägheit und Gleichgültigkeit, die Schlaffucht, die Claverey der despotischen Regierungsform Beziehung haben, oder daraus herfließen. Er eifert mit der stärksten Freymüthigkeit wider den Eigensinn, die Härte, die Wuth, die Rachsucht, den Geiz, die willkürlichen, augenblicklich und plötzlich zur Ausführung zu bringenden Verfügungen eines Visers, der Alles ist, und wobey alle übrigen Mitbürger des Staats nichts sind. Er zeichnet mit den schwärzesten Farben ein so lebhaftes Gemählde von den eigenwilligen Launen, den Grillen, dem unbeständigen und incosequenten Verfahren, den Schwachheiten und Wollüsten der Weichlichkeit, Trägheit und gänzlichen Geschäftslosigkeit eines Despoten oder vielmehr des ersten in seinem Pallaste eingesperrten Gefangenen, daß er uns, indem er uns einen Abscheu gegen diese Art der Regierungsform einflößt, stillschweigend belehren zu wollen scheint, wie sehr wir Ursache haben dem Himmel zu danken, daß er uns in unsern glücklichen Ländern hat lassen geboren werden, in welchen die Regenten immer thätig, immer arbeitssam, immer ihr Leben wohl anzuwenden befließen, nur für das Wohl ihrer Unterthanen geschäftig sind, so wie ein guter Vater auf das Beste seiner Familie und seiner Kinder aufmerksam ist.

Indem er aus eben diesen Principien Folgerungen ziehet, die er auf die Art und Weise, gerichtliche Urtheile zu fällen anwendet: so weiß er auf eine schickliche Art dem Despotismus Fesseln anzulegen, den jedoch die weisen Regierungen unsrer Zeiten nicht mehr kennen, als unter welchen ein immerwäh-

rendes Collegium von mehrern Richtern der einzige Depositor des Lebens, der Ehre und des Vermögens eines jeden Staatsbürgers ist; unter welchen die Regenten eben diesen Richtern die Macht zu strafen überlassen, und sich bloß die Macht zu begnadigen, das schönste Attribut der Souverainität, vorbehalten; und unter welchen die Minister, ohne sich in streitige Angelegenheiten zu mischen, Tag und Nacht über die großen Vortheile des Staats wachen, und für ihre Arbeiten keine weitere Belohnung fordern, als die Macht, Menschen glücklich zu machen. Um uns durch den Contrast desto mehr Ehrfurcht für die preiswürdigen Collegia, oder, um es besser auszudrücken, für diese geheiligten Sitze der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Weisheit einzulösen, erinnert uns der Verfasser an das Urtheil des Appius, dieses ungerechten Richters, der seine Macht so sehr mißbrauchte, daß er sogar das von ihm selbst gemachte Gesetz übertrat.

In Ansehung der Bestimmung der Strafen überliefert er unsern Händen unschätzbare Schätze. Er zeigt uns, daß Gelindigkeit und Mäßigung eigenthümliche Tugenden großer, zur Beglückung der Völker geborner Seelen sind. Man muß ihm darin völlig beistimmen, daß Kenntnisse die Menschen sanft machen, daß die aufgeklärte Vernunft zur Menschlichkeit führt, und daß nur Vorurtheile Schuld daran sind, wenn man der Menschlichkeit entsagt.

Hier ist also kein solcher Gesetzgeber, der mit einem zornigen und fürchterlichen Gesichte, mit finstern, feuersprühenden Augen wilde Blicke schießt, drohet, donnert, und rings um sich her Schrecken verbreitet; der, weil er nicht weiß gerecht zu seyn, ohne die Gerechtigkeit zu übertreiben, noch wohlthätig zu seyn,

ohne erst Andere gedrückt zu haben, immer die äußersten Mittel ergreift, um, anstatt als Richter unparteyisch zu urtheilen, nur mit Hefigkeit zuzufahren, anstatt zu strafen, nur Gewaltthätigkeiten auszuüben, anstatt über gute Ordnung zu halten, nur Alles mit dem Schwerte zu vertilgen und aus der Welt zu schaffen.

Nur der ist ein guter Gesetzgeber, der mehr sucht zu bessern, als wehe zu thun, mehr sucht Schamgefühl zu erregen, als zu beschimpfen, mehr sucht Vergehungen zu verhüten, als sie zu ahnden, mehr sucht Sittlichkeit einzulösen, als Leibes- und Lebensstrafen vollziehen zu lassen, mehr sucht zu verpflichten, den Vorschriften der Gesellschaft gemäß zu leben, als von der Gesellschaft auszuschließen. Nur das ist eine weise Obrigkeit, die die Fälle zu unterscheiden weiß, wo sie neutral seyn, und wo sie Schutz angedeihen lassen muß, weil sie Verstand und Herz genug besitzt, den kritischen und feinen Punct zu bemerken, wo die Gerechtigkeit aufhört und wo Ungerechtigkeit und Druck ihren Anfang nehmen, die, weil sie unter dem Scheine der Gerechtigkeit begangen werden, die vergiftetste Quelle einer tauben und unerbittlichen Tyranney werden müssen. Das ist ein zärtlicher und theilnehmender Vater, der die weise Mittelstraße zwischen Gleichgültigkeit und Härte, das ist, Ernst mit Nachsicht begleitet, zu finden weiß.

Ich muß hierbey eine Anmerkung einschieben, die nichts weniger als unerheblich angesehen werden darf. Wenn der Verfasser von den Strafen redet, so muß man von ihm keine Auslegungen, keine Erklärungen, keine apodiktische Aussprüche und Entscheidungen erwarten, wie man sie in den Schriften der

Rechtsgelehrten findet. Man würde sich einen sehr unrichtigen Begriff von seinem Werke machen, wenn man ihn aus einem so beschränkten Gesichtspuncte ansehen wollte. Der Verfasser hat einen weit erhabenern, weit edleren, weit mehr umfassenden Zweck, den er zu erreichen sucht. Er belehret nicht, wie ein bloßer Jurist, der nur dabey stehen bleibt, daß er das, was bey Streitsachen gerecht oder ungerecht ist, untersucht. Seine Absicht ist vielmehr, alle die verschiedenen Gegenstände der Gesetzgebung, die er mit einem allgemeinen Blicke übersehen lassen wollte und die er daher zusammen fassen mußte, in's Auge zu stellen. Mithin ist der große Umriß seines Werks die Regierungswissenschaft, die alle und jede Wissenschaften, alle Künste, als Kenntnisse jeder Art, alle und jede Gesetze, mit einem Worte Alles, was der menschlichen Gesellschaft nützlich seyn kann, in sich begreift und unter sich vereinigt.

Wenn er sonach von dem Lugal handelt, der der republikanischen Regierung zuträglich ist; wenn er von der Lage und dem Zustande redet, worin sich das weibliche Geschlecht befindet; so weiß er die Staatsklugheit mit der Reinigkeit der Sitten auf eine bewundernswürdige Weise in Übereinstimmung zu setzen. Um eine Probe von dieser glücklichen Vereinigung zu haben, darf man sich nur an die schöne Lobrede erinnern, die der Verfasser auf die Gewohnheit dererjenigen Völker schreibt, bey welchen die Liebe, die Schönheit, die Keuschheit, die Tugend, die Geburt, sogar der Reichthum, kurz Alles gleichsam ein Geschenk der Tugend war.

Mit Entzückung liest man die gerechte und gründliche Schutzrede, die der Verfasser dem Weiber-Regi-

mente hält, und wobey er so weit geht, daß er das weibliche Geschlecht selbst auf den Thron setzt; nicht wegen seiner persönlichen Annehmlichkeiten, oder seiner Talente, sondern wegen seiner Menschlichkeit, wegen seines sanften Charakters, wegen seiner zärtlichen und theilnehmenden Denkungsart, welches Alles ein sicheres Pfand für eine gelinde und gemäßigte Regierung ist. Welch ein schönes Beispiel hat nicht die große Regentinn Maria Theresia von einer guten weiblichen Regierung gegeben! Nie hat der Himmel die Curatel über Völker einer tugendhaften und, sie zu leiten, würdigern Fürsinn anvertrauet.

Der Einfluß, den die Grundsätze einer jeden Regierung auf dieselbe haben, ist so groß, und die Stärke, die sie der Staatsverfassung geben, so sichtbar, daß durch ihre Hintansetzung und Verschlimmerung die ganze Regierung zu Grunde gehen muß. Sparta, dessen Einrichtungen mit Recht als ein Werk der Götter angesehen wurde, sank durch die Verfälschung seiner Grundsätze in sein Verderben. Nun fanden daselbst nicht mehr dieselbigen Absichten, dieselbigen Wünsche, dieselbige Furcht, dieselbige Vorsicht und Sorgfalt, nicht mehr dieselbigen Anstrengungen und Arbeiten Statt. Nichts hatte mehr eine Beziehung auf das öffentliche und allgemeine Wohl, niemand athmete mehr den Geist des Ruhms und der Freyheit. Durch das Verderbniß seiner Grundsätze wurden dem Atheniensischen Staate, ungeachtet seiner Polizen, seiner feinem Sitten, und der vor trefflichen Anweisungen Solons, so tiefe Wunden geschlagen, daß er nie die Fußstapfen der alten männlichen und kraftvollen Staatskunst wiederfinden konnte, die die glücklichen Erfolge so gut einzuleiten, und die

unglücklichen so weise wieder gut zu machen wußte. Von dieser Zeit an sah sich Athen, das vorhin gleichsam von Gesandten bevölkert war, die scharenweise zu ihm hinströmten, um sich seinem Schutze zu empfehlen; eben das Athen, das vermöge der Herrschaft über das Meer, so stolz auf die zahlreiche Menge seiner Schiffe, seiner Truppen, seiner Rüstkammern und Waffenplätze war, dieß Athen sah sich dahin gebracht, nicht mehr um Vorzug und Rang vor den übrigen Griechen, sondern für die Erhaltung seines eigenen Herdes zu fechten. Welch ein Anblick, wenn man sieht, daß Bösewichter, die sich zum Verderben des Vaterlandes mit einander verschworen, bis auf die Ehrenbezeugungen Anspruch machten, die man einem Themistokles und den in den Schlachten bey Marathon und Plataa gebliebenen Helden erwiesen hatte! Eben dieß war die Ursache, daß schlecht denkende und pflichtvergeßene Bürger, die sich an feindliche Mächte verkauft hatten, wenn diese glücklich waren, auf den öffentlichen Plätzen mit einer vergnügten und heitern Miene spazieren gingen, und hingegen auf die eingegangene Nachricht von glücklichen und für das Vaterland ersprießlichen Begebenheiten sich nicht schämen zu zittern, zu seufzen, die Augen niederzuschlagen, die Köpfe bis an die Erde hängen zu lassen. Eben daher kam es, daß man Schmeichler, treulose Verräther, gedungene Lohnknechte auf die Rednerbühne treten sah, um eben so stolze als leichtsinnige und anstößige Verordnungen vorzuschlagen, die die Stadt überall außer Achtung setzten und sie mit Schande brandmarkten. Durch das Verderbniß ihrer Grundsätze und die Abweichung von denselben geschah es endlich auch, daß zu Rom alles zu Grunde ging. Rom, diese Stadt, die

man ewig zu seyn glaubte, die man als einen Göttertempel betrachtete; Rom, dessen Senat wie eine Versammlung von Königen verehrt wurde, vor welcher man die auswärtigen Könige sich zur Erde werfen und die Thürschwelle küssen sah, sie die Senatoren ihre Gönner, ihre Herren, ihre Götter nennen hörte; Rom endlich, dessen Regierungsform als das größte und schönste Meisterstück angesehen wurde, das je von Menschenhänden gemacht war: dieses Rom verlor durch das Verderbniß seiner Grundsätze die Stärke seiner Verfassung. Überall kein Vaterland mehr, keine Gesetze, keine guten Sitten, keine Folgsamkeit, kein Gemeingeist für das öffentliche Wohl, keine Pflichten mehr. Die Bürger — wer sollte es sich denken! selbst im Angesichte des Capitols und ihrer Götter, Verräther der Rechtschaffenheit und Treue ihrer Väter, ohne alles weitere Gefühl eines Abscheues vor der Slaveren, befreundeten sich mit der Tyrannen wie ein zahm gemachtes Thier, zufrieden, nur eine des Römischen Namens, der Republik und ihrer Vorfahren unwürdige Ruhe zu genießen. Aus der Verbreitung dieses allgemeinen Verderbens einer in den letzten Zügen liegenden Republik sah man von Zeit zu Zeit die traurigsten Folgen, und zwar zuerst eine allgemeine Anarchie entstehen, unter welcher man weise Grundsätze, unbillige Strenge; die Subordination Zwang; gesunde Vernunft, aufgeklärten Verstand und Untersuchungsgeist, Hartnäckigkeit; die Wachsamkeit wider ordnungswidrige Eingriffe in eines Andern Rechte und eine unerschrockene Gerechtigkeitsliebe, Haß und Feindschaft nannte, wobey denn Unthätigkeit und Unwirksamkeit die Stelle der Klugheit vertrat. Nun folgte eine harte und militärische Regierung, die allen obrigkeitlichen Collegiis ihre bis-

herigen Vorzüge, und dem unterjochten Volke seine Gerechtsame nahm, die Alles unmittelbar durch sich selbst that, die ganze Ordnung der Dinge veränderte, Schande und Würden in einen Topf warf, alle Ehrenstellen ihres Ansehens und ihrer Achtung beraubte, und so tief erniedrigte, daß sie sogar Sklaven und Gladiatoren zu Theil wurden. Darauf erfolgte eine durchdachte Tyranny, die nur grausame Befehle, hinterlistige Angeber und Verräther, treulose Freundschaften und Druck der Unschuldigen athmete; und endlich ein unwissender, stockdummer Despotismus, dem man weis machte, daß diese scheußliche Unterjochung, diese allgemeine Muthlosigkeit Roms, Italiens, der Provinzen und der Nationen, Friede und Ruhe der römischen Welt wäre.

Da das Verderbniß einer jeden Regierungsform mit dem Verderbniße ihrer Grundsätze gleichen Schritt hält; so beschreibt nun auch der Verfasser, mit der ihm eigenthümlichen Meisterhand, die schicklichen Mittel, die Kraft und Wirksamkeit dieser Grundsätze aufrecht zu erhalten; zeigt, wie nothwendig es sey, sie in Wiedererinnerung zu bringen, auf's neue in Gang zu setzen, wenn man sich davon entfernt hat, und sucht diese Mittel selbst in der gehörigen Anstrengung des Staats, in der Größe, die jeder Art der Regierung natürlich und proportionirt ist.

Wie viele Ursache haben wir hier nicht, uns wegen unserer neuern Zeiten, wegen der gegenwärtigen Aufklärung der Vernunft, wegen unserer Religion, unserer Philosophie, und, um Alles zu sagen, auch wegen unsrer Sitten, Glück zu wünschen, als welche sämmtlich die große Stütze und Schutzwehre unserer Regierungen ausmachen, und es hindern, daß ihre

Grundsätze nicht verfälscht werden können! Welch ein Glück für uns, daß die guten Sitten die Seele der Staatsverfassung sind, welche, unabhängig von jedem andern Princip, Alles ordnet und leitet, und das vermöge dieser sanften Sitten ein jeder gern zu dem allgemeinen Besten beiträgt, eben dadurch aber seine besondere Glückseligkeit in Sicherheit setzt!

Man muß es gestehen, es waren nicht die menschlichen Tugenden, nicht die falsche Ehre, nicht die knechtische Furcht, die unter einem Titus, einem Nerva, Mark-Aurel, Trajan oder Antonin, alle Theile des politischen Staatskörpers aufrecht und in Thätigkeit erhielten; es waren vielmehr die Sitten, die jederzeit eben so viel zur Freyheit beygetragen haben, als die Gesetze. Es würde eine schöne Übung für einen aufmerksamen Leser seyn, wenn er dieß fruchtbare und anziehende Princip zu entwickeln suchte, welches unser Autor nur deswegen in seinem Reime stehen gelassen zu haben scheint, um das Vergnügen zu genießen, das allein große Seelen schmecken können, Gehülfsen und Theilnehmer bey ihren Arbeiten zu haben. Man kann von dem Verfasser sagen, daß Alles, was von ihm kommt, selbst bis auf seine Nachlässigkeiten, seinen Charakter bemerklich macht.

Zunächst der Staatsverfassung macht die Schutz- und Troßmacht der Regierung einen der vornehmsten Zweige der Gesetzgebung aus. So wie die Vernunft und Erfahrung jederzeit einstimmig gezeigt haben; daß die Erweiterung des Gebiets über die rechtmäßigen Grenzen keine Vergrößerung der wirklichen Macht des Staats, sondern vielmehr eine Verringerung seiner Stärke und eine wahre Entkräftung sey; so läßt auch der Verfasser, nachdem er die gehörigen Mittel, für

die Sicherheit der Monarchie, das ist, für die Schutzmacht zu sorgen, angegeben hat, diejenigen, welchen die Monarchie ihre Macht, ihre Truppen und das Schicksal ihrer Länder anvertrauet hat, auf die überzeugendste Weise einsehen, wie sehr sie Ursache haben auf ihrer Huth zu seyn, daß sie nicht ihren Diensteser für den Ruhm ihres Herrn zu weit treiben, indem es seinem Vortheile gemäßer sey, daß er, anstatt die Eifersucht zu vermehren, vielmehr seinen Einfluß verstärke, und mehr der Gegenstand der Ehrfurcht, als der Besorgnisse seiner Nachbarn werde.

Was die Schutzmacht der Republiken betrifft, so siehet auch der Verfasser sie da, wo man sie jederzeit gefunden hat, nämlich in den verbrüdereten Bündnissen mehrerer Republiken, die dieser Regierungsform in allen Zeiten die Glückseligkeit von innen und die Achtung von außen gesichert haben.

Ich kann dieß Kapitel nicht verlassen, ohne eine Anmerkung dazu zu machen. Der Verfasser, der sein Werk nur in der Absicht geschrieben zu haben scheint, um die Meinungen des Abbe von Saint-Pierre zu widerlegen, (*) so wie Aristoteles gleichfalls seine Politik nur zu dem Ende schrieb, damit er die Politik des Plato bestreiten möchte, behauptet, daß diese verbündete Verfassung nicht bestehen könne, wosern sie nicht aus Staaten von einer und derselben Art, insonderheit aus republikanischen Staaten, bestände; ein Grundsatz, der dem Plane des Abbe von Saint-Pierre von einem Europäischen Reichstage völlig entge-

(*) Sonderbar! Diese beiden Schriftsteller suchen auf ganz verschiedenen Wegen ein und dasselbige Ziel zu erreichen, wollen beide eine sanfte und gelinde Regierung befördern.

gegen gesetzt ist. Ich nehme mir nicht heraus über diese Frage abzusprechen. Ich berufe mich bloß auf Grotius, auf Leibnizens, und was noch mehr, auf Heinrichs IV. Stimmen, die sämmtlich dahin ausfallen, daß das Project des Abbe von Saint-Pierre nicht als ein bloßer Traum angesehen werden dürfe. Vielleicht ist die Welt in diesem Betrachte noch zu jung, als daß sie in der Politik gewisse Grundsätze aufstellen könnte, deren fälschlich angenommene Unmöglichkeit erst den Augen der Nachwelt sichtbar werden wird. Indessen sey es mir doch wenigstens erlaubt, uns wegen der gegenwärtigen Lage von Europa Glück zu wünschen, als welches nie geneigter und fähiger seyn dürfte, einen so schönen Plan anzunehmen, als eben in unsern Zeiten. Ein besseres Völkerrecht, und die in ein ordentliches System gebrachte Wissenschaft dieses Rechts und des Interesse der Regenten; eine gesunde Philosophie, das Studium der lebendigen Sprachen, die Französische Sprache, die die Sprache Europa's geworden ist; ein allgemeiner Handelsgeist, welcher gemacht hat, daß die Kenntniß der Sitten aller Nationen allenthalben hindurch gedrungen ist, der den Geist des Krieges erstickt hat und den Geist des Friedens unterhält, den jetzt die ganze Welt genießet; *) die Handelsstädte, die Börsen, der mit den Producten auswärtiger Länder getriebene Luxus, die öffentlichen Banken, die Handlungs-Compagnien, die in guten Stand gesetzten und wohl unterhaltenen Landstrassen; die so sehr erleichterte und so weit ausgebreitete Schiffahrt, die Posten, die politischen Schriften

(*) Diese Schrift ward 1754 geschrieben, zu einer Zeit, da in ganz Europa Friede war.

und Zeitungen, der Geschmack, den man an Reisen findet, die Gastfreundschaft, die guten Gesundheitsanstalten, das in ein System gebrachte Gleichgewicht von Europa, die Bündnisse, die Handels- Tractaten, eine völlige Harmonie der Regenten; die an den Höfen sich aufhaltenden fremden Gesandten, die Consuls, die Universitäten, die Akademien, der gelehrte Briefwechsel, auswärtige Gelehrte, die von den Regenten in ihre Länder berufen und unterhalten werden, die Buchdruckerkunst, das Französische Theater und die Italiänische Musik, welche über alle Länder verbreitet sind; und was noch mehr als dieß Alles ist, die Mäßigung, die feinern Sitten und aufgeklärtern Einsichten, die in unsern Zeiten den allgemeinen Charakter aller Regenten ausmachen, und so auch das vorzügliche Glück, daß das sichtbare Haupt unserer Kirche (*) ein großer Fürst, oder um mich der eigenen Ausdrücke des Verfassers (**) zu bedienen, der schicklichste Mann ist, die menschliche Natur zu ehren, und die göttliche vorzustellen: alle diese Dinge zusammen genommen setzen das ganze Europa in eine so genaue und enge Verbindung, daß man in Betracht dieser mannigfaltigen Rücksichten sagen kann, daß dasselbe nur einen einzigen Staat und gleichsam nur eine große Familie ausmache, deren Glieder durch eine völlige Übereinstimmung mit einander vereinigt sind. Dieß Band kann als eine glückliche Vorherverkündigung, und beynahe als ein Präliminär- Tractat von dem großen Definitiv- Tractate wegen des Europäischen Reichstages angesehen werden. Glücklich

(*) Der Papst Benedict XVI. Prosper Lambertini.

(**) Größe und Fall der Römer, Kap. 15.

Kann man die Minister nennen, die die Ehre haben werden, denselben zu unterzeichnen, und noch glücklicher die Regenten, die ihn genehmigen und bestätigen, und durch diesen Tractat das Glück der Menschheit auf ewig sichern werden. Und da wird man dann nach dieser Unterzeichnung dem Abbe von Saint-Pierre, um sein Andenken zu verewigen, eine Ehrensäule errichten, und folgende Verse aus dem Euripides darauf setzen müssen:

„O Friede, Mutter der Reichthümer, liebense-
 „würdigste unter allen Gottheiten, wie schmachtend
 „sehne ich mich nach dir! Was zögerst du zu kom-
 „men! Wie sehr fürchte ich, daß das Alter mich
 „überrasche, ehe ich die glücklichen Zeiten sehen kann,
 „da Alles von unsern Liedern erschallen wird, und
 „wir, mit Blumen umkränzt, Dankfeste feiern wer-
 „den!“

Mit der Schutzmacht ist die Eroberungsmacht, die Macht zum Angriffe, verbunden. Diese wird nach dem Völkerrechte, das ist, nach demjenigen Theile des Staatsrechts regulirt, welcher die Verhältnisse, in welchen die verschiedenen Nationen gegen einander stehen, festsetzt. Das Recht des Krieges und das Recht der Eroberungen machen den Hauptgegenstand des Völkerrechts aus. Immer, und so auch hier, wie ich zum Lobe des Verfassers sagen muß, charakterisirt die Arbeit seines Herzens die Arbeit seines Verstandes. Als einen Beweis davon will ich nur die schöne, erhabene, weise und edle Erklärung anführen, die er von dem Eroberungsrechte gibt. „Es ist dasselbe,“ sagte er, „ein nothwendiges, rechtmäßiges und unglückliches Recht, das immer eine unermessliche Schuld zu bezahlen zurück läßt, um sich

„mit der menschlichen Natur abzufinden.“ Daher die schöne Folge, daß das Eroberungsrecht auch das Recht der Erhaltung oder Conservation mit sich führt, nicht aber das Recht der Zerstörung. Daher sind die barbarischen Rechte, den Feind, nachdem man ihm besiegt hat, zu tödten oder in die Sklaverey zu schleppen, so sehr verschrien; daher die Nothwendigkeit, überwundenen Völkern ihre Gesetze, und, was noch wichtiger ist, ihre Sitten und Gewohnheiten zu lassen, weil man diese nicht ohne grosse Erschütterungen würde umändern können; daher endlich die bewundernswürdigen Kunstgriffe, beyde Völker durch unauflösliche Bande einer wechselseitigen Freundschaft mit einander zu vereinigen. Eine Kette von eben so richtigen als wohlthätigen Folgen nöthiget uns, es mit Dank zu erkennen, daß wir ein Völkerrecht oder vielmehr das Recht der Vernunft haben, das, überrall von zerstörenden Vorurtheilen entfernt, die ewigen und unveränderlichen Begriffe des Wahren und Falschen, des Gerechten und Ungerechten zu entwickeln weiß, und schickliche Mittel zu zeigen, die Uebel der menschlichen Gesellschaften zu vermindern, und ihr Wohl zu vermehren; ein Gegenstand, der den höchsten Gipfel der menschlichen Vernunft ausmacht.

Es würde eine große Unvollkommenheit bey diesem Werke seyn, wenn man in demselben nicht auch die Gesetze in ihrem Verhältnisse gegen das vorzüglichste Recht, das wir von der Natur haben, gegen die Freyheit, betrachtet hätte. Es bedarf aber auch keines weitem Beweises von der Größe des Genies unsers Autors, sobald man seine Alles umfassenden und lichtvollen Theorien über diesen Theil der Gesetzgebung gelesen hat; Theorien, die er theils aus der

Majestät der Sache, theils aus seinen ausnehmenden Kenntnissen schöpft.

Er sieht zuerst die Gesetze, die die politische Freyheit ausmachen, aus dem wichtigsten Gesichtspuncte, nämlich in Rücksicht auf die Staatsverfassung, an. Damit der Leser die Ausdrücke nicht mißverstehen möge, so gibt er zuvörderst eine richtige Erklärung von dem Worte Freyheit. Er weckt dabey wiederum die Idee, die der Natur der Sache am angemessensten ist. Und wie diese Freyheit von der bürgerlichen Ordnung, von der bey jeder Gesellschaft so nöthigen Eintracht und Harmonie, und gleichsam von der Subordination unter die Gesetze unzertrennlich ist; so sucht sie denn auch der Verfasser nicht bey denjenigen Regierungsformen, die man aus Vorurtheilen frey nennt, weil das Volk unter denselben Alles, was es nur will, zu thun scheint, mithin die Begriffe von Frechheit oder Ausgelassenheit und von Freyheit mit einander vermischt, sondern er sieht den Triumph der Freyheit unter denjenigen Regierungsarten, unter welchen die verschiedenen Mächte so vertheilt sind, daß die Stärke der einen die Stärke der andern in einem solchen Gleichgewichte hält, daß keine derselben das Übergewicht über die andern haben kann.

Die richtigen Anmerkungen, die der Verfasser über diese Vertheilung der verschiedenen Mächte mit einstreuet, zeigen mehr als hinlänglich, daß es bey politischen Angelegenheiten, wenn man sie genau und gründlich erschöpfen will, eben so sehr, als bey andern Wissenschaften, auf die gehörige Bestimmung der Begriffe, und so zu sagen auf sehr genaue Berechnungen ankommt. So sehr wir also Ursache ha-

ben, uns wegen der Fortschritte der menschlichen Vernunft in unsern Zeiten Glück zu wünschen, als welche es dahin gebracht hat, daß selbst die höchste Autorität die Talente nicht mehr fürchten zu dürfen glaubt, eben so sehr haben wir Ursache, uns über die ungeheure Unwissenheit mancher unter unsern Vorfahren, oder vielmehr über den grenzenlosen Stolz ihrer kleinen Seelen zu beklagen, die sich herab gewürdiget zu seyn glaubten, wenn sie sich an gewisse Regeln binden sollten, und die, weil sie es für schimpflich und ihrer Ehre nachtheilig hielten, sich Kenntnisse zu erwerben, mit dreister Stirn zu behaupten sich nicht entsahen, daß sie im Stande wären, Alles bloß durch ihren gesunden Menschenverstand auszurichten, der ihnen denn aber, da es ihm gänzlich an Grundsätzen fehlte, nichts weiter als die Versicherung darboth, daß ihnen niemand widersprechen dürfte, welches eine Folge von dem Mißbrauche der Autorität war. Daher kamen denn die Fluthen von Irrthümern, die die Geseze überschwemmt; daher die linksichen, albernen, sich selbst widersprechenden Verordnungen, die aus so mancherley Gegenständen zusammengeflickt, so einfältig abgefaßt, und, wenn ich den Ausdruck hier gebrauchen darf, noch steifständiger und dummer waren, als die Pfeiler und Pfosten, an welche sie angeschlagen wurden; daher denn auch die Anstalten und Einrichtungen, die in einem und demselben Augenblicke geboren wurden, alt wurden, und wiederum starben. Man wird dieß noch deutlicher einsehen, wenn man einige in dem Werke unseres Schriftstellers zerstreute Züge von dem stockblinden Verfahren des morgenländischen Despotismus zusammen stellet.

„Der Despot,“ sagt er, „braucht weder zu be-

rathschlagen, noch selbst zu überlegen (*). Unter dem Despotismus ist es eben so verderblich und schädlich, wenn man richtig oder wenn man unrichtig schließt; ja es würde nicht darauf ankommen, wenn man auch so raisonnirte, daß das Principium dieser Regierungsform ganz über den Haufen fiele. (**) Wissenschaften und Kenntnisse zu besitzen, ist da gefährlicher. (***) Da zur Führung einer despotischen Regierung nichts weiter als Leidenschaften erforderlich sind, so ist ein jeder dazu tüchtig, und der Despot hat, wenn er auch von Natur noch so dumm ist, nichts weiter als einen Mahmen nöthig, um Menschen zu regieren. (†)

Nach dieser weisen Vertheilung der Mächte berechneten die staatsklugen Griechen und Römer die Stufen der Freyheit der alten Staatsverfassungen. Sie sahen dieß Gleichgewicht gleichsam als das Meisterstück der Gesetzgebung an; ja, sie hätten eine so große Ehrfurcht dagegen, daß ich fast sagen möchte, sie hätten den Umgang der Götter mit den Menschen bey der Gründung ihrer Städte nur in der Absicht erdichtet, um dieser Art der Regierungsform ein Compliment zu machen. Aus eben diesem Gesichtspuncte hat man Polybius Geschichte allezeit als das Hauptbuch der Philosophen, der großen Feldherren, und der Herren der Welt angesehen. Sonach durchläuft denn auch der Verfasser, gleich dem Michael Angelo, der die schöne Natur unter den Trümmern des Alterthums aufsuchte, die Jahrbücher und Denkmähler

(*) Buch 4. Kap. 3.

(**) Buch 19. Kap. 17.

(***) Eben daselbst.

(†) Buch 5. Kap. 14.

theils des erst entstehenden Roms (*), theils des schon blühenden Roms, und findet dann in denselben so manche bisher noch unbekannte Verbindungen auf, die ihnen diese Harmonie der Mächte, welche eine so bewunderungswürdige Vereinigung der verschiedenen Theile des Staatskörpers ausmachten, in dem schönsten Lichte zeigen; eine Harmonie, die als die vornehmste Quelle der politischen Freyheit dieser Hauptstadt der ganzen Welt angesehen zu werden verdiente.

Das Vergnügen, das man empfindet, wenn man das Alterthum mit unsern neuern Zeiten in Vergleichung setzt, vermag denn auch den Autor, dieß Gleichgewicht der Mächte in der englischen Verfassung aufzusuchen, die eben deswegen entworfen und eingeführt ist, um zwischen den Vorrechten der Krone und zwischen der Freyheit der Unterthanen das Gleichgewicht und so das ganze aufrecht zu erhalten. Und wo sollte man auch diese Freyheit wohl suchen, wosern man sie nicht in einem Staate findet, in welchem die gesetzgebende Macht aus zwey Parteyen, nämlich aus dem großen Rathe der Nation und aus dem das Volk repräsentirenden Collegio, besteht, deren eine immer die andere durch das Vermögen zu hindern fesselt, beyde aber durch die executive Macht gebunden sind, so wie diese durch die gesetzgebende Macht gebunden ist.

So wie der Verfasser die schöne Übereinstimmung der untergeordneten und von dem Regenten in den uns bekannten Monarchien abhängenden Mittelmächte unter den Trümmern eines Gothischen Gebäudes hervorzieht; so läßt er auch eben dieß schöne System,

(*) Et veteris Romae sublimem interrogat umbram.

oder besser zu sagen, dieß richtige Gleichgewicht der Englischen Verfassung, aus den Wäldern der alten Germanier hervor treten; ein System, das der Verfasser mit einer unermesslichen Umständlichkeit in seinen Berichten durch seine, eines echten Staatsmannes würdige Anmerkungen entwickelt hat.

Nachdem er die politische Freyheit in Rücksicht auf die Verfassung des Staats, das ist, in der glücklichen Mitte zwischen Zügellosigkeit und Knechtschaft, die das unterscheidende Kennzeichen einer gemäßigten und sanften Regierung ist, in Untersuchung gezogen hat; so zeigt er nun auch, worin eben diese Freyheit in Rücksicht auf den Bürger bestehe. Das erste Verhältniß hat er mit glücklichem Erfolge in der weisen Vertheilung der Macht, und das zweyte in der Sicherheit der Bürger gefunden.

Das Leben und das Eigenthum des Bürgers müssen eben so wohl, als die Verfassung des Staats, gesichert seyn. Diese Sicherheit kann in Ansehung des Lebens durch öffentliche und Privat-Anklagen, und in Ansehung des Eigenthums durch die Auflegung von Abgaben, ungemein angegriffen und beeinträchtigt werden. Der Verfasser zeigt demnach mit der äußersten Sorgfalt, wie theils die Untersuchung von Criminal-Gerichten mit Vorsicht anzustellen, theils die Auflegung und Einhebung der öffentlichen Abgaben mit Weisheit einzurichten sind; zwey Gegenstände, die die Hauptzweige der Gesellschaft ausmachen.

Die Verbrechen, die begangen werden, streiten entweder wider die Religion, oder wider die guten Sitten, oder wider die öffentliche Ruhe, oder wider die Sicherheit der Bürger eines Staats. Ein so

weitläufiges und wichtiges Fach der Criminal-Gesetze, als die richtige Bestimmung der verschiedenen Classen der Verbrechen ist, konnte unter den Händen unsers Verfassers nicht unfruchtbar bleiben. Er wußte nur mehr als zu wohl, daß ohne diese unveränderlichen Grenzen die Irrthümer sich wechselseitig mit den Büchern vervielfältigen, mithin bey einer solchen Verwirrung der Meinungen so große und wichtige Angelegenheiten oft bloß von der Willkür der Richter, und noch öfter von dem Widerspruche der Vornehmen würde abhängen müssen.

Vermittelt dieser Theorie hat er demnach die abergläubigen Meinungen aus dem Wege geräumt, die in den Criminal-Gerichten so wohl der Religion als der Freyheit mit einem und demselbigen Schlage einen tödtlichen Streich versetzten. Er verfährt aber dabey mit so vieler Vorsicht und Klugheit, daß er gleichsam den Vorhang nur sehr sanft und schonend aufzieht, den Andere mit rascher Hand würden in Stücke zerrissen, mithin das Übel, dem sie abhelfen wollten, nur ärger gemacht haben. Entrüstungen und Übereilungen dieser Art, der Ungerechtigkeit und Unvorsichtigkeit derselben nicht ein Mahl zu gedenken, würden in unsern Tagen, da die menschliche Vernunft so große Fortschritte gemacht hat, nur Spott und Hohngelächter verursachen.

Indem er also von diesen Grundsätzen ausgeht, so zeigt er uns, wie sehr es nöthig sey, bey der Bestrafung gewisser Verbrechen mit der größten Mäßigung, der größten Vorsicht, der größten Weisheit zu verfahren, dabey aber doch denselben alle verdiente Beschimpfung und Schande zu lassen.

Der bewundernswürdige Einfluß der Politif

mit der Güte der Sitten, der überall in diesem Werke herrschet, durchdringt hier unser Gefühl noch stärker, wenn der Verfasser es uns mit Vergnügen bemerken läßt, daß die guten Sitten des Regenten so wohl die Freyheit als die Gesetze begünstigen.

Und wenn er endlich jede Strafe aus der Natur der Verbrechen herleitet, so erinnert er uns mit Schauder an den gewaltthätigen Mißbrauch, den man ehemals dadurch beging, daß man gewissen Handlungen den Namen der Majestäts-Verbrechen beylegte, die es doch auf keine Weise sind; ein Mißbrauch, der die Freyheit der Bürger Roms unter jenen Kaisern völlig über den Haufen warf, die theils so arglistig, theils so grausam waren, daß sie die verhaßtesten Vorwände erdachten, reichen Personen an's Leben, oder doch an ihr Vermögen zu kommen, und den heilsamsten Gesetzen auszuweichen.

Bei diesem Buche, das das anziehendste Bild entwirft, welches man je der Menschheit darstellen kann, gibt uns der Verfasser stillschweigend eine besondere Anmerkung an die Hand. Wenn gleich daraus unzählige Vortheile entsprungen sind, daß man die Römische Gesetzgebung zum Muster angenommen hat; so gibt es doch auch Fälle, wo man unsere weisen Gesetzgeber dafür segnen wird, daß sie sich von derselben entfernt haben. Denn wie viel hat man nicht dadurch gewonnen, daß man uns von den Vorurtheilen der meisten unter unsern Vorfahren befreyet hat, die, voll von der stolzen Meinung einer über dem ganzen Erdboden sich erstreckenden Gesetzgebung, die Verordnungen eben derjenigen Kaiser blindlings annahmen, welche, indem sie durch diese Majestäts-Edicte ihren Willen bekannt machten, sich zugleich das

Ansehen gaben, als wenn sie sich für Feinde der ganzen Menschheit erklären wollten!

Nachdem der Verfasser das Gebieth der Gesetzgebung in Ansehung der Sicherheit des Lebens durchgegangen ist; so bemüht er sich denn auch die Gesetze in Erwägung zu ziehen, die zur Sicherung des Eigenthums gereichen. Und da ist denn die Auflage der öffentlichen Abgaben vornämlich diejenige Seite, auf welcher dieß Eigenthum gesichert werden muß. Dieß ist der Triumph der politischen Freiheit in Rücksicht auf den Bürger. Selbst der Regent nimmt daran den größten Antheil, weil er der erste und größte Bürger im Staate ist, und sein eigener Vortheil fordert es am meisten, die Sicherheit in diesem Betrachte zu befördern.

Die Fehler der Administration bey der Auflegung der Abgaben entstehen entweder aus der Übertreibung derselben, oder aus ihrer unverhältnißmäßigen Vertheilung, oder auch aus den Plackereyen, die bey der Einhebung vorgehen; Fehler, die eines Theils die Sicherheit des Vermögens untergraben, und die andern Theils jene Krankheit der Erschlaffung nach sich ziehen, an welcher so viele Völker darnieder liegen.

Nachdem also der Verfasser das falsche Raisonnement derjenigen in seiner Blöße dargestellt hat, welche sagen, daß die Größe der Abgaben schon an und für sich selbst, und zwar aus der Ursache gut sey, weil sie jede Ausschweifung hindern; so zeigt er dann, wie sehr einem weisen Gesetzgeber daran gelegen sey, auf die Bedürfnisse seiner Mitbürger Rücksicht zu nehmen, damit er den Theil ihres Vermögens, den er ihnen für die öffentliche Sicherheit nimmt, mit demjenigen Theile, den er ihnen läßt, in ein gehörig

ges Verhältniß setze. Er will, daß diese Bedürfnisse wirkliche, nicht eingebildete Bedürfnisse seyen. Daher flucht er jenen Projecten, welche denen, die sie machen, so sehr schmeicheln, weil sie bloß auf einen Vortheil sehen, der nur augenblicklich ist, ohne wahrzunehmen, daß sie eben dadurch den Staat auf immer in Schulden stürzen.

Der Verfasser bestimmt das Verhältniß der Auflagen und Abgaben nach dem Maßstabe der Freyheit der Unterthanen. Alles, was er sagt, stützt sich auf seine Principien. So wie er voraus setzt, daß die Einkünfte des Staats nichts weiter als derjenige Theil sind, den jeder Bürger von seinem Vermögen zu dem Ende hergibt, damit er für denjenigen Theil, den er behält und wovon er leben muß, Sicherheit habe, so fließt es nun aus der Natur der Sache, daß die Abgaben nach dem Verhältnisse der Freyheit auferlegt, und hingegen in dem Maße, wie die Knechtschaft zunimmt, abgenommen und vermindert werden müssen. Es findet hier, sagt er, eine Art von Ersatz Statt. Unter den gemäßigten Regierungen ist die Freyheit eine Schadloshaltung für die Last der Abgaben, wosern man nur nicht durch die Übertreibung der Auflagen die Freyheit selbst mißbraucht. Unter despotischen Regierungen hingegen siehet man einen kleinen oder mittelmäßigen Tribut als ein Äquivalent für die Freyheit an.

Hieraus folgt, daß man in den Ländern, in welchen die Leibeigenschaft eingeführt ist, nicht vorsichtig genug seyn kann, die Auflagen und Abgaben nicht zu vermehren, um nicht auch die Knechtschaft zu vermehren.

Damit man also diese Proportion nicht überschreiten möge, so zeigt der Verfasser, wie so sehr

viel darauf ankomme, daß die Beschaffenheit der Abgaben einer jeden Art der Regierungsform angemessen seye, indem für freye Völker diese oder jene, für slavische Völker hingegen, andere Arten von Auflagen schicklicher sind.

Endlich sucht der Verfasser, nach dem Fingerzeige eben dieser Grundsätze, jede Art des Drucks und der Erpressung mit der Wurzel wegzuschneiden, indem er schickliche Mittel vorschlägt, tausenderley in diesem Stücke vorwaltende Krankheiten des Staatskörpers aus dem Grunde zu heben. Diese Principia sind so fruchtbar, daß ein aufmerksamer Leser unzählige und unübersehbare Folgen daraus ziehen kann.

Bis hierher hat der Verfasser den Geist der Gesetzgebung nach den innern Verhältnissen derselben, das ist, mit Hinsicht auf die Staatsverfassung, auf die Schutz- und Troßmacht der Regierung, und auf die Freyheit, untersucht. Nunmehr zieht er auch die äußeren Verhältnisse in Erwägung, und betrachtet sie mit Hinsicht auf die physische Beschaffenheit des Clima und des Erdbodens, auf den Gemeingeist der Nation, den Handel und die Bevölkerung.

Die Vernunft, die Erfahrung, die Schriften und mündlichen Nachrichten aller Zeiten und aller Länder haben einstimmig den Einfluß der Natur, und besonders des Clima, auf die Sitten und den Charakter der Menschen anerkannt, so, daß derjenige, der diesen Einfluß in Zweifel zu ziehen wagen würde, für einen schwachen Kopf würde gehalten werden.

Sonach beleuchtet denn auch unser Autor die Geseze von der Seite, wo sie eine besondere Be-

ziehung auf die Natur des Clima haben; und so wie es überhaupt eine der vorzüglichen Schönheiten dieses Werks ist, daß eine bewundernswürdige, wenn gleich nicht ausdrücklich angegebene Ordnung jeder Sache einen Platz anweist, den man ihr nicht nehmen darf, so handelt er denn auch bey der Untersuchung, die er über dieß Verhältniß der Gesetze gegen die Natur des Clima anstellt, von der bürgerlichen, der häuslichen und der politischen Sclaverey.

Die bürgerliche Sclaverey, sagt der Verfasser, ist ein durch die Gesetze eingeführtes Recht, vermöge dessen ein Mensch auf eine solche Weise das Eigenthum eines andern Menschen wird, daß derselbe unumschränkter Herr über sein Leben und seine Güter ist. Die häusliche Sclaverey ist die, nicht zum Wohl der Familie, sondern in der Familie eingeführte Knechtschaft der Weiber. Die politische Sclaverey ist diejenige Knechtschaft, da ganze Nationen von einer despotischen Regierung beherrscht oder tyrannisirt werden. Bey der Untersuchung dieser letztern, der politischen Sclaverey, zeichnet sich der Verfasser insonderheit durch neue und lichtvolle Bemerkungen aus.

Fast möchte man sagen, daß Alles, was der Verfasser von den Gesetzen in Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit des Clima, und insonderheit in Betracht der Sclaverey sagt, mehr aus seinem Herzen als aus seinem Verstande geflossen, ihm mehr durch ein Gefühl der Religion als durch politische Hinsichten eingegeben worden sey. Denn theils sucht er hier die Menschen zur Arbeit zu wecken, um den Kunstfleiß zu ermuntern; bald em-

pfiehlt er dabey die Menschenliebe, die Sanftmuth, die Vorsichtigkeit, die Liebe für das Vaterland selbst der verächtlichsten Nation; und eben so sehr läßt er es sich angelegen seyn, gute Sitten einzufloßen.

Um desto auffallender ist es, daß man gerade dieses Kapitels wegen anfänglich mit allgemeinem Ungestüme auf den Verfasser losgestürmet hat. Aber, man muß entweder dieß vortreffliche Buch nur flüchtig und gleichsam nur im Laufe gelesen haben, oder man muß sehr wenig Gerechtigkeit besitzen, wenn man ihn hier anklagen will.

Ich nehme es mir nicht heraus, mir den Titel eines Vertheidigers des Verfassers anzumassen. Er hat sich bereits selbst hinlänglich gerechtfertiget, und er hat dieß mit einer Mäßigung gethan, die einem Geiste, den die Natur über Andere zu herrschen bestimmt hat, eigen und angemessen ist. Er ist einer von den geschickten Kämpfern, die zwar nicht ihre Gegner zu Boden werfen, aber ihnen doch die Hände so heftig drücken, daß sie gezwungen sind, um Gnade zu bitten, und den Kampf aufzugeben.

Und so wie überdieß in einem Werke, wobey es auf Raisonnement ankommt, einzelne Worte und Redensarten, und öfters ganze Seiten aus dem Zusammenhange gerissen, für sich allein keinen Sinn haben, sondern der Verstand derselben von der Verbindung abhängt, worin sie mit den übrigen Sachen stehen, mithin auch hier die Begriffe, die befremdlich zu seyn scheinen, sich immer auf das Vorhergehende beziehen, und aus demselben erklärt werden müssen; so wird auch das Buch durch das Buch selbst gerechtfertiget.

Anstatt, daß unser Schriftsteller irgendwo und auf irgend eine Weise die physischen Wirkungen des Clima's hätte in Schutz nehmen wollen, so hat er vielmehr ausdrücklich erklärt, „daß er nicht die Gesetze, wohnheiten rechtfertige, sondern nur die Ursachen, davon angebe (*).“

Er läßt unserer Religion die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie über das Clima so wohl als über die Gesetze, die daraus entspringen, zu siegen wisse. „Das Christenthum ist es, sagt er, das die glücklichen Zeiten, in welchen weder Herr noch Slave war, in unsere Climata zurückgebracht hat.“ (**) Und an einem andern Orte bemerkt er, daß „wir in Dingen, die auf die Religion eine Beziehung haben, Alles, dasjenige uns gern gefallen lassen, was eine gewisse Anstrengung und Selbstüberwindung erfordert.“ (***) Er beweiset dieß mit dem Beispiele des ehelosen Standes, der denjenigen Völkern, welchen er am wenigsten gemäß zu seyn geschienen, am angenehmsten gewesen sey.

Er verdankt es unserer Religion, daß sie den Despotismus in Aethiopien, ungeachtet der Größe dieses Kaiserthums und der Lasterhaftigkeit des Clima, sich festzusetzen gehindert, und die Europäischen Sitten mitten nach Afrika verpflanzt habe (†).

Und wie er überzeugt ist, daß die guten Grundsätze, die guten Gesetze, die wahre Religion an und für sich selbst von allen und jeden physischen Wirkun-

(*) Buch 16, Kap. 4. des Originals.

(**) Buch 15, Kap. 7.

(***) Buch 25, Kap. 4.

(†) Buch 24, Kap. 3.

gen unabhängig seyn, daß das, was in einem Lande gut ist, es auch in dem andern sey, und daß eine Sache nicht in einem Lande böse seyn könne, ohne es auch in einem andern zu seyn; so bemühte er sich, hieraus die Nothwendigkeit der guten Gesetze jedermann fühlbar zu machen, um die widrigen Wirkungen des Clima zu besiegen.

Wenn er demnach von dem Charakter der Indier redet, so sagt er: „So wie eine gute Erziehung, den Kindern nöthiger ist, als solchen Menschen, deren Seelen bereits zu reifern Verstande gelangt ist; so sind auch die Völker dieses Clima's eines weisen Gesetzgebers mehr benöthiget, als die in unserm Clima wohnenden Völker; u. s. w.“ (*)

Hieraus leitet er eine wichtige Wahrheit her, daß nämlich diejenigen, die die Laster des Clima begünstiget haben, schlechte Gesetzgeber sind, diejenigen hingegen, die sich denselben widersetzen, gute Gesetzgeber sind. (**)

Auch sagte er, daß, je mehr das Clima die Menschen antreibe, den Anbau der Erde zu vernachlässigen desto mehr die Religion und die Gesetze sie dazu aufmuntern müßten (**). Er lobt deswegen die Chinesischen Landesverordnungen, die darauf besonders Rücksicht nehmen, das Volk zum Ackerbaue aufzumuntern (+); und er bemerkt, daß es selbst mitten in Europa gut seyn würde, den Landleuten, die ihre

(*) Buch 14, Kap. 3.

(**) Das. Kap. 5.

(***) Das. Kap. 6.

(+) Das. Kap. 8.

Acker am besten pflügen und bestellen würden, in eben dieser Absicht Prämien auszusetzen. (*)

Er will, daß in denen Ländern; in welchen das Clima dem Weine zuwider ist, der übertriebene Genuß desselben auf's schärfste bestraft werde. (**)

Wenn er von der Slaverey in Hinsicht auf das Clima redet, so sagt er, daß es kein Clima auf dem Erdboden gebe, in welchem man nicht freye Menschen zur Arbeit vermögen und gewöhnen könne, und er stimmt darüber laute Klagen an, daß, weil die Gesetze von schlechter Beschaffenheit gewesen, man auch eben deswegen träge Menschen gefunden; und weil die Menschen träge und faul gewesen wären, man sie dann zu Slaven gemacht habe. (***) Seiner Überzeugung nach müssen die bürgerlichen Gesetze auf der einen Seite den Mißbrauch der Slaverey, und auf der andern Seiten die Veranlassung zu derselben und die damit verbundenen Gefahren, aufzuheben suchen. (†)

Er beklagt das Unglück der Muhammedanischen Länder, in welchen der größte Theil der Nation nur dazu bestimmt ist, Werkzeuge der Wollust des übrigen Theils zu seyn, da doch, seiner Meinung nach, die Slaverey, wenn sie ja Statt finde, nur zum Nutzen gereichen, nicht aber zur Wollust dienen müsse. „Denn,“ sagt er, „da die Gesetze der Keuschheit in dem Rechte der Natur gegründet sind, so müssen sie sich auf alle und jede Nationen der Welt erstrecken, und von ihnen befolgt werden.“ (††)

(*) Buch 14, Kap. 9.

(**) Das. Kap. 10.

(***) Buch 15, Kap. 8.

(†) Buch 15, Kap. 11.

(††) Buch 15, Kap. 12.

Wenn er von der Vielweiberey handelt, die man in verschiedenen Erdstrichen findet; so bezeugt er, daß er zwar die Ursachen davon anzugeben, auch wohl die Gründe wisse, die man dafür anzuführen pflege, daß er aber gleichwohl den Gebrauch derselben nie billigen, viel weniger rechtfertigen könne (*). Er beweiset es, daß die Polygamie weder dem menschlichen Geschlechte überhaupt, noch einem von beyden Geschlechtern insbesondere nützlich, sondern vielmehr ihrer Natur nach, und schon an und für sich selbst etwas Böses sey, und er stellet davon die traurigsten Folgen auf. (**)

Endlich zeigt er, daß wenn die physische Gewalt gewisser Climata den natürlichen Rechten beyder Geschlechter widerstreite, alsdann es die Pflicht des Gesetzgebers sey, solche bürgerliche Gesetze zu geben, die der Natur des Clima Zwang auflegen, und die ursprünglichen Gesetze der natürlichen Schamhaftigkeit und Keuschheit wieder herstellen. (***)

Wenn die Gesetze auf die verschiedenen Climata, die kalten, heißen und gemäßigten, Rücksicht nehmen müssen, vornämlich um den Lastern derselben entgegen zu wirken; so müssen sie auch auf die Natur des Erdbodens eine gehörige Beziehung haben. In dem der Verfasser sie in der letztern Hinsicht in Erwägung zieht, so eröffnet er unsern Augen die schönsten Schauspiele der Natur, die selbst in ihren mannigfaltigen Abwechselungen immer einer Art von regelmäßiger Ordnung folgt. Er zeigt uns, wie diese weise Regentinn oft gewußt hat, die Freyheit, die Sitten, das bürgerliche Recht, das Staats- und Völ-

(*) Buch 16, Kap. 4.

(**) Buch 16, Kap. 6.

(***) Buch 16, Kap. 12.

ferrecht, die Anzahl der Einwohner, ihren Kunstfleiß, ihren Muth, von der Beschaffenheit des Bodens, er mag fruchtbar oder unfruchtbar, angebauet oder nicht angebauet, Geest- oder Marschland seyn, ingleichen von der Lage, sie bestehe aus Bergen, Ebenen oder Inseln, und so auch von der Lebensart der Nationen, sie mögen Ackerbau treiben, Jäger oder Hirtenvölker seyn, abhängen zu lassen. Er dringt in die verschiedenen Verhältnisse, in welchen die Geseze mit der Beschaffenheit des Erdbodens stehen, so tief ein, daß man geneigt wird zu sagen, die Natur habe ein Wohlgefallen daran gefunden, ihm ihre verborgensten Geheimnisse anzuvertrauen.

Um uns diese Verhältnisse gleichsam zu versinnlichen, gehet der Verfasser in die entferntesten Länder. Bald folgt er den Horden der Tartaren, bald siehet man ihn in den unermesslichen Gefilden der Araber mitten unter ihren Herden; dann gefällt es ihm, bey den wilden Amerikanern den Weibern zuzuschauen, die neben ihrer Hütte ein Stück Land bestellen, während daß ihre Männer sich mit der Jagd und dem Fischfange beschäftigen; und endlich bleibt er in den Waldungen und Morästen der alten Germanier stehen. Bey der naiven Schilderung, die er uns von diesen einfachen, ohne allen Kunstfleiß lebenden, bloß durch Hütten von Niedgras an ihr Land gebundenen Hirtenvölkern macht, geräth man in Versuchung zu glauben, daß er den Leser nicht so wohl unterrichten, als vielmehr ihn durch den Anblick einer schönen Landschaft von Poussin aufheitern, und ihn für die langwierige Ermüdung eines mühsamen und ernsthaften Nachdenkens habe schadlos halten

wollen. So hält es selbst die Vernunft nicht unter ihrer Würde, Andern Vergnügen zu machen.

In der That siehet man mit einem wahren Vergnügen, wie glücklich der Verfasser das bewundernswürdige Werk des Tacitus über die Sitten der alten Teutschen den zerstreuten Trümmern der barbarischen Teutschen Geseze anzuschließen, und vermittelst einer glücklichen Vereinigung dieser schäßbaren Denkmahle, die sonst nichts mit einander gemein zu haben schienen, ein neues Licht über das bekannte Salische Gesez zu verbreiten weiß, von welchem er mit Bestande der Wahrheit sagt, daß zwar Viele davon gesprochen, aber Wenige es gelesen haben. Man muß es gestehen, wir haben Ursache, die Nachlässigkeit zu bereuen, in welche wir in Betracht des Studiums der Alten verfallen sind, und es kann uns davon nichts stärker überzeugen, als wenn wir sehen, wie gut der Verfasser diese schönen Überbleibsel des Alterthums genuzet hat.

Indem er nämlich diesen Hirtengesetzen der Germanier, die dem Boden, den sie bewohnten, so fest angeknüpft sind, auf dem Fuße nachfolgt; so weiß er einem verworrenen Haufen unverständlicher Begebenheiten der mittlern Zeiten ein neues Leben zu geben, und gleichsam aus einem edeln Moder die Staatsgesetze der Stifter der Französischen Monarchie hervorgehen zu lassen.

Aus diesem Allem muß man dann den Schluß machen, daß über die Wilden und diejenigen Völker, die keinen Ackerbau treiben, die Natur und das Klima fast ganz allein die Herrschaft führen, wenn dieß der Verfasser an einem andern Orte bestimmter und deutlicher zu erkennen gibt. (*) Er hat also sagen wollen,

(*) Buch 19, Kap. 4.

und er hat es ausdrücklich gesagt, daß die physische Beschaffenheit des Clima und des Erdbodens keinen Einfluß auf diejenigen polizirten Länder haben könne, in welchem man verbunden ist, sich nach der wahren Religion, nach den eingeführten Gesezen, den Maßregeln der Regierung, den Beyspielen, den Sitten und der daselbst üblichen Lebensart zu richten.

An einem andern Orte räumt er jedoch ein, daß unter diesen vielen Ursachen bey jeder Nation immer eine und die andere vorhanden sey, die stärker und nachdrücklicher, als die übrigen wirke, so daß die letztern derselben nachstehen müßten.

Diese herrschende Ursache bildet nun den fast unauslöschlichen Charakter einer jeden Nation, und regiert und lenkt sie, ohne daß sie es selbst einmahl weiß, durch geheime und verborgene Triebfedern. Vermittelt dieser starken Gesichtszüge unterscheidet man eine Nation von der andern. Diesen unterscheidenden Zügen, oder nach der Sprache unsers Autors, diesem Gemeingeiste, mit Gewalt eine andere Richtung geben zu wollen, würde eine Tyranney seyn, die, nach seiner, wenn gleich einsältigen Meinung, nothwendig eben so traurige Folgen hervor bringen würde, als eine wirkliche Tyranney, das ist, eine gewaltthätige Regierung immer hervorbringen muß.

Der Verfasser hat die Wichtigkeit dieses großen Verhältnisses sehr stark gefühlt, in welchem die Geseze mit dem Gemeingeiste, den Sitten, der Lebensart stehen, als welche vermöge ihres großen Einflusses auf die Denkungsart, die Meinungen und die Handlungsart einer ganzen Nation weit gebietherischer regieren und herrschen, als die Geseze. Er hat eingesehen, wie äußerst vorsichtig man seyn müsse, wenn man in diesen Gemeingeist eine Veränderung übertra-

gen oder in denselben hervorbringen will, damit man nicht, indem man die politischen Laster beschränken will, zugleich die politischen Tugenden, die oft daraus herfließen, beschränken möge. Auch bemüht er sich alle diese Verhältnisse in ein völliges Licht zu setzen.

Er will nämlich, daß wenn man die Völker aufklären, sie von ihren durch die Zeit grau gewordenen und gleichsam bey ihnen geheiligten Irrthümern abziehen, sie eines bessern belehren will, man dabey langsam zu Werke gehen, und nur von Stufe zu Stufe fortschreiten soll, weil man den Staat durch eine plötzliche Verbesserung großen Gefahren aussetzen würde. Eben so muß die Veränderung der Sitten und der Lebensart, wosern sie nöthig ist, nur durch andere Sitten und eine andere Art zu leben, nie aber durch Geseze, bewirkt werden, weil unter den Gesezen und unter den Sitten sich ein großer Unterschied befindet, indem jene nur besondere und bestimmte Anweisungen des Gesetzgebers enthalten, diese aber auf die Anweisung der ganzen Nation gegründet sind. Hieraus folgt dann, daß so wie man den Lastern nur durch Strafen Einhalt zu thun vermögend ist, man auch die Lebensgewohnheiten nur durch Beyspiele ändern kann.

Zugleich belehrt er uns auch, daß man sich wohl hüten müsse, den Lebensgewohnheiten und Sitten des Volks, wosern sie nicht den Grundsätzen der Regierung zuwider sind, durch Geseze Zwang aufzulegen, um nicht dadurch seinen Tugenden zugleich einen Zwang aufzulegen.

Bey dieser Gelegenheit stellet er ein eben so unparteyisches als auffallendes Gemählde von dem Charakter seiner Landsleute auf. Das lustige, oft an

Leichtsinn grenzende flüchtige Wesen, die Lebhaftigkeit, die denselben eigen sind, sind, um mich seiner eigenen Ausdrücke zu bedienen, nur kleine unbedeutende Fehler, die dem Auge zugleich entschwinden, wenn man die ihnen gleichfalls eigene Offenheit und Freymüthigkeit, wenn man die Edelmüthigkeit, das Ehrgefühl, den Muth, welche sie besitzen, und woraus so erhabene Vortheile entspringen, dagegen hält. Selbst einige ihrer Laster, insonderheit die Sucht zu gefallen und sich überall zuzudringen, der Hang Gesellschaften und Vergnügen zu genießen, und besonders sich dem Frauenzimmer anzuschmiegen, befördere den Kunstfleiß, die Manufacturen, die feinere Lebensart, den guten Geschmack überhaupt bey dieser Nation. Diese Fehler also verbessern wollen, hieße nichts anders, als dem Gemeingeiste zum großen Nachtheile der Nation Fesseln anlegen. Man muß dabey so verfahren, wie die Baumeister des Alterthums zu verfahren pflegten, wenn sie die dicht an die Tempel ihrer Götter stoßenden Häuser abbrechen wollten; sie ließen die Theile der Gebäude, die dieselben berührten, unangetastet stehen, weil sie befürchteten, ein Heiligthum anzutasten.

So wie in den gewöhnlichen Verordnungen immer eine oder die andere Ursache vorhanden ist, die eine stärkere Wirkung als die übrigen thut, welches denn auch eben dasjenige ist, was, mit unserm Schriftsteller zu reden, den Gemeingeist der Nation bildet; so hat man hingegen in einigen besondern Verordnungen alle diese Ursachen, ob sie gleich noch sehr von einander unterschieden sind, nämlich Gesetze, Sitten, Gewohnheiten, Lebensarten, u. s. w. unter einander geworfen und sie mit einander vereinigt. Diese Vereinigung findet der Verfasser in den alten Verordnungen

gen des Eykurg; und da die Entfernung der Örter in Erfassung unser dieselbige Wirkung thut, als die Entfernung der Zeit, so sucht er mit glücklichem Erfolge die Ursachen einer gleichen Vereinigung in den Verordnungen der Chinesischen Gesetzgeber auf. Er dringt tief in die Grundsätze der Verfassung dieses ungeheuern Reichs, und in den besondern Gegenstand der Regierung desselben ein, um die genaue und innige Verbindung desto besser bemerklich zu machen, in welcher die Dinge mit einander stehen, die sonst, zum Beyspiele die Ceremonien und gottesdienstlichen Gebräuche, für die Grundverfassung des Reichs sehr gleichgültig scheinen könnten.

Er zeigt uns, wie die Gesetze überhaupt mit den Sitten im richtigen Verhältnisse stehen, und welchen Einfluß folglich die Güte der Sitten auf die Einfachheit der Gesetze habe. In der That eine Entdeckung einer reichhaltigen Goldgrube, vermittlest welcher sich die verschiedenen Theorien sehr gut entwickeln lassen, wovon jedoch der Verfasser hier nur einen Fingerzeig gibt, um uns von dem echten Geiste der Römischen Gesetze, die jedes Mal den Sitten so genau angemessen waren, einen richtigen Begriff zu machen.

Denn, welcher ein himmelweiter Unterschied befindet sich nicht unter denjenigen Gesetzen, die jenen uralten und ersten Römern gegeben wurden, welche eben so sehr aus eigener Neigung, als aus Furcht vor den Gesetzen, sich gut betrug, und sich einander nichts weiter als den Vorzug in der Tugend streitig machten, und unter jenen Verordnungen, wodurch man dem Luxus, dem Geitze, dem Stolze eines Volks entgegen zu wirken sich gezwungen sah, das seit dem so großen Verderben der Regierung sich allen Arten

der Ausschweifung überließ, und alle göttlichen und menschlichen Dinge mit Füßen trat!

So wie die Geseze durch die guten Sitten gedeckt werden, so finden auch hinwiederum die guten Sitten eine Stütze an den Gesezen. Unser Autor, der die Folgen dieser wechselseitigen Entgegenwirkung sehr genau zu berechnen weiß, und dessen durchdringender Scharfsinn weit genug vor sich blickt, um alle verschiedene Verhältnisse zu übersehen, alle noch so weit entfernte Aussichten in's Auge zu fassen, siehet denn auch den Charakter, die Sitten, die Lebensgewohnheiten vorher, die aus den Englischen Gesezen und der Englischen Verfassung entsprungen sind, und noch ferner hervor entspringen werden, deren Grundsätze er anderswo so genau entwickelt, daß er sich dadurch gleichsam eine Vorkenntniß künftiger Begebenheiten erworben hat, und so dem Tacitus gleich kommt, der die Ursachen von dem Sturze des Römischen Reichs einige Jahrhunderte vorher sah.

Bey dem Anblicke des Gemählde, das er uns von dieser Nation und den dazu gehörigen Völkern, die er mehr als ihre Verbündeten als ihre Mitbürger betrachtet, vor Augen stellt, könnte man sagen, daß er alle ihre Leidenschaften und Neigungen, das Schreckliche und Feindselige, was ihr eigen ist, ihre Schwachheiten, die Hoffnungen, womit sie sich schmeichelt, ihre Streitsüchtigkeit, ihre Eifersucht, den Haß und Groll, den sie gegen andere Nationen hägt, ihr ungegründetes, ruhmräthiges Geschrey, ihre Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, welche sämmtlich, anstatt die Eintracht ihrer Verfassung zu schwächen, vielmehr zur völligen Übereinstimmung aller ihrer Par-

teyen sich vereinigen, angenommen und sich zu eigen gemacht habe.

Er übersieht es mit einem Blicke, wie die Geseze dieses freyen Landes zu jenem Handelsgeiste, zu der Aufopferung ihrer Vortheile, zur Vertheidigung der öffentlichen Freyheit, zu dem so außerordentlichen Credite, worin dort selbst erdichtete Reichtümer stehen, zu der Troß und Schuzmacht der Regierung, zu dem großen Einflusse der Nation auf die Angelegenheiten ihrer Nachbarn, zu dem Vertrauen auf ihre Treue und Glauben, das bey Unterhandlungen so nothwendig ist, haben beytragen müssen.

Er sagt es vorher, was für Folgen hieraus in Ansehung des Rangs, der Würden, des Luxus, und besonders jener vorzüglichen Achtung wirklicher Eigenschaften, das ist, des Reichthums und der persönlichen Verdienste, haben entstehen müssen.

Endlich entwickelt er auch, wie der den Engländern eigene Geist der Entfernung von aller auf Muße gegründeten Höflichkeit, wie jene Mischung von Stolz und falscher Scham, wie die unruhige launige Sinnesart mitten unter glücklichen Umständen, wie die so auffallende Bescheidenheit und Furchtsamkeit des weiblichen Geschlechts, wie die vorzügliche Schätzung des echten Wizes vor allem demjenigen, was nur Folge des Geschmacks ist, wie das Studium der Politik, das sogar auf die Berechnung zukünftiger Begebenheiten Anspruch macht, wie die Freyheit zu denken und zu raisonniren, sich nach und nach habe bilden können.

Das Bild, das hier der Verfasser von einer so großen Europäischen Handels-Nation gemacht hat,

einer Nation, die seinem Urtheile nach selbst ihre politischen Vortheile den Handelsvortheilen nachsetzet, einer Nation, von welcher er selbst so sehr geliebt und geschätzt ward, führt ihn dann zur Untersuchung der Geseze in Hinsicht auf den Handel, und zwar nach der Natur und den verschiedenen Zweigen desselben, nach den Veränderungen, die er in der Welt erlitten hat, und nach dem Verhältnisse, worin er mit dem Gebrauche des Geldes steht.

Ich habe es bereits erwähnt, daß dieß ganze Buch nur in der Absicht geschrieben zu seyn scheint, Bescheidenheit, Menschenliebe und gute Sitten einzufloßen. Mit Vergnügen lernt man denn auch hier, daß der Handelsgeist dazu dient, schädliche Vorurtheile zu heben, sanfte Sitten zu befördern, und die Nationen zum Frieden hinzuleiten, weil alle und jede menschliche Verbindung auf gegenseitige Bedürfnisse gegründet sind.

Und eben so tröstlich ist es auch für manche unglückliche Völker, wenn sie hier die Versicherung erhalten, daß, wenn sie gleich arm sind, zwar nicht durch die Härte der Regierung, sondern weil sie die Bequemlichkeiten des Lebens nicht geschätzt oder auch nicht gekannt haben, sie dennoch große Dinge thun können, weil ihre Armuth einen Theil ihrer Freyheit ausmacht.

Hieraus läßt sich ersehen, wie genau der Geist des Handels mit der Verfassung des Staats in Verbindung steht. Unter der Regierung eines Einzigen ist er auf den Luxus gegründet; unter einer republikanischen Regierung gründet er sich gemeiniglich auf Wirthschaftlichkeit. Da nun unter der letztern Regierungsform der Handelsgeist den Geist der Sparsamkeit, der

Mäßigkeit und Arbeitsamkeit, den Geist der Klugheit, der Ruhe, der Ordnung und Regelmäßigkeit zum Gefolge hat; so ist es leicht zu begreifen, wie es zugehe, daß der große Reichthum der Privat = Personen daselbst die guten Sitten nicht verdirbt.

Indem der Verfasser der Hülfsquellen dieses Oekonomie = Handels entwickelt, so gibt er dann auch die Grundsätze desselben, nebst den Ursachen an, warum gewisse Handelseinrichtungen, als Handlungsgesellschaften, Banken, Freyhäfen, der Regierung Mehrerer angemessener sind, als der Regierung eines Einzigen; Grundsätze, die jedoch genau untersucht, und ohne sie von der weisen Administration derer, die an der Spitze der Geschäfte stehen, abzusondern, auch unter der Regierung eines Einzigen manche Einschränkung leiden.

Die großen Wahrheiten, die der Verfasser hier festsetzt, um sich den Weg zu den Angelegenheiten des Handels zu bahnen, zeigen zur Genüge, wie sehr man sich irret, wenn man glaubt, daß die Wissenschaften mit den Lebensgeschäften unverträglich seyen. Dieß sieht man vornämlich da, wo er den richtigen Begriff der Freyheit in Handelsangelegenheiten bestimmt, der von der gewöhnlichen Bedeutung dieses Werks so weit abgeht, daß diese Freyheit mehr eine Sclaverey als Freyheit zu seyn scheinen könnte; in gleichen, wo er uns sagt, wie wichtig es zur Aufrechthaltung dieser Freyheit sey, daß der Staat zwischen seinem Zollhause und seinem Handel eine völlige Neutralität beobachte; wo er uns belehrt; daß das Gesetz bey Angelegenheiten dieser Art mehr auf das, was dem ganzen Staate zuträglich ist, als auf die Freyheit eines einzelnen Bürgers, sein Augenmerk

richten müsse; wo er endlich zeigt, daß dasjenige Land, welches das größte Mobiliar = Vermögen in der Welt, als bares Geld, Banknoten, Wechselbriefe, Actien von Handlungs = Compagnien, Schiffe und Waaren, besitzt, bey dem Handel gewinnt, und hingegen ein Land, das dieser Effecten beraubt, und folglich gezwungen ist, immer weniger zu versenden, als es bekommt, sich eben dadurch aus dem Gleichgewichte setzt, mithin bey dem Handel verliert und endlich arm wird.

Diese wichtigen Theorien konnten unter den Händen unsers Schriftstellers nicht unfruchtbar bleiben. Sonach gibt er denn vermittlest derselben sehr vernünftige Einrichtungen bey dem Handelswesen an die Hand, ohne sich jedoch durch eine knechtische Genauigkeit zu binden. Hier eilet der Verfasser, mehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch Bürgergeist als philosophischen Geist geleitet, an's Ende der Sache zu kommen. Er will, daß der Leser die Mühe übernehmen soll, durch sein Nachdenken andere Wahrheiten in die Kette dererjenigen zu setzen, die er bereits auf so festen Grundlagen aufgestellt hat. Er reißet ihn zu dem Wesentlichen der Sache mit sich fort, ohne ihn durch lange Umwege zu ermüden; er setzt voraus, daß er dieß Alles schon wisse. (*) Man könnte sagen, seine Bescheidenheit finde ein Vergnügen daran, den Ruhm der Erfindung mit dem aufmerksamen Leser zu theilen.

(*) Semper ad eventum festinat, et in medias res,
Non secus ac notas, auditorem rapit.

Horat. art. poet. v. 148.

So wie unser Autor die Kunst versteht gelehrt zu seyn, ohne zu erröthen, gleich wie Einige unserer Vorfahren es verstanden, Philosophen zu seyn, so versteht er auch die Kunst, ein Philosoph zu seyn, ohne zu erröthen, gleichwie die meisten schönen Geister unserer Zeiten die Kunst verstehen, gelehrt zu seyn. Indem er also diese weise Mittelstrasse geht, so glänzt und triumphirt er vermittelt der unwiderstehlichen Wirkung, die theils ein scharfsinniges und feines Urtheil in den abstractesten Wissenschaften, theils seine geschmackvolle Auswahl unter den aus einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit geschöpften Materialien wechselseitig hervor bringet, überall in seinem ganzen Werke, vorzüglich aber hier, wo er die Geseze in Hinsicht auf die Revolutionen, welchen der Handel auf dem Erdboden unterworfen gewesen, in Erwägung zieht.

Es ist eben so angenehm als lehrreich, wenn man vermittelt seiner lichtvollen Erläuterungen gleichsam mit eigenen Augen siehet, wie und auf was Weise gewisse physische Ursachen, als die Beschaffenheit des Bodens oder das Clima, wie die verschiedenen theils unentbehrlichen, theils Wollust nährenden Bedürfnisse der Nationen, wie bald ihre Faulheit, bald ihr Fleiß, zu allen Zeiten die Natur des Handels in so manchen Ländern haben leiten und fest halten können.

Eben so ist es ein reizendes und der Untersuchungen eines Geistes der ersten Ordnung, des Geistes unsers Schriftstellers würdiges Schauspiel, wenn man den Handel, bald zerstört, bald bezwängt, bald begünstiget, von Orten, wo er gedrückt wird, entfliehen, ihn da, wo man ihn frey athmen ließ, sich ruhig niederlassen, ihn da, wo man ehemals nichts

als Wüsteneyen, Landseen und Felsen sah, heute zu Tage blühen, und da, wo er ehemals blühet, jetzt nur öde Wüsten stehet! Veränderungen, die der Erde eine solche Gestalt gegeben haben, daß sie sich fast nicht mehr ähnlich stehet.

Indem sich also der Verfasser mit einem wahren Heldenmuth in diese Abgründe der entferntesten Jahrhunderte hinein wagt, so durchstreift er die ganze Erde. Er findet in der sonst so glücklichen Landschaft Kolchis nichts weiter, als eine ungeheure Wüste vor, so daß es unglaublich scheinen könnte, daß sie zu den Zeiten der Römer der Markt aller Nationen der Welt war.

Er beklagt das unglückliche Schicksal der Asiatischen Reiche. Er besucht den nord-östlichen Theil von Persien, Hyrkanien, Margiana, Baktrien, und so weiter. Kaum stehet er den Pflug über die Grundlagen so vieler ehemals so blühender Städte hingehen. Er wandert nach der Nordseite dieses Reichs, nach der Landenge, die das Kaspische Meer von dem schwarzen Meere trennet, und er findet von der zahlreichen Menge von Städten und Nationen, womit dieser schmale Strich Landes in alten Zeiten bedeckt war, nicht die geringste Spur mehr.

Er erstaunet, daß er nicht die ehemahlige Gemeinschaft zwischen den großen Assyrischen, Medischen und Persischen Reichen, und den entferntesten Gegenden des Orients und des Occidents mehr antrifft. Der Druß fällt nicht mehr in das Kaspische Meer; Nationen, die Alles zerstörten, haben ihn abgeleitet; er steht ihn in dürrn Sandfeldern sich verlieren. Der Jaxartes reicht nicht mehr bis an das Meer. Das

ganze Land zwischen dem Kaspischen und dem schwarzen Meere ist nur eine Wüste.

Mitten in diesen ungeheuern Wüsteneyen, die nur noch einige Ruinen oder vielmehr einige Trümmern von der daselbst vorgegangenen Verheerung aufzeigen, erinnert er uns an den Euxus-Handel, welcher ehemals von den Asiatischen Reichen getrieben wurde, da inzwischen die Syrier sich die Vortheile, die aufgeklärte Nationen vor den unwissenden in Händen haben, zu Nuze machten, und den Oekonomies-Handel über den ganzen Erdboden trieben.

Er durchläuft Aegypten, das, ohne auf die Flotten anderer Nationen eifersüchtig zu seyn, zufrieden mit seinem fruchtbaren Boden, keinen auswärtigen Handel führte.

Er bemerkt, daß die Juden, bloß mit dem Ackerbaue beschäftigt, nur zuweilen und nur bey gewissen Gelegenheiten einigen Verkehr getrieben; daß die Phöniciier, ohne Euxus-Handel, sich durch ihre Sparsamkeit, durch ihre Geschicklichkeit und ihren Kunstfleiß, durch die Gefahren und Strapazen, die sie übernahmen, allen Nationen nothwendig gemacht; daß vor Alexanders Zeiten nur die benachbarten Nationen des rothen Meers auf diesem und dem Afrikanischen Meere gehandelt haben.

Er bringt auch hier die so glücklichen Zeiten Athens in Wiedererinnerung, wo diese kleine Republik die Herrschaft zur See hatte, wo sie dem Könige von Persien Gesetze vorschrieb, und die Syrische und Phöniciische Seemacht schwächte, und fast gänzlich herunter brachte.

Er bewundert Korinths glückliche Lage; seinen Handel und Reichthum, so wie auch die Ursachen

und Veranlassungen, wodurch Griechenland überhaupt so reich und blühend wurde, die Schau- und Kampfspiele, die es der ganzen Welt gab, die Tempel, wohin alle Könige Opfer sandten, seine feyerliche Feste, seine Orakel, seine Künste, die nirgends ihres Gleichen hatten.

Die Schifffahrt des Darius auf dem Indus und den Indischen Meeren sieht er mehr als eine Grille eines Fürsten an, der mit seiner Macht groß thun wollte, als wie einen regelmäßigen Entwurf eines weisen Monarchen, der von seiner Macht Gebrauch machen will.

Die mit dem Handel unter Alexander vorgegangene Revolution schreibt er vier großen Begebenheiten zu: der Zerstörung von Tyrus, der Eroberung Ägyptens, der Eroberung Indiens, und der Entdeckung des Meers, das dem letztern Lande gegen Süden liegt.

Hanno's Bericht dient ihm zum Wegweiser, Karthago's Macht und Reichthum zu entdecken, welches, nachdem es Herr von den Afrikanischen Küsten war, sein Gebieth nach und nach längs den Küsten des Oceans immer mehr erweiterte. Es bezaubert ihn die ungekünstelte Einfalt dieses Berichts des Hanno, der als ein Feind aller Prahlerey, seinen Ruhm, wie alle große Feldherren, mehr darin suchte, was er that, als was er schrieb. Hier vergift er den Oekonomie-Handel von Marseille nicht, welches sich nach Karthago's Zerstörung immer mehr Ruf und Ansehen erwarb.

Indem der Verfasser die Nationen des Alterthums nach der Reihe durchgeht, so bezeichnet er uns verschiedene Jahrhunderte hindurch, die Beschaffenheit, den Umfang, die Grenzen ihres Handels, mit

einem so feinen und treffenden Blicke, daß selbst schon bekannte Begebenheiten unter seinen Händen ein neues Interesse bekommen. Und da er nach seinem reinen Geschmacke völlig überzeugt ist, daß man, um den Leser desto besser zu unterrichten, den einförmigen Lehrton vermeiden, dem Vortrage durch Abwechslung mehr Annehmlichkeit und Würde geben, angenehme Überraschungen nur sparsam einmischen müsse; so bringt er uns dann bey einer Gelegenheit, indem er die ernsthaften und die schönen Wissenschaften bis zum Wunder mit einander zu verbinden weiß, voll eigener Entzückung das reizende Homerische Gemählde von den durch Ulysses traurige Schicksale so berühmt gewordenen Ländern in Wiedererinnerung; ein anderes Mahl, wenn er mit bloß mechanischen Übungen zu thun hat, erklärt er uns die physischen Ursachen von den verschiedenen Graden der Geschwindigkeit der Schiffe, wobey er ihre verschiedene Größe und Stärke in Betrachtung zieht; erklärt, woher es komme, daß unsere Schiffe fast mit allen und jeden Winden segeln, die Schiffe der Alten hingegen nur mit einem einzigen Winde segeln konnten, und nach was für einem Maßstabe man die Ladungen, die die letztern einnehmen konnten, berechnet habe. Hier stellet er die Lage und den ehemahligen Handel von Athen mit der Lage und dem gegenwärtigen Handel Englands in Parallele; dort läßt er uns das Project des Seleukus, das schwarze Meer mit dem Kaspiischen Meere zu vereinigen, in Erwägung ziehen; und unter Alexanders großen Entwürfen bleibt er bewunderungsvoll bey der Stadt Alexandria stehen, die dieser Weltbezwinger in der Absicht erbaute, um sich des Königreichs Aegypten, nachdem es der Mittelpunct

der Erdkugel geworden wäre, zu versichern. Durch diese mannigfaltigen, jedes Mahl aber anziehenden und wichtigen Bemerkungen, die der Verfasser bey seiner Reise um die Welt überall einstreuet, und wodurch er gleichsam Alles, was der Strom der Zeiten mit sich fortgerissen hat, wiederum vor unsern Augen zum Vorscheine kommen läßt, wird man fast vermocht, ihn mit dem Zare Peter I. in Vergleichung zu stellen, als welcher gleichfalls auf seinen Reisen durch Europa die in den verschiedenen Ländern damahls vorhandenen nützlichen Anstalten kennen zu lernen, und sich von den Hauptangelegenheiten der Regierungen, von ihrer Macht, ihren Einkünften, ihrem Reichtume, ihrem Handel, zu unterrichten suchte. Als derselbe zu Paris, unter so vielen Bewundernswürdigkeiten dieser bezaubernden Stadt, oder, um es besser auszudrücken, in dieser Schule aller Nationen, die Bilder-Gallerie in Louvre besah, so nahm er den jetzigen König, der damahls noch ein Kind war, bey nahe auf seine Arme, um ihn auf die zärtlichste Weise zu schützen, daß er in dem Gedränge nicht erdrückt werden möchte. Zu Amsterdam, mitten unter den Depositarien und gleichsam Factoren des Handels über den ganzen Erdboden ließ er es sich gefallen, auf dem Werste als ein gemeiner Zimmermann mit zu arbeiten, um den Schiffbau zu erlernen. In England erwarb er sich die Kenntniß, wie dieses Land gewußt habe, nicht so wohl durch seinen Handel, als vielmehr vermittelt seiner Regierungsform sich zur Beschützerinn der Freyheit von Europa zu erheben. Bey seiner Rückkunft nach Rußland faßte er den kühnen Entschluß und brachte ihn zur Ausführung, die beyden Meere an der Erdzunge, wo der Don sich der

Volga nähert, mit einander zu vereinigen, und legte den Grund zu der Stadt Petersburg, in der Absicht, einen Stapelplatz für den Handel der Welt zu errichten.

So voll auch unser Schriftsteller von den beyden Ideen ist, ein Mahl daß der Handel die Quelle der Dauer und der Vergrößerung der Staaten sey, und dann, daß die Römer die beste Polizey in der Welt gehabt hätten; so gesteht er doch zugleich, daß die Römer durch ihren Ruhm, durch ihre kriegerische Erziehung, ihre Staatsverfassung, durch ihr Völkerrecht und ihr bürgerliches Recht, von dem Handel wären entfernt und abgehalten worden. In der Stadt waren sie nur mit Kriegen, mit Wahlen, mit Parteysucht beschäftigt; auf dem Lande bloß mit dem Ackerbaue; in den Provinzen vertrug sich eine harte und tyrannische Regierung mit dem Handel auf keine Weise. Unter diesen Umständen fand denn auch nie eine Eifersucht wegen des Handels bey ihnen Statt. Sie griffen Karthago an, nicht weil es eine Handels-Nation, sondern weil es eine Nebenbuhlerin von Rom, eine kriegerische Nation war. Auch waren in Rom, so lange seine ursprüngliche Verfassung noch in ihrer Kraft bestand, die Vermögensumstände der Bürger beynahe einander gleich; zu Karthago besaßen Privat-Personen königliche Reichthümer. So wie die Römer nur gegen die Landtruppen Achtung hatten, so bestanden ihre Seetruppen und ihr Schiffsvolk insgemein nur aus Freygelassenen. Ihre Staatskunst brachte es mit sich, sich von allen nicht unterjochten Nationen abzusondern und in keine Art der Verbindung mit ihnen zu treten; aus Furcht, ihnen die Kunst zu siegen zuzuführen, vernachlässigten sie die Kunst sich zu bereichern. Ihr innerer Handel bestand bloß in der Ein-

fuhr des Getreides; dieß war aber kein wichtiger Gegenstand des Handels, sondern nur einer weissen Polizen, die die Subsistenz des Volks in Rom nöthig machte. Der Verkehr mit dem glücklichen Arabien und mit Indien waren beynahe die einzigen Zweige des auswärtigen Handels. Aber dieser Verkehr stützte sich bloß auf das Geld der Römer, und wenn gleich die Arabischen und Indischen Waaren zu Rom um einen hundertfachen höheren Preis, als in ihrem Vaterlande verkauft wurden, so zogen doch die Römer diesen Profit von den Römern selbst, und der Staat ward dadurch nicht reicher, sondern ärmer; ob man gleich auf der andern Seite sagen kann, daß dieser Handel den Römern eine große Schifffahrt, das ist, eine große Macht zuwege brachte; daß die immer auf's neue eingeführten Waaren den innern Handel vermehrten, die Künste begünstigten, den Kunstfleiß nährten und unterhielten; daß die Anzahl der Bürger sich nach dem Verhältnisse der neuen Nahrungszweige vermehrte; daß dieser neue Handel neuen Luxus hervor brachte, und daß der Luxus in Rom nothwendig war, weil eine Stadt, die alle Reichthümer der Welt an sich zog, sie durch ihren Luxus zurückgeben mußte.

Indem der Verfasser den Gang des Handels von einem Jahrhunderte zum andern verfolgt, so findet er ihn nach der Zerstörung des Römischen Kaiserthums im Occidente sehr vermindert. Eine Überschwemmung von Barbaren, die einer heftigen Krise der Natur gleich kam, gab, so zu sagen, dem Erdboden eine ganz neue Gestalt, in kurzer Zeit war beynahe aller Handel von Europa weggeschnitten. Der Adel, der überall herrschte, gab sich deßfalls nicht die geringste Mühe. Die Barbaren sahen das Kauf-

männische Gewerbe als einen Gegenstand ihrer Straßenräubereyen an. Einige Überbleibsel von ihren unvernünftigen Gesezen, die noch in unsern Zeiten vorhanden sind, sind ein Beweis der Dummheit, der sie ihr Daseyn verdankten.

Seit der Entkräftung der Römer in den Abendländern, auch nach den Eroberungen der Muhammedaner, fuhr Aegypten, das seine eigenen Regenten hatte, fort, Handel zu treiben. Herr von den Indischen Waaren, zog es die Reichthümer aller andern Länder an sich.

Mitten aus dieser Barbarey brach jedoch der Handel wiederum, wie die Dämmerung aus der Finsterniß, allmählich hervor. Der Verfasser sieht ihn gleichsam aus dem Schoße des Drucks und der Barbarey selbst empor steigen. Die Juden, die aus allen Ländern verbannt waren, erfanden die Wechselbriefe, vermittelst derselben retteten sie ihr Vermögen, und sicherten sich einen Zufluchtsort und bestimmten Aufenthalt. Er bemerkt, daß seit dieser Erfindung die willkürlichen Machtsprüche und gewaltsamen Verfügungen nichts weiter als kleinliche Unvorsichtigkeiten und Übereilungen sind, des Abscheues, den sie einprägen, nicht ein Mahl zu gedenken, und daß man aus der Erfahrung gelernt habe, daß nicht barbarische Strenge, sondern Güte und Gelindigkeit der Regierung Glückseligkeit gewähre. Durch solche weise Anmerkungen weiß der Verfasser immer dem Throne die nützlichsten Wahrheiten darzulegen, die denn in unsern Ländern um desto freymüthiger gesagt und in Erinnerung gebracht werden können, da das Band der Liebe zwischen dem Fürsten und den Unterthanen nirgends stärker als unter uns seyn kann. Der Ver-

fasser hat sich zwar nicht mit Namen genannt; aber man erkennt ihn doch auf die deutlichste Weise an solchen auffallenden Zügen der Weisheit, der Bescheidenheit, der wohlthätigsten und menschenfreundlichsten Denkungsart, die ihn selbst als die Seele der Frömmigkeit ansehen lassen. Er macht es dabey, wie Phidias, der zwar nicht seinen Namen auf das von ihm verfertigte Schild der Minerva gesetzt hatte, aber dafür sein Bildniß darauf stach.

Der Verfasser, der so aufmerksam ist, die Entstehung, den Fortgang, die Wanderungen, den Verfall, und die Wiederaufblühhung des Handels zu entwickeln, wird endlich durch die Entdeckung der beyden neuen Welten in Entzückung gesetzt. Es ist der Handel, der uns mit Hülfe des See-Compasses so wohl Asien und Afrika, wovon wir nur einige Küsten kannten, als Amerika, wovon wir noch gar nichts wußten, hat auffinden lassen. Italien, ach! unser schönes Italien, blieb nun nicht mehr der Mittelpunkt der handelnden Welt; es wurde nun zur Seite gewiesen, wurde in den Winkel gestellt. Inzwischen sey es mir doch erlaubt, hierüber eine patriotische Anmerkung zu machen. Da glücklicher Weise der Keim des großen Genies dieses schönen Landes nicht erstickt ist, und was noch mehr, die Aussichten und Plane seiner Regenten noch immerfort mit der öffentlichen Glückseligkeit im Einklange stehen; so bleibt ihm die Hoffnung aufbehalten, dereinst noch die Früchte von der durch seine Kinder gemachten Entdeckung einzuernten.

Die Spanier machten Entdeckungen und Eroberungen im Westen, die Portugiesen im Osten; aber die übrigen Nationen genossen gleichwohl auch in der

Stille mancherley Vorthelle von ihren Eroberungen. Die Spanier sahen die entdeckten Länder als Gegenstände der Eroberungen an; die übrigen Nationen fanden, daß sie Gegenstände des Handels waren, und gründeten in demselben durch Handelsgesellschaften und Colonien eine Nebenmacht, ohne dadurch dem Hauptstaate einen Nachtheil zuzufügen.

Der Verfasser zeigt theils die Nützlichkeit, theils den Gegenstand der Colonien in unsern Zeiten. Er erklärt die Grundgesetze derselben, die besonders darauf hinweisen, sie in der Abhängigkeit von dem Mutterlande und der Hauptstadt desselben zu erhalten. Er setzt die Weisheit dieser Gesetze in ein desto helleres Licht, indem er sie mit dem entgegen gesetzten Betragen der Karthaginer in Vergleichung stellt, die, um einige besiegte Nationen durch einen überspannten Ehrgeiz, der sie unter die Menschheit herab würdigte, desto abhängiger zu machen, ihnen bey Lebensstrafe verbotnen, etwas zu säen, zu pflanzen oder etwas Ähnliches zu thun; ein Verboth, an welches man nicht ohne Abscheu und Verwünschung sich erinnern kann.

Er schätzt es als ein vorzügliches Glück, daß Europa durch die Entdeckung der neuen Welt zu einer so hohen Stufe der Macht gelangt ist, daß sein Handel und seine Schifffahrt sich über die drey übrigen Welttheile erstrecken. Amerika hat Europa mit Asien und Afrika verbunden. Es liefert denselben das Material zu seinem Handel mit dem so großen Theile von Asien, den man Ostindien nennt; das Metall, das zu dem Handel als Zeichen so nützlich ist, ward die Grundlage des größten Handels auf dem Erdboden als Waare. Die Schifffahrt nach Afrika ward noth-

wendig, weil sie zu der Bearbeitung der Bergwerke und des Landbaues in Amerika Menschen lieferte.

Da Westindien, anstatt von Spanien abhängig zu seyn, das Hauptland geworden ist; so wundert sich der Verfasser nicht, daß das zum Nebenlande gewordene Spanien ungeachtet der aus Amerika gezogenen unermesslichen Reichthümer, und was noch mehr ist, ungeachtet seines reinen und heitern Himmels und seiner eigenen Naturreichthümer, arm geworden ist. Der Bau der Bergwerke in Mexico und Peru zerstört den Ackerbau in Spanien. O ihr! die ihr an der Spitze der Landesregierung steht, die ihr die Vertauten der Gedanken der Fürsten und die Ausleger ihres Willens seyd, höret das große Princip, daß unser Schriftsteller bey dieser Gelegenheit festsetzt: „Eine öffentliche Abgabe, die nur von dem Zufalle, nicht aber von dem Kunstfleisse der Nation, nicht von der Anzahl der Einwohner ihres Landes, nicht von dem Anbaue ihrer liegenden Gründe abhängt, bleibt immer eine schlechte Art des Landesreichthums.“

Der Verfasser wirft hier die Frage zur Untersuchung auf, ob Spanien, da es den Westindischen Handel nicht selbst führen kann, nicht besser thäte, wenn es denselben den Ausländern frey ließe. Er merkt jedoch selbst an, daß hierbey noch andere Umstände, insonderheit die Gefahr einer großen Staatsveränderung, mithin auch alles das Unheil, das man als unzertrennlich damit verbunden, schon vorher sieht, und das oft noch nicht einmahl so gefährlich ist, als das, was man nicht vorher sehen kann, mit in Betrachtung gezogen werden müsse.

Nachdem der Verfasser die Geseze in Hinsicht auf den Handel, theils seiner Natur und seinen ver-

schiedenen Zweigen nach, theils nach den mit denselben vorgegangenen Revolutionen betrachtet, in Erwägung gezogen hat; so untersucht er nun auch die Geseze in Betreff des Geldes.

Er erklärt zuvörderst die Ursache, warum man den Gebrauch des Geldes eingeführt hat, welche die Nothwendigkeit des Tausches, und die dabey wegen der Ungleichheit der Producte eines jeden Landes eintretende Beschränklichkeit war; dann erwägt er die Natur und den Zweck des Geldes, welcher darin besteht, daß das Geld den Werth der Waaren als Zeichen vorstellen soll; ferner seine äußere Gestalt, die das Gepräge, den Stempel eines jeden Staats ausmacht. Darauf untersucht er, in was für einem Verhältnisse das Geld, wofern es dem Staate nützlich und zuträglich seyn soll, mit den Dingen stehen müsse, die es vorstellt. Er unterscheidet wirkliche und eingebilddete oder idealische Münzen. Wirkliche Münzen, sagt er, sind die, die eine gewisse Schwere und eine gewisse, ihren Werth bestimmende Aufschrift haben, und von gehörigem Schrote und Korne sind. Sie werden eingebilddete Münzen, wenn man einen Theil des Metalls von jedem Stücke abnimmt, jedes einzelne Stück kleiner oder geringhaltiger ausprägt, und ihm doch dieselbige Benennung läßt. Damit der Handel blühen könne, müssen die Geseze dahin sehen, daß man wirkliche Münzen gebrauche, und sie müssen jede Operation verhüten, wodurch sie zu eingebilddeten und idealischen Münzen gemacht werden können, weil dadurch im Staate gewaltige Zerrüttungen angerichtet werden. Zeugen davon sind die tiefen und grausamen Wunden, die noch jezt in verschiedenen Ländern bluten.

Der Verfasser belehrt uns, daß das Gold und Silber sich bey gebildeten Nationen immer vermehren, es sey nun, daß sie es aus ihren eigenen Bergwerken ziehen, oder es da suchen, wo es zu haben ist; und daß hingegen beyde sich bey barbarischen Nationen immer vermindern.

Er zeigt, daß das Silber aus den Amerikanischen Bergwerken nichts weiter als eine bloße Waare sey, die Europa als Tauschwaare bekommt, und als Tauschwaare wieder nach Ostindien verschickt. Mithin ist eine größere Menge Gold und Silber vortheilhaft, wenn man diese Metalle als Waaren betrachtet; sie ist es aber nicht, wenn man sie als Zeichen des Werths ansieht, weil ihr Überfluß ihrer Eigenschaft als Zeichen nachtheilig ist, als welche so sehr auf der Seltenheit derselben beruhet. Eben so ist die mehrere oder mindere Vielheit dieser Metalle die Ursache, daß der Werth des Geldes entweder steigt oder fällt.

Hier sagt er uns die große Wahrheit, daß der Regent den Preis der Waare eben so wenig bestimmen kann, als er befehlen kann, daß das Verhältniß, zum Exempel, von Eins zu Zehen dem Verhältnisse von Eins zu Zwanzig gleich seyn solle. Denn die Festsetzung des Werths der Sachen hängt lediglich von dem Verhältnisse der Total-Summe der Sachen zu der Total-Summe der Zeichen ab.

Er kommt zu dem Kapitel von dem Geld- und Wechsel-Course. So wie dem hellen Verstande des Verfassers Alles zu Gebothe steht, so daß jede Materie, die er abhandelt, gerade diejenige zu seyn scheint, die er am besten versteht; so untersucht, zergliedert, erschöpft er denn auch Alles, was auf Wechselsachen eine Beziehung hat. Der Geld- oder Wechsel-Cours,

sagt er, ist eine Bestimmung des Werths, den die verschiedenen Münzsorten gegenwärtig und in dem jetzigen Augenblicke haben. Es richtet sich derselbe nach der verhältnißmäßigen Vielheit und Seltenheit der Münzsorten der verschiedenen Länder, und bestimmt sich dadurch gleichsam selbst. Er zeigt sehr umständlich, woher die Veränderungen des Wechsel-Courses entstehen, und wie derselbe den Reichthum des einen Staats in den andern ziehe; zeigt seine verschiedenen Lagen, seine verschiedenen Wirkungen. Um sich desto verständlicher zu machen, läßt er sich öfters zu den geringsten Kleinigkeiten herab, und bedient sich dann derselben, sich wieder zu dem allgemeinen Gesichtspuncte zu erheben. Zuweilen weiß er auch unter die trockensten und stacheligsten Untersuchungen dieser auf Zahlen und Berechnungen beruhenden Sache Blumen mit unterzustreuen, und so gereicht es denn dem Leser zu einer Art von Herzstärkung, wenn er eben diese Untersuchungen sich zu einem so vorzüglichen Range erheben sieht, daß man sie in unsern Zeiten mit dem Nahmen einer Wissenschaft beehrt.

Der Verfasser, immerfort überzeugt, daß eine mit gesunder Auswahl getroffene Gelehrsamkeit, weit entfernt der Regierungswissenschaft zu widerstreiten, ihr vielmehr vermittelt der so schäßbaren Denkmahle des Alterthums eine hülfreiche Hand biethet, untersucht das Betragen der Römer in Ansehung der Münzen. Er findet, daß sie zwar damahls, als sie nach dem zweyten und dritten Punischen Kriege dabey Veränderungen machten, sehr weise und vorsichtig handelten: daß man aber davon in unsern Zeiten, unter ganz andern Umständen, kein Exempel hernehmen müsse. Das ausgemünzte Geld stieg und fiel in Rom in seinem

Werthe, in dem Maße, wie das Gold und Silber häufiger oder seltner wurde. Mithin thaten die Römer bey ihren Münz-Operationen nichts weiter, als was die Natur der Sache erforderte.

Zu den Zeiten der Republik wählte man das Mittel der Einschränkung; man ließ die Münzen wie sie waren, ohne das Metall zu verfälschen, und gab ihnen nur einen höhern Werth; der Staat vertraute dem Volke seine Bedürfnisse, ohne es zu hintergehen. Unter den Kaisern wählte man das Mittel des Zusatzes von schlechterem Metalle, und ließ das Geld geringhaltiger ausprägen. Diese Fürsten, die durch ihre Verschwendung und selbst durch ihre Freygebigkeit zur Verzweiflung gebracht waren, veränderten, verfälschten die Münzen. Diese gewaltsamen Operationen, die zu einer Zeit vorgenommen wurden, da das Reich unter einer schlechten Regierung bereits erschlafft war, würden in den gegenwärtigen Zeiten nicht mehr Statt finden können, in welchen, neben der Mäßigung und Gelindigkeit der jetzigen Regierungen, auch der Geld- und Wechsel-Cours die Menschen gelehrt hat, alle Münzen des Erdbodens mit einander zu vergleichen, und eine jede auf ihren eigentlichen und richtigen Werth zu setzen. Der Münzfuß kann jetzt kein Geheimniß mehr seyn. Wenn ein Staat geringhaltiges Geld ausprägt, so folgen ihm alle andere, und prägen seine Münzen für ihn selbst nach. Die guten Münzsorten gehen außer Landes, und man schickt ihm schlechte wieder zurück. Mithin würden solche gewalthätige Verfügungen nur dem Handel die Wurzel wegschneiden, und jeden aufkeimenden Zweig desselben schon in der Knospe ersticken. Der Cours achtet keine Machtsprüche und Hobeitsbefehle, und vereitelt alle

Verordnungen, die der Freyheit, mit seinen Vermögen zu schalten und zu walten, Zwang anthun. Kurz der Geld- und Wechsel-Cours legt dem Despotismus Zaum und Gebiß an.

Die Wechsler oder Banquiers sind dazu, daß sie Geld umsetzen, (es verwechseln, wovon sie auch den Nahmen haben) nicht aber Geld verleihen oder damit an die Hand gehen. Daher findet der Verfasser sie nützlich, wenn der Fürst sich ihrer nur bloß zum Umsatze bedienet; und da der Fürst nur große Geschäfte macht, so macht schon der kleinste Vortheil, den der Wechsler dabey hat, einen großen Gegenstand für ihn aus. Wenn man sie hingegen gebraucht, Vorschüsse zu thun, so belasten sie den Fürsten mit hohen Zinsen, ohne daß man sie deswegen des Wuchers beschuldigen kann.

Der Scharfblick, wodurch der Verfasser sich auszeichnet, führt Alles auf die ersten Principien zurück; er entdeckt bey jeder Sache die Quelle der Fehler und zugleich die Mittel, ihnen abzuhelpfen. Wenn er also von den Staatsschulden redet, so macht er zuvörderst bemercklich, wie richtig es sey, einen aus einer Hand in die andere gehenden Zettel, der Geld vorstellt, nicht mit einem Zettel, der die Schuld einer Nation vorstellt, mit einander zu vermischen; und zeigt dann theils die Folgen dieser Schulden, theils die Mittel, sie abzutragen, ohne weder den Staat, noch die einzelnen Individua zu belästigen, noch auch den öffentlichen Credit zu vernichten, der ein allgemeines Hauptbedürfniß ist, weil er der einzige und wahre Reichthum des Staats ist. Auch zeigt er, welch ein wesentlicher Umstand es sey, daß der Staat seinen Gläubigern einen besondern Schuß angedeihen lassen, wosern er nicht

die Nation in die gefährlichsten und unheilbarsten Zerrüttungen stürzen will.

Was die Geldanleihen auf Zinsen betrifft, so bemerkt er, daß, wenn diese Zinsen zu hoch sind, der Kaufmann alsdann nichts unternimmt, weil er voraus sieht, daß ihm die Zinsen höher zu stehen kommen, als was er bey dem Handel gewinnen kann. Sind die Zinsen zu niedrig, so leihet niemand Geld aus, und so unternimmt dann der Kaufmann gleichfalls nichts, oder, wenn man ihm leihet, so gehen die Zinsen gemeiniglich sehr langsam und mit tausenderley Beschwerlichkeiten ein.

Auch findet er, mit verschiedenen großen Rechtsgelehrten, die Ursache der hohen Zinsen von den zum Seehandel vorgeliehenen Capitalien theils in den Gefahren, die mit dem Handel zur See verbunden sind, theils darin, daß es dem Anleiher bey diesem Handel so leicht ist, in der Geschwindigkeit große und viele Geschäfte zu machen; da hingegen die hohen Wuchersinsen bey dem Handel zu Lande, bey welchem keine von diesen beyden Ursachen Statt findet, durch die Gesetzgeber verbothen, oder doch in gerechte und billige Grenzen eingeschränkt sind.

Die beständigen und plötzlichen Veränderungen, die die so äufferst harten Gesetze zu Rom verursachten, als welche theils die Capitalien herabsetzten, theils die Zinsen verminderten oder sie gar verbothen, theils den Gerichtszwang durch Personal-Arrest aufhoben, theils auch die Schulden ganz und gar durchstrichen, gaben gleichsam dem Wucher bey den Römern das Bürgerrecht. Denn da nunmehr die Gläubiger das Volk zugleich als seinen Schuldner, Gesetzgeber und Richter ansehen mußte, so traueten sie keinen Contrac-

ten mehr. Weil die Gesetze nicht mehr ihr Ansehen und ihre Kraft behielten, so schwanden nun in Rom alle ehrlichen Mittel, Geld anzuleihen und zu verleihen; ein scheußlicher Wuchergeist, der zwar immer auf's schrecklichste verscheucht ward, aber immer wieder zum Vorscheine kam, trat daselbst an die Stelle der Ehrlichkeit. So wahr ist es, daß äusserst harte und strenge Gesetze, auch sogar alsdann, wenn sie etwas Gutes beabsichtigen, immer das äusserste Böse stiften.

Der Verfasser führt die Lagen der Capital-Zinsen an, die in den verschiedenen Zeiten der Römischen Republik zu nehmen festgesetzt waren; und untersucht dann die sie betreffenden Gesetze. Als aber die Gesetzgeber das Ding übertrieben, so erfand man eine Menge Mittel und Wege, den Gesetzen auszuweichen, und so mußte man denn viele neue Gesetze haben, um die alten zu bestätigen, sie zu verbessern, sie zu mildern.

Es erregt Bewunderung, wenn man siehet, mit wie vielem Scharffsinne der Verfasser sich über Vorurtheile, die eine gewisse Ehrerbiethung gegen das Alterthum entschuldigen könnte, zu erheben, und selbst einen Irrthum des Tacitus, der sonst einer seiner Lieblingschriftsteller ist, in's Licht zu setzen weiß, wenn dieser ein Gesetz der zwölf Tafeln für ein von den Tribunen Duilius und Menenius fünf und neunzig Jahre nach dem Gesetze der zwölf Tafeln gegebenes Gesetz hält. Dieß Gesetz war das erste, durch welches die Summe der Zinsen, oder nach unsrer Art zu reden, die Procente, die man von einem ausgeliehenen Capitale nehmen durfte, festgesetzt wurden.

Er schließt diese Materie, mit einem Ausspruche des Ulpian: Derjenige bezahlt am wenigsten, der am

spätesten bezahlt. „Dieß,“ sagt er, „entscheidet die Frage, ob die Zinsen rechtmäßig sind, das ist, ob der Gläubiger die Zeit verkaufen, und der Schuldner sie kaufen kann.“

An den Handel schließt sich, vermöge der Natur der Sache, die Bevölkerung an. Beyde wirken gegenseitig auf einander, beyde arbeiten gleichsam einander in die Hände. Sonach zeigt der Verfasser zuvörderst die genaue Verkettung, worin beyde mit einander stehen, und den wechselseitigen Einfluß, den sie auf einander haben; und nachdem er die Angelegenheiten des Handels in jeder Rücksicht erwogen hat, so entwickelt er denn auch mit eben so vielem Fleiße die Gesetze, die die Anzahl der Menschen, ihre Vermehrung, und was dabey der Wunsch der Natur sey, zum Gegenstande haben.

Er hebt mit der Bemerkung an, daß die Fortpflanzung der Thiere ihren ordentlichen Gang beständig fortgehe, die Fortpflanzung der Menschen hingegen immerfort durch ihre Leidenschaften, durch ihre Launen und Grillen, durch den Luxus unterbrochen und gehindert werde; daß die natürliche Verbindlichkeit, die dem Vater obliegt, seine Kinder zu ernähren, den Ehestand eingesetzt habe, und daß der Ehestand den Ausspruch thue, wer diese Pflicht erfüllen müsse.

Der Verfasser, der bey jeder Gelegenheit beflissen ist, gute Sitten einzufloßen, zeigt sehr einleuchtend, wie sehr unerlaubte Verbindungen die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts hindern. Denn der Vater, der die Kinder zu ernähren und zu erziehen verbunden ist, kann nicht mit Gewißheit angegeben werden; die der öffentlichen Schande ausgesetzten Personen des weiblichen Geschlechts können kein legales

Vertrauen für sich haben; und daraus folgt dann, daß öffentliche Enthaltſamkeit und Keuſchheit die Fortpflanzung des Geſchlechts befördert.

Die Vernunft, ſagt der Verfaſſer, lehrt uns, daß, wo der Eheſtand Statt findet, die Kinder dem Vater am Stande gleich ſind, und an Allem, was er hat, Antheil nehmen; wo aber kein Eheſtand und folglich kein Vater vorhanden iſt, ſie alſdann nur der Mutter angehören können.

Die Fortpflanzung wird durch das Geſetz ſehr befördert, weil daſſelbe die Familienfolge feſtſetzt, oder dafür ſorgt, daß die Familie in der Folge aus Perſonen eines und deſſelbigen Geſchlechts beſteht. Die Familie iſt eine Art von Eigenthum. Ein Mann, der Kinder von einem Geſchlechte hat, welches ſeine Familie nicht fortſetzt, iſt nie zufrieden, daß er keine Kinder von einem Geſchlechte hat, das ſie fortſetzt.

Er ſagt uns von verſchiedenen Ordnungen rechtmäßiger Frauen; handelt von unehlichen Kindern; bemerkt, wie und auf was Weiſe man in den alten Republiken Geſetze in Betreff der unehlichen Kinder gegeben, und in was für ein Verhältniß gegen den Staat man ſie geſetzt habe. Die eine Republik nahm die Baſtarde zu Bürgern auf, um durch ſie ihre Macht gegen die Großen zu vermehren; eine andere, wie Athen, ſchloß die Baſtarde von der Anzahl der Bürger aus, um eine deſto größere Portion Getreide zu bekommen. In verſchiedenen Städten beerbten die Baſtarde ihre Ältern, wenn es an Bürgern fehlte; fehlte es nicht daran, ſo erbten ſie nicht.

Die Einwilligung der Väter in die Heirathen der Kinder gründet er auf ihre Gewalt, ihre Liebe, ihre

Einsichten, ihre Klugheit, glaubt aber doch, daß zuweilen Einschränkungen dabey Statt finden.

Da die Natur schon ein hinlänglicher Antrieb zum Heirathen ist, so findet er es überflüssig, dazu aufzumuntern, es wäre denn, daß die Heirathen durch Mangel an Subsistenz, durch die Härte der Regierung, durch übertriebene Auflagen, welche verursachen, daß der Landmann seine Äcker nicht als eine sichere Grundlage seines Unterhalts, sondern vielmehr nur als einen Vorwand, ihn zu drücken, anzusehen pflegt, erschweret werden. Zugleich belehret uns der Verfasser, wie sehr die Bevölkerung eines Staats von der Sicherheit, der Mäßigung, der Gelindigkeit der Regierung abhängt; ein neuer Beweis, daß jede Seite seines Buchs nichts als väterliche Gesinnungen enthält, die er den Regenten gegen die Menschen, die sie regieren, und besonders gegen den Landmann, den man als die Grundlage des ganzen Staatsgebäudes ansehen muß, einzulösen sucht.

Er zeigt ferner, wie die Bevölkerung von der verhältnißmäßigen Anzahl der Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts abhänge; entwickelt die Ursache der größern Volksmenge in den Seestädten; zeigt, wie sie nach Maßgabe der verschiedenen Producte des Bodens entweder größer oder geringer sey, indem die Weide- oder Marschländer am wenigsten, die Getreide bauenden mehr, und die Weinländer am meisten bevölkert sind; daß die Bevölkerung auf einer gleichen Eintheilung der Ländereyen und liegenden Gründe, oder, wenn die Ländereyen ungleich vertheilet sind, auf den Künsten und Handwerken beruhen; daß sie ohne den Beytritt der Geseze von der Fruchtbarkeit des Clima abhänge, wie dieß der Fall in China sey; daß

ſie endlich ihren Grund in der Beſchaffenheit der Regierung habe, wie in den ehmaligen Republiken Griechenlands, in welchen die Geſetzgeber ihr Augenmerk lediglich auf das Glück der Bürger zu Hauſe und auf eine furchtbare Macht im Felde richteten, da es dann bey einem kleinen Landesbezirke und einer großen Glückſeligkeit leicht war, daß die Volksmenge ſo beträchtlich wurde, daß die Griechiſchen Staatsmänner verbunden zu ſeyn glaubten, der Anzahl der Bürger gewiſſe Schranken ſetzen zu müſſen.

Gleich einem Adler, der in der Luſt viſirt, miſſet gleichſam der Verfaſſer mit feſtem Blicke den Erdboden, und ſiehet dann mit Hülfe der Denkmahle des Alterthums, daß Italien, Sicilien, Klein-Asien, Spanien, Gallien, Germanien, faſt eben ſo wie Griechenland voll von kleinen Völkern waren, und von Einwohnern überſtrömten. Mithin bedurfte es in allen dieſen Ländern ſolcher Geſetze nicht, die auf die Vermehrung der Volksmenge abzielen. Nachdem aber alle dieſe kleinen Republiken in Einen großen Staat zuſammen geſchmolzen waren, ſo ſah man allmählich das Ganze ſich entvölkern.

Da die Römer das weiſeſte Volk der damahligen Welt waren, und ſie, um ihren öftern Verluſt an Menſchen zu erſetzen, der Hülfe der Geſetze nöthig hatten; ſo macht ſich nun der Verfaſſer theils die Geſchichte, theils die Rechtswiſſenſchaft, die beyde dem Geiſte der Rathgebung und den Talenten der Staatsverwaltung ſo unentbehrlich ſind, zu Nuze, und ſammelt die Geſetze, die die Römer in dieſem Betraachte gegeben haben.

Er bezeugt, daß er hier nicht von der Sorgfalt reden wolle, die die Römer anwandten, um den Ver-

lust der Bürger in dem Maße, wie sie ihn erlitten, wieder zu ersetzen, indem sie Bündnisse schlossen, Ausländern das Bürgerrecht, oder die Vorrechte ihrer Stadt ertheilten, und in ihren Sklaven eine Pflanzschule neuer Bürger fanden; er schränkt sich bloß darauf ein, was sie thaten, um den Verlust an Menschen zu ersetzen.

Nie ist die Anwendung der weisen und vorsichtigen Maßregeln, die in diesen Gesetzen angenommen und an die Hand gegeben sind, nöthiger gewesen, als in unsern gegenwärtigen Zeiten. Es kann daher auf keine Weise als etwas Überflüssiges und Unerhebliches angesehen werden, wenn ich hier dem Verfasser bey Anführung des Ursprungs, der Bewegungsgründe, der Vortheile, der Folgen, der Übertretungen dieser Gesetze, Schritt vor Schritt folge. Der Verfasser hat alle die weisen Absichten, die man dadurch erreichen wollte, sehr sorgfältig aufgesucht, und die wesentlichsten unter denselben mit kluger Auswahl dargestellt.

Die alten Gesetze suchten die Bürger zum Heirathen oder zum Ehestande zu bewegen. Die Censoren hatten darauf ein wachsames Auge, und nöthigten dazu, wie es die Umstände mit sich brachten, bald durch Beschämung und Beschimpfung, bald durch Strafen.

Das Sittenverderbniß brachte den Ehestand in Geringschätzung, entkräftete die Censur und vernichtete sie endlich ganz.

Durch die bürgerlichen Kriege, durch das Triumvirat, durch die Proscriptionen, die Rom gleichsam in eine allgemeine Trauer versetzten, und es mit einer trüben Unglückswolke überzogen, ward die Anzahl der Bürger ungemein vermindert.

Um dem Übel abzuhelpen, stellten Cäsar und August die Censur wieder her, und machten sich selbst zu Censoren, trafen auch in der That verschiedene dem Ehestande günstige Anordnungen.

Cäsar setzte denen ansehnliche Belohnungen aus, die viele Kinder hatten. Er griff die Weiber von der Seite der Eitelkeit an, und verboth denenjenigen, die noch unter fünf und vierzig Jahren waren und weder Mann noch Kinder hatten, Schmuck von Edelgesteinen zu tragen, und sich der Sänfte zu bedienen.

August vermehrte die Belohnungen, und legte neue Strafen auf. Er suchte die Römer zu überzeugen, daß die Stadt nicht in den prächtigen Häusern, den Bogenängen, den öffentlichen Plätzen, sondern in der Anzahl der Menschen bestände, die immer das erste und zugleich das schätzbarste Gut des Staats sind. Er machte ihnen die bittersten Vorwürfe, daß sie nur deswegen im ehelosen Stande lebten, damit sie in ausschweifender Zügellosigkeit leben könnten. „Ein jeder von euch,“ rief er, „hat seine Tisch- und Bettgenossinnen an seiner Seite, und ihr sucht bey euren Unordnungen nur Ruhe und Bequemlichkeit zu haben.“

Um diesen Unordnungen abzuhelpen, gab er das Gesetz, das man *Lex julia pappia poppaea*, von den Namen der damaligen Consuln, nannte. Der Verfasser sieht dasselbe mit Recht als einen Codex von Gesetzen, oder als eine systematische Sammlung aller Verordnungen an, die in diesem Betrachthe gegeben werden konnten. Es war dasselbe, sagt er, der schönste Theil der bürgerlichen Gesetze der Römer.

Man legte darin dem Ehestande und einer Anzahl von mehrern Kindern die Vorzüge, das ist, die

Ehre und den Rang in jedem Falle bey, welche die Römer dem Alter aus Ehrerbiethung einräumten.

Man legte dem Ehestande an und für sich selbst, ohne auf die aus demselben zu erzeugenden Kinder Rücksicht zu nehmen, gewisse Vorzüge bey; und dieß nannte man das Recht der Ehemänner, das Männerrecht.

Noch andere Vorzüge gab man denenjenigen, die Kinder hatten, und dieß hieß das Kinderrecht.

Noch größere Vorzüge räumte man solchen Altern ein, die drey Kinder hatten, und dieß nannte man das Recht dreier Kinder (*Jus trium quatuorve liberorum*.)

Der Verfasser erinnert, daß man diese drey Dinge nicht mit einander vermischen müsse. „Es waren gewisse Vorrechte, sagt er, die die Verheiratheten allezeit genossen, als zum Beyspiele, ein besonderer Platz in den Schauspielen. Aber es gab auch andere, die sie nicht eher genossen, als bis sie Kinder hatten, und die ihnen auch Leute, die mehr Kinder als sie hatten, nicht nahmen.“

Verheirathete Männer, die die größte Anzahl Kinder hatten; hatten den Vorzug, wenn sie um Ehrenstellen ansuchten, und den Rang, wenn sie dieselben bekleideten.

Der Consul, der die meisten Kinder hatte, bekam die Fasces zuerst; auch hatte er die Wahl unter den Provinzen.

Der Senator, der die meisten Kinder hatte, stand auf der Liste der Senatoren oben an, und er sagte immer seine Meinung zuerst.

Als Vater konnte man vor Erreichung der Majorität zu den obrigkeitlichen Ämtern gelangen; jedes Kind erwarb die Dispensation von einem Jahre.

Die Anzahl von drey Kindern befreyte von allen persönlichen Lasten.

Die freygebornen Ehefrauen, die drey Kinder, und die freygelassenen, die vier Kinder hatten, waren der durch die Gesetze ihnen auferlegten immerwährenden Tutel des Mannes entnommen.

Neben den Belohnungen gab es auch folgende Strafen.

Wer nicht verheirathet war, der konnte durch das Testament eines Auswärtigen nichts erhalten.

Wer zwar verheirathet war, aber keine Kinder hatte, der bekam von Vermächtnissen nur die Hälfte.

Der Ehemann und die Ehefrau konnten vermöge einer Exemption von dem Gesetze, welche ihre reciproke testamentarische Disposition einschränkte, einander Alles schenken und vermachen, wenn der eine oder der andere von ihnen Kinder hatte; hatten sie keine Kinder, so konnten sie vermöge des Ehestandes nur den zehnten Theil von der Erbschaft bekommen; und wenn sie Kinder aus einer andern Ehe hatten, so konnten sie sich einander so viel Zehnthteile schenken oder vermachen, als sie Kinder hatten.

Entfernte sich ein Mann von seiner Frau aus einer andern Ursache, als in Angelegenheiten des Staats, so konnte er sie nicht beerben.

Das Gesetz ließ einem Manne oder einer Frau, wovon der eine Theil den andern überlebte, zwey Jahre Zeit, sich wieder zu verheirathen, und nach der Scheidung anderthalb Jahre.

Die Väter, die ihre Kinder nicht verheirathen, oder ihren Töchtern keine Männer geben wollten, wurden dazu durch obrigkeitliche Gewalt angehalten.

Man untersagte die Verlobnisse, wenn die Hei-

rath länger als zwey Jahre aufgeschoben werden sollte; und weil man eine Tochter nicht eher, als bis sie zwölf Jahre alt war, verheirathen durfte, so konnte man sie nicht früher, als mit zehn Jahren verloben. Denn das Gesetz wollte nicht, daß man ihr vergeblich beywohnen, und unter dem Vorwande der Verlobung oder Versprechung die Ehestandsrechte genießen sollte.

Einem Manne der sechzig Jahre alt war, ward verbothen, eine funfzigjährige Frau zu heirathen. Denn, nachdem man dem Ehestande so viele Vorrechte eingeräumt und ausgesetzt hatte, so wollte man keine Ehen, aus welchen sich keine Kinder erwarten ließen, mehr gelten lassen.

Aus eben der Ursache erklärte man die Ehe einer mehr als funfzigjährigen Frau mit einem noch nicht sechzigjährigen Manne für eine ungleiche Ehe.

Um niemanden in Ansehung der Wahl einzuschränken, verstattete August allen Freygebornen, die keine Senatoren waren, freygelassene Frauenzimmer zu heirathen.

Das Pappianische Gesetz untersagte den Senatoren die Ehe mit Freygelassenen und mit Komödiantinnen.

Zu Ulpian's Zeiten verboth das Gesetz den Freygebornen, Personen von schlechter Lebensart, Komödiantinnen, und solche Personen, die durch ein öffentliches gerichtliches Urtheil waren verdammet worden, zu heirathen. In den Zeiten der Republik wußte man von Gesetzen dieser Art nichts; denn die Censur stellte solche Unordnungen sogleich wieder ab, oder hinderte es, daß dergleichen Verbindungen nicht vollzogen werden durften.

Personen, die sich wieder das ausdrückliche Ver-

both der Gesetze verheiratheten, wurden eben so bestraft, als solche, die gar nicht heiratheten.

Die Gesetze, durch welche August die Erbschaften und Vermächtnisse dererjenigen, die derselben verlustig oder unfähig erklärt waren, dem öffentlichen Schatze zuerkannte, wurden mehr für fiscalische, als Staats- und bürgerliche Gesetze angesehen. Mithin vermehrte sich dadurch der Widerwille gegen den Ehestand. Man sah sich daher genöthiget, theils die Belohnungen der Angeber zu vermindern, theils ihrer Raubsucht Schranken zu setzen, theils auch diese verhassten Gesetze selbst zu mildern und abzuändern.

Überdies entkräfteten die Kaiser sie in der Folge selbst durch die Privilegien der Männerrechte, der Kinderrechte, der Drey-Kinder-Rechte, durch die Dispensationen von den Strafen. Man gab das Männerrecht auch den Soldaten. August ward von den Gesetzen, die die Befugniß, Sklaven freyzulassen einschränkten, ingleichen von dem Gesetze, das die Befugniß Vermächtnisse zu machen untersagte, ausgenommen und frey gesprochen.

Die philosophischen Secten führten die Gewohnheit oder vielmehr die Secten-Sitte ein, daß man sich öfters und lange Zeit Geschäften wegen vom Hause entfernte. Diese unglückselige Ausfaat brachte dann die unglückselige Frucht hervor, daß man sich aller Sorgen für seine Familie entschlag, mithin eine Nachkommenschaft tödtete und das menschliche Geschlecht vernichtete.

Constantin's Gesetze hoben die in den Pappianischen Gesetzen bestimmten Strafen auf, und sprachen sowohl die Nicht-Verheiratheten, als die Verheiratheten die keine Kinder hatten, von denselben frey.

Theodosius der jüngere schaffte die Zehntheilsgesetze ab, die den Verschreibungen, Vermächtnissen oder Schenkungen, die Mann und Frau, wie bereits vorhin bemerkt ist, einander nach Maßgabe der Anzahl ihrer Kinder machen konnten, einen weit größern Umfang gaben.

Justinian erklärte alle die Ehen für gültig, die nach den Pappianischen Gesetzen verbotnen waren.

Nach den alten Gesetzen konnte niemanden die natürliche Befugniß, die ein jeder hat, zu verheirathen, und Kinder zu bekommen, genommen werden. Auch hob das Pappianische Gesetz die den Vermächtnissen entgegen stehende Bedingung, ingleichen den Eid, sich nicht zu verheirathen und Kinder zu bekommen, den der Herr seinen Freigelassenen ablegen ließ, gänzlich auf. Aber man sieht doch aus den Verordnungen der Kaiser wiederum Clauseln hervor gehen, die diesem alten Rechte widersprechen.

Es ist kein ausdrückliches Gesetz vorhanden, wodurch die Vorrechte und Ehrenbezeugungen, die die alten Gesetze dem Ehestande und der Anzahl mehrerer Kinder beylegten, aufgehoben worden sind. Seitdem man aber unter den Christen denenjenigen, die nicht heiratheten, beträchtliche Vorzüge einräumte, wie dieß die Justinianischen Gesetze thun; so konnte der Ehestand keine Vorrechte und keine vorzügliche Ehre mehr behalten. Hier macht nun freylich der Verfasser dem ehelosen Stande, der aus einem religiösen Bewegungsgrunde gewählt wird, ein ehrenvolles Compliment; desto bitterer aber beklagt er den durch Liebe zur Ausschweifung eingeführten Calibat, der eine Ursache wird, daß eine so große Anzahl reicher Wollüst-

linge nicht in den Ehestand treten, um sich desto bequemer ihren Unordnungen zu überlassen.

Ehe der Verfasser dieses Kapitel schließt, so vergißt er nicht, des so abscheulichen Gesetzes von der Aussetzung der Kinder noch zu gedenken. Er macht es uns bemerflich, daß kein Römisches Gesetz vorhanden gewesen sey, das eine so unnatürliche That verstatte, und daß das Gesetz der zwölf Tafeln an den Ordnungen der ersten Römer, die in diesem Stücke eine sehr gute Polizey hatten, nichts geändert habe; daß man aber dieselbe nicht mehr befolgt habe, nachdem die Beobachtung dieser guten Ordnung durch den Luxus erschwert, nachdem getheilter Reichthum Armuth genannt, und von dem Vater die Meinung angenommen worden sey, daß er das, was er auf seine Familie verwendete, als verloren ansehen mußte, und er diese Familie nur durch ein beträchtliches Eigenthum auszeichnen und in Ansehen setzen könnte.

Um uns den Zustand der Welt nach der Zerstörung des Römischen Reichs desto besser übersehen zu lassen, merkt der Verfasser an, daß die Unordnungen und Verfügungen, die die Römer zur Vermehrung ihrer Bürger trafen, eben so wie die übrigen Gesetze, wodurch Rom zu seiner Größe erhoben ward, so lange ihre Wirkung thaten, als die Republik bey der kraftvollen Stärke ihrer Verfassung nichts weiter zu thun hatte, als den Verlust zu ersetzen, den sie durch ihren Muth, durch ihre Standhaftigkeit, durch ihre Liebe zum Ruhme, und selbst durch ihre Tugend litt. Indem die Römer diesen Verlust wieder gut zu machen suchten, glaubten sie ihre Gesetze, ihr Vaterland, ihre Tempel und Hausgötter, ihre Gräber, Freyheit und Güter zu vertheidigen. So bald aber die weisesten

Gesetze dem Verluste nicht mehr abhelfen konnten, der durch das allgemeine Sittenverderben dem Staate verursacht wurde, und doch im Stande war, dieß große Reich in eine Wüsteney zu verwandeln, weil niemand, so zu sagen, mehr übrig war, der den Umsturz desselben und die Vertilgung des Römischen Namens beklagt hätte; von dieser Zeit an lähmte eine Fluth von Gothischen, Gethischen, Saracenischen und Tartarischen Nationen nach der andern gleichsam alle Nerven dieses großen Staatskörpers, und hemmte jede Bewegung dieser ungeheueren Maschine, so daß in kurzer Zeit den barbarischen Völkern keine andere als barbarische Völker zu vertilgen mehr übrig blieben.

In dem Zustande, in welchen Europa nach diesem fürchterlichen Umsturze und nach diesem so erstaunlichen Schlage sich befand, würde man kaum geglaubt haben, daß es sich je hätte wieder erhohlen können, insonderheit da es unter Karl dem Großen nur ein einziges großes Reich ausmachte. Aber es ging in Ansehung der Volksmenge oder Menschenzahl eine merkwürdige Veränderung vor. Nach Carl dem Großen zertheilte sich Europa, vermöge der Beschaffenheit der damaligen Regierungsform in eine Menge kleiner souverainer Staaten. Jeder kleine Herr, der bloß in der Vielheit der Einwohner seiner Dorfschaft oder Stadt, worin er seinen Sitz hatte, seine Sicherheit fand, bestrebte sich, sein Land blühend zu machen. Dieß geschah mit so gutem Erfolge, daß, aller Unregelmäßigkeiten, alles Mangels an Handelskenntnissen, und einer zahllosen Menge von Kriegen und Streitigkeiten ungeachtet, es damals in den meisten Europäischen Ländern mehr Menschen gab, als heutiges Tages darin vorhanden sind, wovon die erstaunlichen

Kriegesheere in den Kreuzzügen ein redendes Zeugniß ablegen.

Die Schifffahrt, die sich seit den leztern beyden Jahrhunderten so sehr vermehret hat, hat theils mehr Einwohner zuwege gebracht, theils hat sie auch viele weggenommen. Man muß Europa nicht als einen besondern Staat ansehen, der freylich, allein genommen, eine große Seemacht ausmachen würde. Dieser Staat würde alsdann an Menschenzahl sehr zunehmen, weil alle benachbarten Nationen herzueilen würden, um an dieser Schifffahrt Antheil zu nehmen. Es würden von allen Seiten Matrosen dahin kommen. Aber Europa ist von der übrigen Welt theils durch wüste Länder, theils durch die Religion abgesondert, indem es fast überall von Muhammedanischen Völkern umringt ist, und findet daher auf diese Weise keinen Ersatz.

Aus diesem Allem macht denn der Verfasser den sehr gegründeten Schluß, daß Europa Geseze bedarf, die die Fortpflanzung der Menschheit begünstigen; und da der Mangel derselben gerade das Übel ist, an welchem die meisten Regierungen am meisten krank liegen; so verdienet die Vermehrung der Menschen desto mehr Unterstützung.

Der Verfasser, weit entfernt diese Stützen in besondern Einrichtungen und Verfügungen zu suchen, und noch weit weniger in Belohnungen von Wundern und außerordentlichen Dingen, wie die Verleihung von Vorrechten für zwölf Kinder seyn würde, fordert nichts weiter als allgemeine Belohnungen und allgemeine Strafen, so wie sie die Römer forderten, und er zieht dabey nichts weiter, als die

Natur auf den Furchen der Acker und in den Hütten der Landleute, zu Rathe.

Mit Recht kann man sagen, daß er die Fürsten von der Majestät des Throns herab steigen läßt, um sie in jene unglückseligen Landgegenden zu führen, in welchen die Natur eben so sehr verunstaltet ist, als die Menschen, die daselbst ihren armseligen Aufenthalt haben. Als ein Augenzeuge des verlassenen Zustandes dieser Länder, deren Wunden jedoch nur denen unheilbar zu seyn scheinen, die die Kraft weiser Gesetze nicht kennen, und durchdrungen von den Klagen, dem Ächzen und Seufzen, dem Geiste der Trägheit und Gleichgültigkeit dieser Classen, abgemergelten, hagern Landbewohner, die das Siegel ihres Unglücks auf der Stirn tragen, schlägt er so vernünftige Mittel und Maßregeln zur Abhelfung ihrer Leiden vor, daß man sie mit Recht als eine Frucht des Nachdenkens einer weisen Seele, die nur Gutes zu stiften sucht, ansehen muß. Da dieser einzige, mit lauter aufgeklärten und wohlthätigen Absichten angefüllte Abschnitt gleichsam das weiseste Gesetzbuch für die Regierungsverwaltung enthielt, das je ein Fürst abfassen lassen kann, der sich nicht so wohl als den Herrn sondern als den Vater seines Volks ansieht; so wird man mir es Dank wissen, wenn ich ihn hier ganz abschreibe. „Ist ein Staat durch besondere Unglücksfälle, durch Krieg, Pest oder Hungersnoth entvölkert, so sind Mittel vorhanden, ihm wieder aufzuhelfen. Die Menschen, die noch übrig geblieben sind, können den Geist der Arbeitsamkeit und des Fleißes an Ort und Stelle unterhalten, können ihr Unglück wieder gut machen, ihren Verlust zu ersetzen suchen, können selbst durch ihr Unglück noch

fleißiger werden, als sie es vorhin waren. Das Übel ist nur alsdann fast unheilbar, wenn die Ursache der Entvölkerung tiefer liegt, wenn sie aus einem inneren Fehler, aus einer schlechten Regierungsverfassung entspringt. Dann sterben die Menschen an einer Krankheit, die sie selbst nicht einmahl mehr bemerkten, und die ihnen durch die Länge der Zeit zur Gewohnheit worden war. Geboren in Noth und im Elende, unter der Gewaltthätigkeit und den Vorurtheilen der Regierung fielen sie oft hin, wie die Fliegen, ohne einmahl die Ursachen ihres Todes zu wissen. u. s. w."

„Um einen auf solche Weise von Menschen entblößten Staat wieder zu bevölkern, läßt sich auf die Kinder keine Rechnung machen, die etwa darin geboren werden könnten. Dazu ist es nicht mehr Zeit. Menschen, die in Wüsteneyen leben, haben weder Muth noch Fleiß. Von Feldern und Aekern, von welchen sich ein ganzes Volk nähren könnte, wird man kaum so viel ernten, daß sich eine Familie davon ernähren ließe. Der gemeine und geringe Mann in solchen Ländern hat nicht einmahl an dem Elende derselben, das ist, an den wüste und brach liegenden Fluren, womit sie angefüllet sind, Antheil. Der Fürst, die Städte, die Großen, verschiedene angesehenen Bürger, sind nach und nach Eigenthümer des ganzen Landes geworden; es liegt unbebauet; aber die zu Grunde gerichteten Familien haben ihnen die Weidesreyheit auf demselben überlassen, und so hat denn die arbeitende Menschen-Classe nichts behalten."

„Bey einer solchen Lage der Dinge müßte man in dem ganzen Umkreise des Reichs eben das thun, was die Römer unter entgegen gesetzten Umständen thaten, müßte bey dem Mangel an Einwohnern den

Weg einschlagen, den sie bey dem Überflusse an Einwohnern einschlugen, mußte liegende Gründe und wüste Plätze unter alle diejenigen Familien vertheilen, die nichts haben, mußte ihnen die Mittel verschaffen, sie urbar zu machen und zu bebauen. Diese Vertheilung mußte in dem Maße geschehen, in welchem die Armen im Stande wären, davon Gebrauch zu machen, so daß ihnen kein Augenblick zur Arbeit verloren ginge."

„Was für glückliche Folgen lassen sich nicht von den vortrefflichen Grundsätzen, und den Mitteln erwarten, die der Verfasser in diesem Abschnitte vorschlägt, den Ackerbau aufzumuntern, und Hände und Pflüge in Bewegung zu setzen, um öde, ungenutzt liegende Felder und Ländereyen fruchtbar zu machen! Er zeigt vermittlest seiner großen Beurtheilungskraft, die jedes Mahl auf den rechten Fleck trifft, daß der blühende oder unglückliche Zustand eines Landes von einer guten oder schlechten Regierung abhange; daß ohne Eigenthum, welches gleichsam die Pflegemutter des Ackerbaues und der Landwirthschaft ist, Alles verloren sey; eine Anmerkung, die er bereits anderswo bey Gelegenheit der entgegen gesetzten Gewohnheit in den Morgenländern gemacht hat, in welchen der Despotismus eben dadurch, daß er den Geist des Eigenthums unterdrückt, die gänzliche Vernachlässigung des Landbaues verursacht. „Man bauet daselbst nur Häuser, worin man wohnen und das Leben sichern kann; man macht keine Gräben, pflanzt keine Bäume; man zieht Alles aus der Erde, und gibt ihr nichts wieder; Alles liegt brach und unbestellt, Alles ist wüst und öde.“ Der Verfasser, dem überall das öffentliche Wohl am Herzen liegt, zeigt sehr einleuch-

tend, daß große und weitläufige Landgüter von oft unübersehbaren Grenzen eine wahre Pest für die Cultur des Landes sind. Endlich bemerkt er noch, daß nichts so sehr eine väterliche Regierung ankündige, als eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, die Landesbewohner zur Arbeit aufzumuntern. Diese großen Wahrheiten, wenn man sie gehörig einsieht, und erwägt, sind vermögend, den Landbau und die Bevölkerung selbst in dem Koth der Sümpfe und Moräste wieder zu beleben.

Diese Liebe zur Arbeit, und folglich auch die Verabscheuung des Müßigganges, welche der Verfasser einzulösen sucht, führet ihn zu einer Anmerkung, die vielleicht einem großen Theile der Menschen unbegreiflich scheinen wird, gleichwohl aber nur mehr als zu gegründet ist. Er sagt nämlich, die Bevölkerung kann durch die Anlegung von Hospitälern und Armenhäusern unter gewissen Umständen begünstiget, unter andern Umständen hingegen sehr gehindert und geschwächt werden. Man muß von dem Verfasser bey der so ausnehmenden und aufgeklärten Menschenliebe, die auf jeder Seite seines Buchs hervor leuchtet, nicht die Meinung schöpfen, als wenn er nicht wüßte, daß die wahre und eigentliche Armuth etwas Heiliges und Ehrwürdiges sey, daß wirkliche Arme mit Ehrfurcht angesehen, als gleichsam mit einem öffentlichen Charakter bekleidete Menschen betrachtet werden müssen, und daß folglich ihre Unterhaltung die älteste und durch die gültigsten Vorrechte beglaubigte Schuld des Staats sey, die derselbe abzutragen sich nicht weigern kann. Aber er hat gleichwohl eben so viel Ursache zu sagen, daß die Armuth nicht als ein Übel oder als ein Unglück angesehen werden müsse, weil es denjenigen Armen, die arbeiten können und die die Arbeit nicht

scheuen, nicht an ehrlichen und ehrenvollen Mitteln fehlt, sich selbst zu helfen. Mithin hat er nicht Unrecht, wenn er sagt, daß die Hospitäler in den Handelsländern nothwendig sind, und daß in denselben weil viele Leute nichts weiter als ihre Kunst oder ihr erlerntes Handwerk und Lebensgeschäft verstehen, der Staat Greise, Kranke und älternlose Kinder unterstützen müsse. Reichthum, sagt er, setzt Kunstfleiß voraus; da aber bey so mancherley Zweigen des Handels und Gewerbes es nicht anders seyn kann, als daß bald der eine, bald der andere leidet und herunter kommt, so muß der Staat den Arbeitern, die in Noth gerathen, geschwinde zu Hülfe kommen, da dann, wenn die Noth nur augenblicklich oder nicht von langer Dauer ist, auch die Hülfe nur von eben der Art, das ist, nur eine vorüber gehende Unterstützung, ein Beystand auf eine Zeitlang seyn darf. Ist aber die Nation arm, so entsteht auch die Privat-Armuth aus dem allgemeinen Elende. Dieser Privat-Armuth können alle Hospitäler in der ganzen Welt nicht abhelfen; im Gegentheile vergrößert der Geist der Trägheit u. des Müßiggangs, der durch die Armenhäuser eingefloßt wird, die allgemeine Armuth, und folglich auch die Privat-Armuth, noch weit mehr, wie davon verschiedene mit Hospitälern angefüllte Länder sprechende Zeugen sind, in welchen alle Bettler und Müßiggänger mit der größten Bequemlichkeit zu leben haben; und nur diejenigen um ihr Brot bekümmert seyn müssen, die sich durch den Fleiß ihrer Hände nähren, ein Handwerk treiben und dem Handel obliegen.

Der Verfasser, um seinem Werke Vollkommenheit zu geben, eine Vollkommenheit, die darin be-

stand, daß er Alles auf gewisse allgemeine Regeln und so zu sagen, auf einen Vereinigungspunct zurück brachte, bestrebt sich, diejenigen, die der Himmel so sehr geliebt hat, daß er sie zu Gesetzgebern auserwählte, gleichsam an die Hand zu fassen und sie mit desto größerer Sicherheit zu leiten. Nachdem er also die Gesetze von allen Seiten angesehen, sie in Hinsicht auf die Staatsverfassung, die bürgerliche Freiheit, die politische Freiheit, die Trozmacht, die Schuzmacht, das Clima, den Boden, den Gemeingeist, den Handel, die Bevölkerung betrachtet hat; so untersucht er nun die Gesetze in Betreff der verschiedenen Ordnungen der Dinge, worüber die Gesetze Verfügungen machen. So wie der Größe und Wichtigkeit dieses einer kraftvollen und erhabenen Seele würdigen Gegenstandes nichts gleich kommt; so kann man auch sagen, daß der Verfasser hier seinen Geist einen neuen Schwung nehmen läßt, und eine ganz neue Laufbahn versucht.

Er zählt die verschiedenen Zweige der Rechte auf, nach welchen die Menschen regiert werden: das göttliche Recht, das Naturrecht, das Kirchenrecht, das Völkerrecht, das Staatsrecht, das Eroberungsrecht, das bürgerliche Recht, das Hausrecht.

Da er weiß, daß die Hoheit der menschlichen Vernunft darin besteht, daß sie weiß, zu welcher von diesen verschiedenen Ordnungen vornämlich die Dinge gehören, über welche man Verfügungen treffen soll, und daß sie die verschiedenen Rechte nicht mit einander vermischet, nach welchen die Menschen regiert werden müssen; so setzt er die Grenzen und den Standpunct fest, wo das eine Recht stehen bleiben und wo das andere anheben muß. Diese Grenzen sind bey der Gesetzgebung zur Festigkeit des Gebäudes so unumgänglich

nöthig, daß man ohne dieselben diese so sehr wichtige Wissenschaft nur durch kleinliche und unerhebliche Streitfragen, die die ganze Wirkung der Geseze in Verwirrung setzen könnten, nur entkräften würde.

Sonach scheint mir die in diesem Buche enthaltene Abhandlung den Verfasser von der glänzendsten Seite zu zeigen. Er zeichnet sich zuvörderst dadurch aus, daß er uns durch eine lichtvolle Zusammenstellung eine allgemeine Übersicht des Ganzen gibt, und dann übertrifft er sich gleichsam selbst in der Ausführung der verschiedenen Rechte, die die Erbfolge, die die Pflichten der Väter, der Ehemänner, der Herren, der Sklaven, die die Ehen, das Volks- und Bürgerrecht, das Eigenthum der Güter, die Unverletzlichkeit der Gesandten, die öffentlichen Tractaten, die Pflicht begangener Verbrechen zu bessern und nicht zu bestrafen, die unter besondern Umständen eingegangene Verbindlichkeiten betreffen.

In dieser ganzen Ausführung kündigt Alles einen Kopf an, der gewohnt ist, die Gegenstände von allen Seiten anzuschauen, der aber auch weiß, Alles im Großen anzusehen, und in einem einzigen Gedanken Dinge zu zeigen, die eine große Menge anderer verrathen. Indem der Verfasser zu der Quelle der göttlichen Geseze, der Geseze der Natur, die das Bild der ewigen Ordnung und Weisheit sind, der kirchlichen Geseze, der Staatsgeseze, der Geseze und Rechte, die die Nationen gegen einander beobachten, hinauf steigt; so zieht er, so zu sagen, die Grenzlinien zwischen den verschiedenen Rechten, damit der Gesetzgeber in Stand gesetzt werde, nach der verschiedenen Ordnung derselben über die wichtigsten Angelegenheiten mit Sicherheit zu verfügen. Er rath die geheiligten

Rechte der Krone und der Kirche mit Klugheit und Vorsicht zu gebrauchen; nicht über die Erbfolge und Rechte der Staaten nach eben den Grundsätzen zu entscheiden, nach welchen man die Erbfolgen und Rechte zwischen Privat-Personen entscheidet; nicht die Gerechtsame, die das Eigenthum betreffen, mit den Gerechtsamen, die aus der Freyheit, das ist, aus dem Volks- und Bürgerrechte entspringen, zu vermischen; Vergehungen wider die bloße Polizen, die man nur zu bessern suchen muß, von großen Vergehungen wider die Gesetze, die man bestrafen muß, mit weiser Mäßigung zu unterscheiden. Er trennet die Grundsätze des bürgerlichen und des Staatsrechts von denjenigen, die aus dem Völkerrechte herfließen, und flößet auf diese Weise gegen die geheiligten und wechselseitigen Gerechtsame der Nationen Ehrfurcht ein. Um von den unbegrenzten Einsichten des Verfassers in diesem Stücke eine Probe zu geben, will ich nur einen einzigen Zug anführen. „Wenn die Gesandten, sagt er, es mißbrauchen, daß sie Repräsentanten ihrer Mächte sind; so läßt man sie aufhören es zu seyn, und schickt sie nach Hause; man kann sie sogar bey ihrem Herrn verklagen, der alsdann ihr Richter und ihr Mitschuldiger wird.“ Diese zwey Wörter enthalten mehr, als alle großen Bücher der Publicisten, in welchen die große Frage, wer der spruchfähige Richter der Gesandten sey, abgehandelt wird.

Nach Bestimmung dieser Grenzen der verschiedenen Rechte, nach welchen die Menschen regieret werden, setzt nun unser Verfasser seinem Werke dadurch die Krone auf, daß er noch einige sehr vortreffliche, die Art und Weise Gesetze abzufassen, betreffende Regeln hinzu fügt. Er verlangt eine gedrängte, ein-

fache, anspruchlose, nicht prahlerische Schreibart; einen zweckmäßigen, der Sache angemessenen und ihr eigenthümlichen Ausdruck; Worte, mit welchen alle und jede Menschen einerley Begriffe verbinden; durchaus keine weitschweifigen unbestimmten Ausdrücke; keine Spitzfindigkeiten, weil das Gesetz nichts anders, als die einfache Sprache eines Vaters ist, der mit seiner Familie spricht; keine Ausnahmen, Einschränkungen, Modificationen; keine unnützen Gesetze; keine Gesetze, bey welchen Ausflüchte Statt finden; keine Abänderung eines Gesetzes ohne hinlängliche Ursache. Er empfiehlt, daß die Ursache des Gesetzes eines Gesetzes würdig sey, daß das Gesetz nicht wider die Natur der Sachen streite. Er fordert auch, daß der Gesetzgeber wohl wissen müsse, in welchen Fällen man einen Unterschied in Ansehung seiner Verfügungen zu machen habe, und unterrichtet uns, eine durch ein bloßes Rescript ertheilte Entscheidung oder auch eine zuweilen verwilligte besondere Gnade von einer allgemeinen Verordnung wohl zu unterscheiden.

Von einem Gesetzgeber fordert der Verfasser nicht nur einen hellen, weitsehenden Verstand, sondern auch, als worauf noch weit mehr ankommt, ein gutes Herz. Denn der Gesetzgeber ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Schutzengel der Staaten.

Aufrichtigkeit soll also den Charakter des Gesetzes ausmachen, Rechtschaffenheit und Wohlmeinung überall aus demselben hervorleuchten. Er will, daß der Geist der Mäßigung der Geist des Gesetzgebers sey, und er hat völlig Recht. Denn ein weiser Gesetzgeber muß selbst die Güte zu mäßigen, selbst die Güte da aufhören zu lassen wissen, wo sie die Grenzen überschreiten, wo sie gemißbraucht werden könnte, und er muß die

Menschen auf dem Mittelwege zwischen beyden Extremen hindurch führen. Er beklagt es sehr bitter, daß aus den Gesetzen fast immer die Vorurtheile, und was noch schlimmer ist, die Leidenschaften der Gesetzgeber hervor leuchten.

Endlich entwickelt der Verfasser noch den Geist einiger Griechischen und Römischen Gesetze, um uns desto besser zu zeigen, wie man bey der Abfassung der Gesetze auch wohl nach andern Grundsätzen zu verfahren pflege. Sonach bemerkt er, daß Gesetze, die sich von den Absichten des Gesetzgebers zu entfernen scheinen, dennoch denselben oft sehr gemäß sind; daß Gesetze, die einerley und dieselbigen zu seyn scheinen, nicht immer einerley Wirkung und Erfolg, auch nicht immer einerley Bewegungsgrund haben, oder auch zuweilen ganz von einander unterschieden sind; daß Gesetze, die einander zuwider zu seyn scheinen, zuweilen aus einer und derselbigen Quelle entspringen. Er belehret uns, wie und auf was Weise zwey von einander abweichende Gesetze mit einander verglichen und vereiniget werden können; daß man die Gesetze weder von der Person oder der Sache, wesswegen sie gegeben sind, noch von den Umständen, wodurch sie veranlasset wurden, trennen müsse; daß es zuweilen gut sey, ein Gesetz durch sich selbst zu verbessern und zu erklären.

Dies ist das Skelet dieses vortrefflichen Werks. Aus dem schwachen Umriss, den ich hier entworfen habe, wird man, so unvollkommen er auch ist, zur Genüge ersehen können, daß in diesem, über den Geist der Gesetze geschriebenen Buche, überall Präcision, richtige Wahrheit und eine bewundernswürdige Ordnung herrscht; eine Ordnung, die vielleicht den Augen derer nicht sichtbar ist, die nicht anders als mit

dem Stabe des Schul-Systems in der Hand, von einer Schlußfolge zur andern fortgehen können, und immer von Definitionen, Divisionen Subdivisionen und Distinctionen geleitet werden müssen; die aber jedem aufmerksamen Kopfe im hellsten Lichte erscheint, so bald er nur fähig ist, die aus den Principien fließenden Folgen von selbst hinzu zu fügen, und dabei geschickt genug ist, in die Kette erwiesener Wahrheiten diejenigen, die daraus folgen, und die in den Augen der Kenner gleichsam nur mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt sind, hinein zu rücken und beyde mit einander zu verbinden.

Seine majestätische, kraftvolle, aber immer gedrungene Schreibart ergibt gleichfalls, wie sehr der Verfasser auf das Nachdenken des Lesers gerechnet hat. Die vorzüglichen Schönheiten, die aus seinen Ausdrücken hervor leuchten, können nicht besser empfunden werden, als wenn man selbst mit dem Lesen der alten Schriftsteller vertraut ist; wie denn der Verfasser überall eine gewisse den Alten eigenthümliche Miene, die sich dadurch bemerklich machte, daß sie eine der Majestät der Sache angemessene Stärke mit der naivesten Annehmlichkeit und den feinsten Nuancen der Worte verband, beyzuhalten weiß. Ich übertreibe die Sache nicht, wenn ich sage, daß, wenn ich nach dem Buche des Verfassers den Polyb, Cäsar und Tacitus hinten drein lese, es mir vorkommt, als wenn ich meine Lectüre nicht veränderte. Es geht mir in diesem Betrachte eben so, als wenn ich in unserer Königl. Gallerie unter einem Gedränge von Fremden spazieren gehe, wo man den Gegenstand nicht zu verändern glaubt, wenn man das Auge von den Bildsäulen der Griechen auf die Bildsäulen von Michael

Angelo, und von der Venus der Tribune auf Titian's Venus wirft.

Nachdem ich so viel von dem Werke des Autors geredet habe, so würde man es mir ohne Zweifel schlechten Dank wissen, wenn ich den Leser von meiner Arbeit unterhalten wollte. Mag der billige Leser sie aus der Arbeit selbst beurtheilen, wofern er anders sich überwinden kann, des Verfassers Werk auf einen Augenblick aus der Hand zu legen, wie man ehemals die Bilder der Götter zu verbergen pflegte.


Ich habe bey dieser Arbeit die Absicht, die Ähnlichkeit in der Art zu denken zu zeigen, (*) die zwischen dem Verfasser und den größten Köpfen aller Zeiten Statt findet. Aber der Himmel verhüte es, daß man daraus nicht die Folge ziehen möge, als wenn ich dadurch dem schätzbarsten Vorzuge seines Werks, der in der Schöpferkraft seines Geistes besteht, einen empfindlichen Streich hätte versetzen wollen! Man muß es gestehen, es war dem mit so vorzüglicher Stärke ausgerüsteten Genie unsers Verfassers aufbehalten, vermittelst der schätzbaren Zusammenkettung abgerissener und vereinzelter Gedanken, die man bisher als zerstreute und gleichsam unbrauchbare Materialien angesehen hatte, ein so schönes Lehrgebäude aufzuführen. Mithin verdient mein Bischen Schulgelehrsamkeit, wenn sie der Gelehrsamkeit des Verfassers, die so ganz schöpferisch ist, an die Seite gesetzt wird, kaum den Rahmen von gelehrtem Wissen, indem sie gleichsam nur vom zweyten Range, nur Handlangererey ist; und fast möchte ich sagen, daß ich nur ein Rei-

*) In Anmerkungen, die er zu dem Buche l'Esprit des loix gemacht hat.

(Die Herausgeber.)

sender bin, der bey dem Anblicke einer großen Pyramide ein Vergnügen findet, das Gerüste zu untersuchen, das zur Aufführung derselben gedient hat.

Ich mache mir Hoffnung, daß der Verfasser mein Vorhaben genehmigen wird. Sollte er dabey etwas finden, das seinen Wünschen gemäß wäre, so würde ich mich für einen der glücklichsten Menschen halten. Denn es ist gewiß der Gipfel des Glücks, für den Fortschritt der menschlichen Vernunft, den einzigen Gegenstand des Verfassers und seines unsterblichen Werks, zu arbeiten.



Montesquieu's Brief an den Abt Bertolini.

Ich habe die beyden Bruchstücke von Ihrer Vorrede (*) mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen, und ich ergreife sogleich die Feder, um Ihnen zu sagen, daß sie mich entzückt haben. Und wenn ich sie gleich nicht habe ansehen können, ohne daß meine Eigenliebe sich mit in's Spiel mischte, weil ich mich darin so trefflich heraus gepukt finde, als wenn es Festtag wäre; so glaube ich doch nicht, daß ich darin so viele Schönheiten hätte finden können, wenn sie nicht darin gewesen wären. Nur eine einzige Stelle ist darin, die ich wegzustreichen bitte. Dieß ist der Paragraph, der die Engländer betrifft, und worin Sie sagen, daß ich die Schönheit ihrer Regierungsform besser, als ihre eignen Schriftsteller, in's Licht gesetzt hätte. (**) Wenn die Engländer dieß wirklich so finden, so kann man gewiß versichert seyn, daß diejenigen unter ihnen, die ihre Schriftsteller besser, als wir kennen, so edelmüthig seyn und es sagen werden; und so wollen wir

(*) Die vorstehende Schrift hatte, als sie an Montesquieu überschickt wurde, den Titel Vorrede, weil sie nach des Verfassers Absicht dem Esprit des loix vorgedruckt werden sollte, welches aber nachher nicht geschehen ist. (Die Herausgeber.)

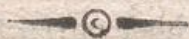
(**) Diese Stelle ist weggestrichen worden. (Herausgeber.)

ihnen denn die Untersuchung dieser Frage selbst überlassen. Inzwischen kann ich mich nicht enthalten, Ihnen zu sagen, wie sehr ich darüber erstaunt bin, daß ein Ausländer unsere Sprache so sehr in seiner Gewalt hat; und dann muß ich Ihnen auch für die Schutzrede danken, worin Sie, Sie, mein verehrlicher Freund, die Sie mich so gut kennen, mich gegen Leute vertheidigen, die mich so unrecht verstanden haben, daß man darauf wetten könnte, sie hätten mich nicht einmahl gelesen. Übrigens habe ich Ursache mir Glück zu wünschen, daß einige Stellen in meinem Buche Ihnen Gelegenheit gegeben haben, der großen Königin (*) mit verdientem Lobe zu erwähnen. Ich habe die Ehre mit der aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung zu seyn, u. s. w.

Montesquieu.

Paris, den 31. December 1754.

(*) Der Kaiserinn Maria Theresia, Königin von Ungarn.



A n e k d o t e n,
u n d
G e d i c h t e.

Montesqu. VII. B.

3

A n e k d o t e n.

1.

Der Bürger Arcet, welcher bey Montesquieu's Tode zugegen war, und nebst der Frau von Aiguillon, seiner muthigen Freundin, dem Herrn von Fitz-James, einem Sohne des Marschalls von Berwick, Herrn Dupre von Saint-Maur, und Herrn von Nivernois, ihm die letzten Stunden seines Lebens erleichterte, hat es bestätigt, daß er noch vor seinem Ende von den Jesuiten überlaufen, und ihm von denselben sehr ungebührlich zugesetzt wurde. Der berühmte Pater Castel war dem Pater Routh zum Gehülfsen gegeben worden. O, sagte Montesquieu zu Arcet, suchen Sie doch mir diese Mönche von der Seite zu schaffen; wenn ich mich Ihnen gefällig bezeigen sollte, so müßte ich thun, was Sie haben wollen, und sich bin nur gewohnt, nach meinem eigenen Willen zu handeln.

Ehe man dem Kranken die letzte Öhlung gab, fragte der Pfarrer zu Saint-Sulpice den Beichtvater, ob auch der Patient Buße gethan hätte. Ja, antwortete der Pater Routh, wie ein großer Mann. Der Pfarrer sagte darauf: Herr Pater, Sie wissen es besser, als jeder Anderer, wie groß Gott ist. — Ja, mein Herr, erwiederte Montesquieu, und wie klein

die Menschen sind." In der That hatten sich die Jesuiten in seinem Hause nicht nur sehr klein, sondern sogar höchst ungesittet und äußerst anstößig betragen. Während den Tagen, die sie darin zubrachten, stellten sie ganz unschickliche und jedermann zum Ärger nisse gereichende Bacchanalien an, worüber selbst der Medicus Bouvard seinen Unwillen bezeugte.

(Diese Anekdote ist den Herausgebern von dem Bürger Arzet zugesandt.)

2.

Montesquieu erhielt eines Tages von Heinrich Süßly, einem vortrefflichen Englischen Künstler, und einem von denen, welche zur Vervollkommenung der Uhrmacherkunst in Frankreich beygetragen haben, diesen Brief:

„Ich habe große Lust mich zu erkennen; aber ich glaube doch, daß ich mich nicht erkennen würde, wenn ich hundert Thaler hätte.“

„Ich schicke Ihnen hundert Thaler“ antwortete ihm Montesquieu, „hängen Sie sich nicht auf, mein lieber Süßly, sondern besuchen Sie mich.“

Dieser Brief ist uns von der Bürgerinn Seconbat, Montesquieu's Schwiegertochter, mitgetheilt worden. Sie bemerkt dabei, daß Montesquieu diese Anekdote nie jemanden entdeckt habe.

3.

Montesquieu pflegte öfters seine Schwester, die Frau von Héricourt zu Marseille, zu besuchen. Einstmals ging er des Abends am Hafen spazieren, um

frische Luft zu schöpfen. Hier sah er einen jungen Menschen in einer Barke sitzen. Er glaubte, daß der Jüngling auf den Herrn des Fahrzeuges wartete, um ihn auf dem Wasser spazieren zu fahren. Er stieg gleichfalls in die Barke, und da er mit Bewunderung den jungen Mann sehr fertig rudern sah, so fragte er ihn, wer er sey, und vernahm, daß er von Profession ein Juwelier wäre, aber an Sonn- und Festtagen Leute auf der See spazieren führe, um dadurch etwas zu verdienen, und seiner Mutter und zwey Schwestern zu Hülfe zu kommen. Wir vier, sagte er, wirthschaften und arbeiten alle gemeinschaftlich, damit wir nach und nach zwey tausend Thaler zusammen bringen, und unsern Vater aus der Selaverey zu Letuan loskaufen können. Montesquieu erkundigte sich nach dem Namen des Vaters, nach dem Namen des Herrn, dessen Slave er war, und so ferner; ließ sich an's Land setzen, gab seinem Schiffer einen Beutel, worin acht doppelte Louisd'or und zehn Thaler an Silbergelde waren, und ging fort.

Sechs Wochen nachher kam der Vater unverhofft zurück. Das Erstaunen der Familie über seine Ankunft setzte ihn selbst in Erstaunen; er wußte sich dieß nicht zu erklären. Er glaubte, daß man ihn erwartet, und er den Seinigen seine Befreyung zu danken hätte. Der armselige Zustand, in welchem er sie vorfand, machte es ihm unbegreiflich, woher die Bezahlung seines Lösegelds, woher die funfzig Louisd'or, die ihm bey seinem Eintritte in das Schiff, das ihn nach Frankreich zurück gebracht hatte, waren zugestellet worden, woher die für seine Überfahrt und seine Beföstigung bezahlten Kosten, woher die Kleider, die er am Leibe trug, gekommen waren.

Vater und Mutter hatten nicht den Muth, ihren Sohn deßfalls zu befragen; nur der letztere ahnete eine zweite Edelmüthigkeit von dem Unbekannten. Es verstrichen zwey Jahre. Endlich begegnete der Sohn dem Montesquieu auf der Gasse, fiel vor ihm auf die Knie, beschwor ihn, mit nach seinem Hause zu gehen, und an der Freude seiner Familie Theil zu nehmen, selbst die Regungen der innigsten Dankbarkeit mit eigenen Augen zu sehen. Montesquieu wollte aber den jungen Mann schlechterdings nicht kennen. Es versammelte sich um sie her ein Gedränge von Menschen; der Wohlthäter entschwand.

Noch würde er unbekannt seyn, wosfern nicht die Männer, die nach seinem Tode seine Angelegenheiten besorgten, unter seinen Papieren eine Rechnung über 7500 Livres, die an den Englischen Banquier Main zu Cadix übersandt waren, gefunden hätten. Sie erbathen sich von dem letztern eine Erläuterung darüber; und Hr. Main antwortete, daß es dieß Geld, in Gemäßheit der von dem Hrn. Präsidenten von Montesquieu erhaltenen Anweisung, zur Loskaufung eines Marseillers, mit Namen Robert, der zu Setuan Slave gewesen sey, angewandt hätte.

(Dieß Factum ist in der Année litteraire von 1775 No. 17. umständlich und mit den dazu gehörigen Belegen angeführt. Willemain machte damals, und im Jahre 1784 Pilsbes, ein dramatisches Schauspiel daraus, unter dem Titel le Bienfait anonyme, der ungenannte Wohlthäter, ein Stück von drey Aufzügen, das zu Paris in Gegenwart des Hrn. von Secondat, Montesquieu's Sohn, aufgeführt ward.

Diese letztere Anekdote ist aus den Fêtes de Canon et de Briquibec von Le Monnier, dem Verfasser der natven Fabeln und einer Übersetzung des Terenz, der 1797 gestorben ist, genommen.

Montesquieu war Director der Academie françoise im Jahre 1752, als Piron in dieselbe aufgenommen zu werden ansuchte. Ludwig XV. sagte zu dem Verfasser des Geistes der Gesetze, er wollte es nicht haben, daß dieser Mann gewählt werden sollte. Montesquieu schrieb darauf an die Frau von Pompadour.

„Piron, Madame, ist für das schlechte Gedicht, das er, wie man sagt, gemacht haben soll, hinlänglich bestraft; er hat aber auch andererseits recht schöne Gedichte gemacht. Er ist blind, kränklich, arm, verheirathet, alt. Sollte es nicht möglich seyn, daß ihm der König eine Pension angedeihen ließe? Es wäre eine edle That, ihm diese auszuwirken.“

„Sie wenden so gern das Vertrauen, das Ihre großen Eigenschaften Ihnen erwerben, zu edlen Thaten an, und weil Sie glücklich sind, so ist es auch Ihr Wunsch, daß niemand unglücklich seyn möge. Der höchstselige König schloß La Fontainen wegen seinen Erzählungen von einer Stelle bey der Akademie aus, und sechs Monathe nachher gab er sie ihm wegen seiner Fabeln wieder. Geruhen sie doch, Madame, die Versicherungen meiner großen Verehrung auch bey dieser Gelegenheit von mir anzunehmen.“

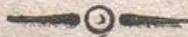
Montesquieu.

Piron bekam eine Pension von tausend Livres, und Montesquieu erhielt den Auftrag, ihm die Nachricht davon zu überbringen.

(Aus den Mémoires littéraires du temps.)

Ehe Montesquieu Rom verließ, stattete er zu-
förderst seinen Abschieds-Besuch bey Benedict XIV. ab.
Dieser Papst, der die Talente des Verfassers des
Geistes der Gesetze schätzte, sagte zu ihm: „Mein lie-
ber Präsident, ehe wir uns trennen, müssen Sie doch
noch ein Andenken der Freundschaft von mir haben.
Ich gebe Ihnen und Ihrer ganzen Familie, so lange
als sie leben, die Erlaubniß, täglich Fleischspeisen zu
essen.“ Montesquieu dankte dem Papste, und empfahl
sich seiner Heiligkeit. Der Bischof, der damahls die
Stelle des Cammerarius bekleidete, brachte ihn nach
der Dataria; man fertigte ihm die Dispensations-
Bulle aus, und überreichte ihm eine etwas starke Rech-
nung wegen der für dieß fromme Privilegium zu be-
zahlenden Gebühren. Montesquieu, über diesen heili-
gen Fleischzoll erschrocken, gab den Secretär seinen
Gnadenbrief zurück, und sagte: „Ich danke seiner
Heiligkeit für ihr Gewogenheit; aber der Papst ist ja
ein so ehrlicher Mann! ich verlasse mich bloß auf sein
Wort und Gott.“

(Von Montesquieu's Freynden den Herausgebern mitge-
theilt.)



Schilderung

der

Herzoginn von Mirepoix.

La beauté que je chante ignore ses appas.
Mortels qui la voyez, dites-lui, qu'elle est belle,
Naïve, simple, naturelle,
Et timide sans embarras.
Telle est la jacinthe nouvelle;
Sa tête ne s'élève pas
Sur les fleurs qui sont autour d'elle;
Sans se montrer, sans se cacher,
Elle se plait dans la prairie;
Elle y pourroit finir sa vie,
Si l'oeil ne venoit l'y chercher.

MIREPOIX reçoit en partage
La candeur, la douceur, la paix;
Et ces sont, entre mille attraits,
Ceux dont elle veut faire usage.

Pour altérer la douceur de ses traits,
Le fier dédain n'osa jamais
Se faire voir sur son visage.
Son esprit a cette chaleur
Du soleil qui commence à naître:
L'Hymen peut parler de son cœur;
L'Amour pourroit le méconnoître.

Abschieds-Complimente an Genua (*).

Im Jahre 1728.

Adieu, Gênes dérestable,
 Adieu, séjour de Plutus!
 Si le ciel m'est favorable,
 Je ne vous reverrai plus.

Adieu, bourgeois, et noblesse
 Qui n'a pour toutes vertus
 Qu'une inutile richesse!
 Je ne vous reverrai plus.

(*) Dies Gedicht hatte Montesquieu einem seiner Freunde unter der Bedingung zu lesen gegeben, daß er es niemanden zeigen sollte, und er sagte dabei, daß es ein bloßer Spaß, und in einem lustigen Augenblicke gemacht wäre, um so viel mehr, da er sich nie für einen Dichter ausgegeben, noch auch selbst sich dafür gehalten hätte. Er machte es, nachdem er auf das Schiff gestiegen war, um von Genua abzufegeln, in welcher Stadt er, wie er sagte, viele lange Weile gehabt, und weder Gelegenheit, in irgend eine gesellschaftliche Verbindung zu treten, noch auch den freundschaftlichen Dienstleister, den man ihm fast überall in Italien erwiesen habe, gefunden hätte. Es müssen also entweder die Genueser seit dieser Zeit sich weit mehr umgebildet und verfeinert, und sich in Ansehung Art und Weise, Ausländern zu begegnen, sehr verändert haben; oder es kann auch seyn, daß der Verfasser sich vor langer Weile nur mit dieser kleinen Satyre die Zeit vertreiben wollte, da denn dieselbe weder als im Ernste geschrieben, noch als ein Urtheil eines aufgeklärten Reisenden angesehen werden könnte.

Adieu, superbes palais,
Où l'ennui, par préférence,
A choisi sa résidence;
Je vous quitte pour jamais.

Là le magistrat querelle
Et veut chasser les amans,
Et se plaint que sa chandelle
Brûle depuis trop long-temps.

Le vieux noble, quel délice!
Voit son page à demi nu,
Et jouit d'une avarice
Qui lui fait montrer le cu.

Vous entendez d'un jocrisse
Qui ne dort ni nuit ni jour,
Qu'il a gagné la jaunisse
Par l'excès de son amour.

Mais un vent plus favorable
A mes vœux vient se prêter.
Il n'est rien de comparable
Au plaisir de vous quitter.

R u n d g e s a n g.

Nous n'avons pour philosophie
Que l'amour de la liberté.
Plaisir, douceurs sans flatterie,
Volupté,
Portez dans cette compagnie
La gaité.

Le nocher qui prévoit l'orage
 Craint encor, quand le port est bon.
 Eternisons du badinage
 La saison.
 On manque, à force d'être sage,
 De raison.

Le fier Caton, quand il se perce,
 Se livre à ses noires fureurs ;
 Anacreon, qui fait commerce
 De douceurs,
 Attend le trépas, et se berce
 Sur des fleurs.

Que chacun boive à sa conquête :
 Ne vous en fachez pas, époux ;
 Le sort, que la nuit vous apprête
 Est plus doux :
 Mais vos femmes, dans cette fête,
 Sont à nous.

R u n d g e s a n g.

Amour, après mainte victoire,
 Croyant régner seul dans les cieux,
 Alloit bravant les autres dieux,
 Vantant son triomphe et sa gloire.

Eux, à la fin, qui se lassèrent
 De voir l'insolente façon
 De ce tant superbe garçon,
 Du ciel, par dépit, le chassèrent.

Banni du ciel, il vole en terre,
 Bien résolu de se venger.
 Dans vos yeux il vint se loger,
 Pour de là faire aux dieux la guerre.

Mais ces yeux d'étrange nature
 L'ont si doucement retenu,
 Qu'il ne s'est depuis souvenu
 Du ciel, des dieux, ni de l'injure.

M a d r i g a l.

An zwey Schwestern, die ihn um ein Lieb gebethen hatten.

Vous êtes belle, et votre soeur est belle ;
 Si j'eusse été Paris, mon choix eût été doux ;
 La pomme auroit été pour vous,
 Mais mon coeur eût été pour elle.

G r a b s c h r i f t a u f M o n t e s q u i e u.

L'aigle est disparu — Montesquieu,
 Du haut de la double colline,
 Revole pour jamais au lieu
 De son immortel origine.
 Qui de la région divine
 Reconnoitra mieux le chemin
 Que le merveilleux écrivain
 Qui, sur les ailes du génie,
 Une plume d'or à la main,
 Le parcourut toute sa vie ?

PIRON.

S o n n e t t

a u f

M o n t e s q u i e n ' s T o d ,

v o n d e m

R i t t e r A d a m i ,

S e n a t o r z u F l o r e n z .

Illustre genio, che sì largo fiume
Di scienza socratica spargesti,
E or splendi cinto dell' eterno lume
Che dell' util sudore in premio avesti.

Tu della dotta mente i vanni ergesti
Ai fonti de volubile costume.
Del dritto ai sacri arcani, e dietti a questi
Ecclesi voli il tuo saper le piume.

Tu la norma segnasti onde in più forte,
La civile amistà nodo si stringa,
Il più gran bene dell' umana sorte.

Tu — Ma qual di ritrarti ebbi lusinga!
Stan l'opre tue fuor del poter di morte,
Ne vi è chi meglio ti colori e pinga.

Anrufung der Musen. (*)

Ihr Jungfrauen vom Berge Pierus, (**) (höret ihr wohl den Namen, den ich euch belege?) begei-

(*) Dieser Aufsatz findet sich in dem *Mémoire historique sur la vie et les ouvrages de Jacob Vernet*, das zu Genf 1790 gedruckt ist. Montesquieu war anfänglich Willens, dem zweiten Bande des *Esprit de loix* (der in der Genfer, 1748 bey Barillot heraus gekommenen, Ausgabe mit dem 20. Buche anhebt) eine Anrufung der Musen voran zu setzen. Er hatte sie sogar schon dem Prediger Jacob Vernet zu Genf, der die Druck-Correktur des Werks übernommen hatte, überschickt. Vernet fand den Aufsatz aller-
 liebst, aber in dem Geiste der Gesetze am unrichtigen Orte angebracht; er bat also Montesquieu, ihn daselbst wegzulassen. Der Verfasser stimmte Anfangs dazu nicht. Er antwortete: „Was die Anrufung der Musen anbelangt, so hat sie freylich dies wieder sich, daß sie in einem Buche dieser Art etwas Besonderes und bisher ganz Ungewöhnliches ist; wenn aber eine sonderbare Sache an und für sich selbst gut ist, so muß man sie beschreiben, weil sie sonderbar und in ihrer Art einzig ist, nicht verwerfen. Vielmehr kann gerade ihre Sonderbarkeit zur guten Aufnahme beitragen; und es gibt nicht leicht ein Buch, woben man mehr darauf denken müßte, dem Leser einen Ruhepunkt zu seiner Erholung zu verschaffen, als eben dieses, da theils die Länge desselben, theils die darin vorkommenden schweren Sachen, ihn allerdings leicht ermüden können.“

Vierzehn Tage nachher änderte jedoch Montesquieu seine Meinung, und nun schrieb er an seinen Herausgeber! „Ich
 Montesqu. VII. B.

stert mich. Ich habe eine lange Laufbahn zu durchstreifen; aber ich bin von Kummer und Mißmuth ganz zu Boden gedrückt. Flößet meiner Seele jene reizende Ruhe, jene sanfte Zufriedenheit ein, die ich ehedem empfand, und die jetzt weit von mir entflohen ist. Nie seyd ihr so wahrhaftig göttlich, als wenn ihr durch Vergnügen zur Weisheit und zur Wahrheit führt.

Sollet ihr jedoch nicht gut finden, mir die Bürde meiner Arbeiten zu erleichtern, so überhebt mich doch der Arbeit selbst; verhehlt, entzieht sie dem Anblicke der Welt. Machet, daß man zwar unterrichtet werde, aber nur ich nicht lehre, sondern nur bloß denke und zu empfinden scheine; und wenn ich etwas Neues verkündigen werde, so machet, daß man glaube, ich für meine Person wüßte nichts, sondern ihr hättet mir Alles eingegeben.

Wenn das Wasser eurer Quelle dem Felsen entspringt, den ihr liebt, so steigt es nicht in die Lüfte, um wieder herab zu fallen; es fließt in die Fluren, es schafft euch Wonnegefühle, weil es den Schäfern Wonne verschafft.

bin in Ansehung der Muses-Anrufung lange zweifelhaft gewesen, ob ich dem Gutachten eines meiner bleibigen Freunde, der sie eingerückt wissen will, oder dem Ihrigen, nach welchem sie wegbleiben soll, beitreten sollte. Ich folge aber nunmehr Ihrem Rathe mit fester Entschlossenheit, und bitte Sie, sie wegzulassen."

(Anmerkung der Herausgeber.)

(**) — — — Narrate, puellae

Pierides; prosit mihi vos dixisse puellas.

Juven. sat. 4. v. 35. 36:

Reizende Musen, wenn ihr nur einen einzigen von euren holden Blicken auf mich werfet, so wird ein jeder mein Buch lesen, und was vorhin kaum ein Zeitvertreib; kaum eine Zerstreuung der langen Weile seyn konnte, das wird dann ein Vergnügen seyn.

Göttliche Musen, ich fühle, daß ihr mich begeistert, mir nicht eingeht, was man in Lempe auf dem Schäferrohre singt, noch was man in Delos auf der Leyer wiederhohlt; nein; ihr wollet, daß ich zu der Vernunft rede; sie ist das Vollkommenste, das Edelste, das Schönste unter allen unsern Gefühlen.

Ende des siebenten Bandes.

I n h a l t

des

siebenten Bandes.

	Seite.
Sammlung einzelner Gedanken.	
Einzelne Gedanken. = = = = =	3
Montesquieu's Bild, von ihm selbst gezeichnet. = = = = =	5
Uiber die alten Schriftsteller. = = = =	17
Uiber die neuern Schriftsteller. = = = =	21
Uiber Frankreichs große Männer. = = =	25
Uiber die Religion. = = = = =	29
Uiber die Jesuiten. = = = = =	31
Uiber die Engländer und Franzosen. = =	32
Mannigfaltigkeiten. = = = = =	34
Vertraute Briefe an verschiedene Gelehrte und Freunde.	
1) An den P. Lerasi. = = = = =	52
2) An eben denselben. = = = = =	54
3) An den Abt Venuti. = = = = =	56
4) An den Abt Marquis Niccolini. = = =	58
5) An den Herrn Lerasi. = = = = =	60
6) An den Abt Venuti. = = = = =	62
7) An den Abt von Guasco. = = = = =	63

Inhalt.

	Seite.
8) An den Graf von Guasco. = = = = =	66
9) An den Abt von Guasco. = = = = =	71
10) An eben denselben. = = = = =	72
11) An eben denselben. = = = = =	73
12) An den Herrn Lerafi. = = = = =	75
13) An den Abt von Guasco. = = = = =	77
14) An eben denselben. = = = = =	79
15) An eben denselben. = = = = =	81
16) An eben denselben. = = = = =	85
17) An eben denselben. = = = = =	86
18) An eben denselben. = = = = =	88
19) An eben denselben. = = = = =	89
20) An den Herrn Lerafi. = = = = =	92
21) An den Abt Grafen von Guasco. = = =	95
22) An eben denselben. = = = = =	96
23) An eben denselben. = = = = =	97
24) An eben denselben. = = = = =	99
25) An eben denselben. = = = = =	102
26) An den Herrn Lerafi. = = = = =	105
27) An den Prinzen Carl Eduard. = = =	109
28) An den Großprior Solar, malthesischen Ambassadeur zu Rom. = = = = =	110
29) An den Abt Grafen von Guasco. = = =	114
30) Billet an eben denselben. = = = = =	116
31) An den Herrn Lerafi. = = = = =	118
32) An den Abt Venuti. = = = = =	119
33) An den Abt Grafen von Guasco. = = =	120
34) An den Abt Venuti. = = = = =	122
35) An eben denselben. = = = = =	124
36) An den Herrn Lerafi. = = = = =	128
37) An den Abt Venuti. = = = = =	129
38) An den Grafen von Guasco. = = = =	132
39) An eben denselben. = = = = =	136
40) An eben denselben. = = = = =	137
41) An eben denselben. = = = = =	139

I n h a l t.

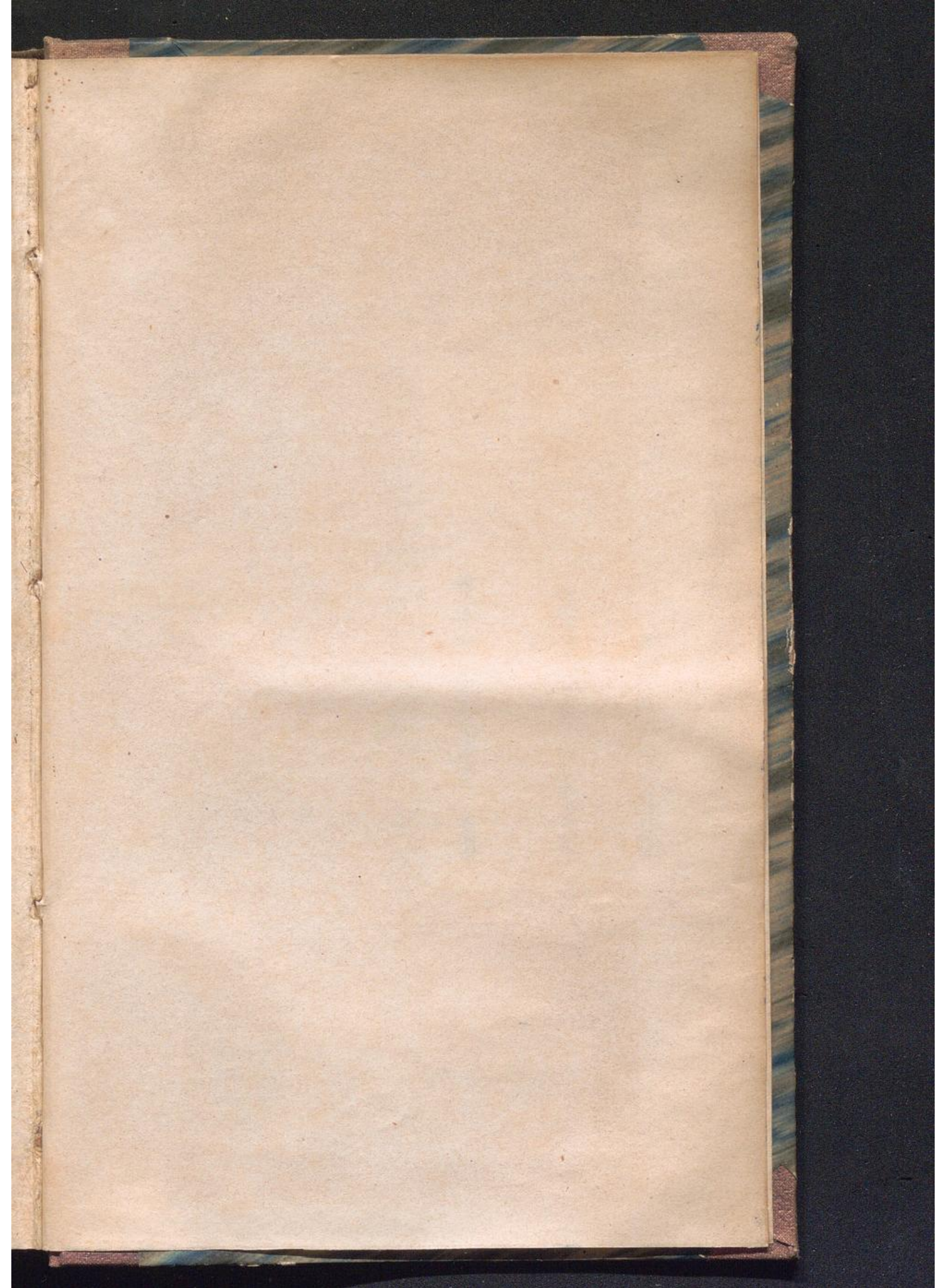
	Seite.
42) An eben denselben. = = = = =	141
43) An eben denselben. = = = = =	145
44) An eben denselben. = = = = =	151
45) An eben denselben. = = = = =	155
46) An eben denselben. = = = = =	157
47) An eben denselben. = = = = =	161
48) An eben denselben. = = = = =	162
49) An eben denselben. = = = = =	165
50) An den Herrn Leraff. = = = = =	167
51) An den Abt Marquis Niccolini. = = = = =	168
52) An den Grafen von Guasco. = = = = =	169
53) An eben denselben. = = = = =	171
54) An den Herrn Bertolini. = = = = =	173
55) An den Abt Grafen von Guasco. = = = = =	174
56) An eben denselben. = = = = =	178
57) Billet an eben denselben. = = = = =	181
58) An eben denselben. = = = = =	182
59) An die Gräfinn von Pontac. = = = = =	185
60) An den Abt Grafen von Guasco. = = = = =	187
61) An den Großprior Solar. = = = = =	190
62) Fragment eines Briefes des Herrn von Montesquieu an den König von Pohlen und Herzog von Lothringen. = = = = =	192
63) Fragment der Antwort des Königs von Pohlen auf den vorigen Brief. = = = = =	192
64) An den Herrn von Solignac, Sekretair der Akademie zu Nancy. = = = = =	194
65) Brief der Herzoginn von Aiguillon an den Abt Grafen von Guasco. = = = = =	195
66) Auszug eines Briefes des Herrn Baron Secondat von Montesquieu an den Abt Grafen von Guasco. = = = = =	197
67) Auszug aus einem andern Briefe, von eben demselben an eben denselben. = = = = =	199
68) An den Ritter von Andies. = = = = =	200

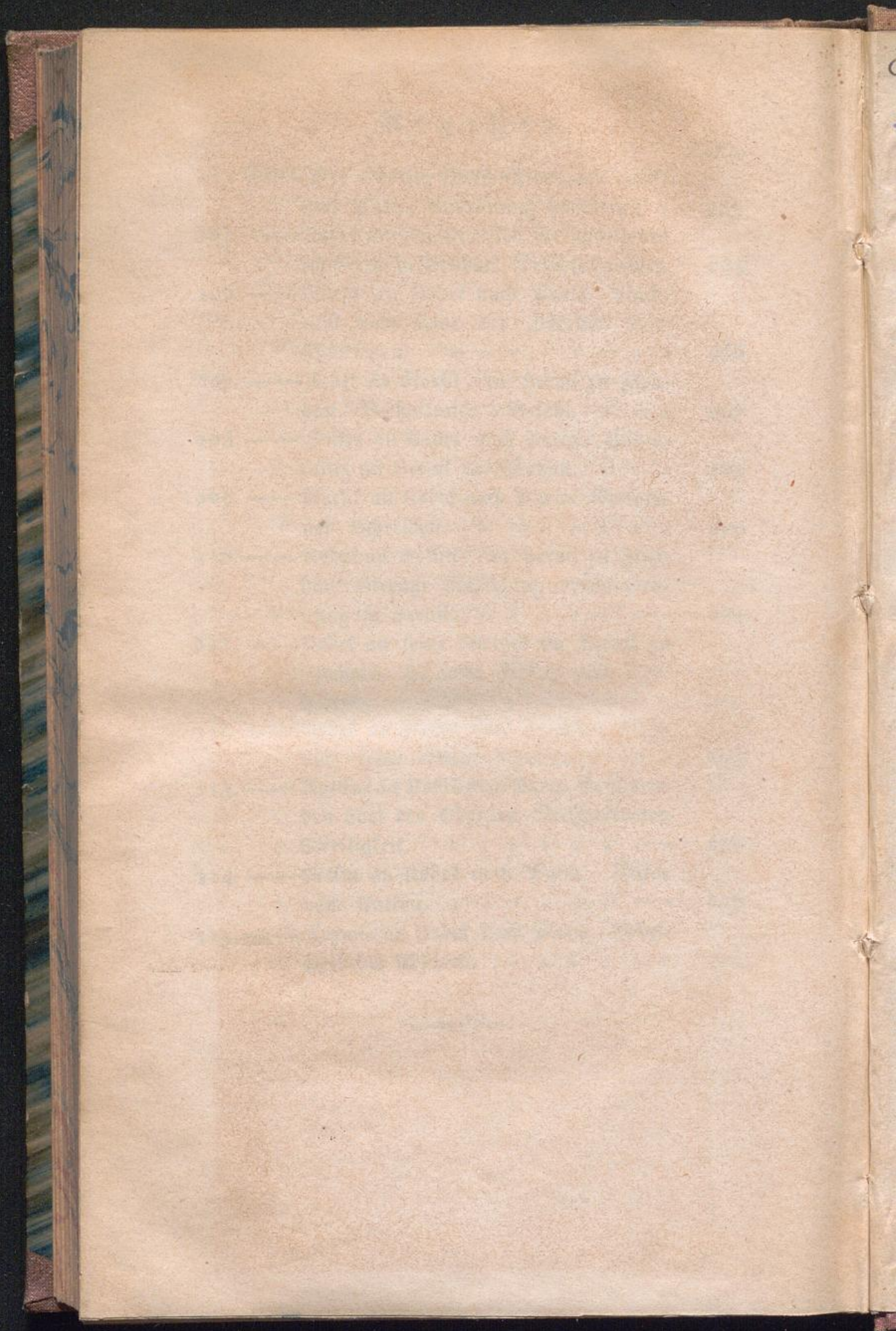
I n h a l t.

	Seite.
69) An eben denselben. = = = = =	201
70) An eben denselben. = = = = =	205
71) An eben denselben. = = = = =	206
72) An eben denselben. = = = = =	207
73) An eben denselben. = = = = =	207
74) An eben denselben. = = = = =	209
75) An den Abt von Guasco. = = = = =	211
76) An eben denselben. = = = = =	213
77) An eben denselben. = = = = =	216
78) An Hrn. von Mauperfuis. = = = = =	218
79) An Hrn. Düclos. = = = = =	219
80) An eben denselben. = = = = =	20
Gründliche Zergliederung des Geistes der Ge-	
sehe. Von Bertolini. = = = = =	223
Montesquieu's Brief an den Abt Bertolini. =	319
Anekdoten und Gedichte.	
Anekdoten. = = = = =	323
Schilderung der Herzoginn von Mirepoir. =	329
Abschiedskompliment an Genua. = = = =	330
Xundgesang. = = = = =	331
Xundgesang. = = = = =	332
Madricale an zwey Schwestern, die ihn um	
ein Lied gebethen hatten. = = = = =	333
Grabchrift auf Montesquieu. = = = =	333
Sonnet auf Montesquieu's Tod, vom Rit-	
ter Adami. = = = = =	334
Anrufung der Musen. = = = = =	337

374812

Handwritten text, mostly illegible due to fading and bleed-through from the reverse side. The text appears to be organized into several paragraphs or sections, with some lines being more distinct than others. The ink is dark, but the paper is aged and discolored.





Dr. Reckermann

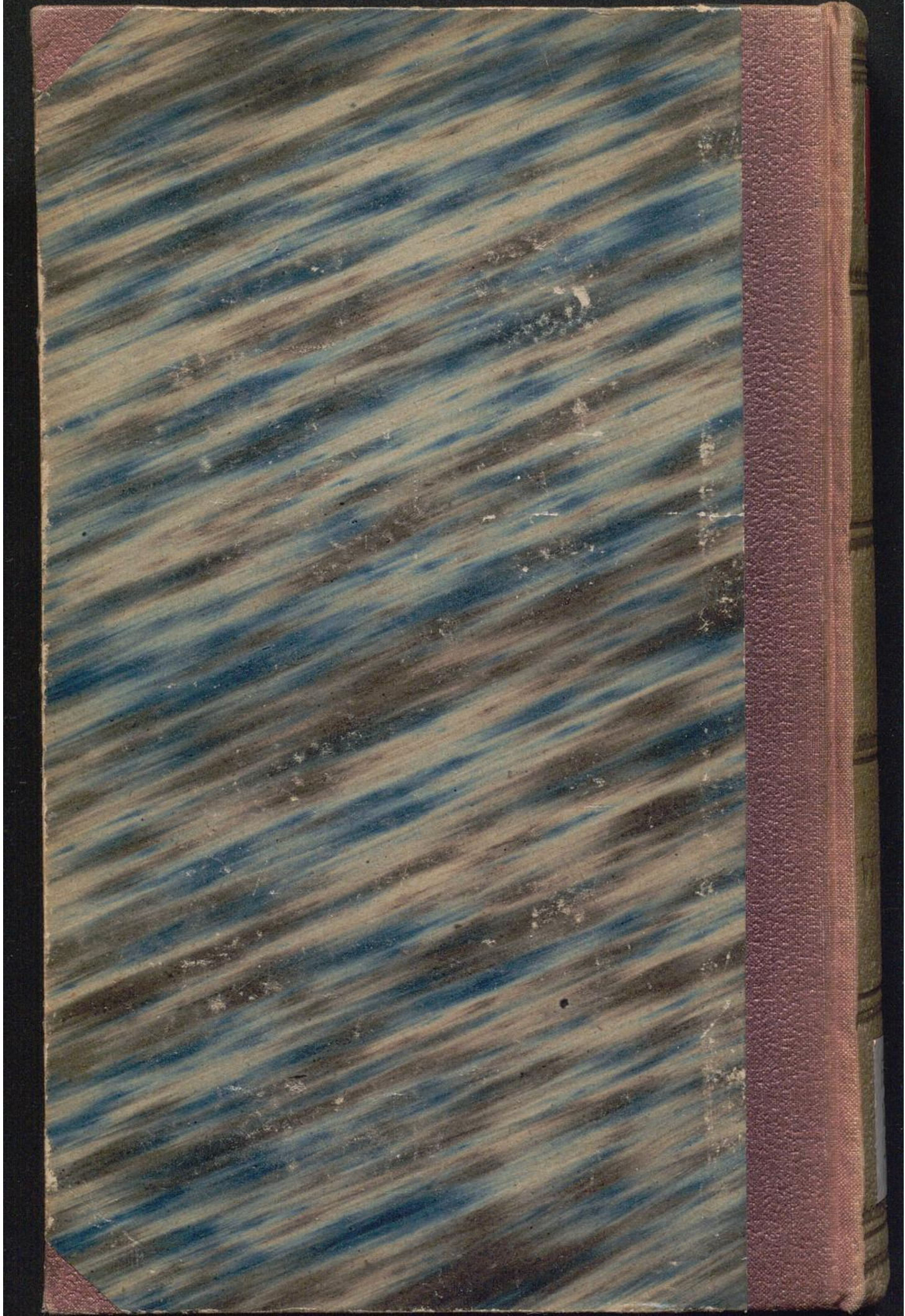
19. JULI 1978

GHP 10FBFM1215-7/8

<14+>14509C29CS452

<11+>24553573S8

Standort: P ~~10~~ 06
Signatur: FBFM 1215 - 7/8
Akz.-Nr.: 76/8368
Id.-Nr.: W1153942



P
06

Montesquieu's

Works

VII, - VIII

FBFM
1215
-7/8